Helvetiens
Berühmte Männer
in Bildnissen

von

Heinrich Pfenninger, Mahler,

nebst

Kurzen biographischen Nachrichten

von

Leonard Meister.

Zweyte Auflage
besorgt von J. C. Fäsi.

Zweyter Band.

Zürich 1799.
Im Verlag von Heinrich Pfenninger Mahler.

VII 7
1
100

Helvetiens
Berühmte Männer
in Bildnissen

von

Heinrich Pfenninger, Mahler,

nebst

kurzen biographischen Nachrichten

von

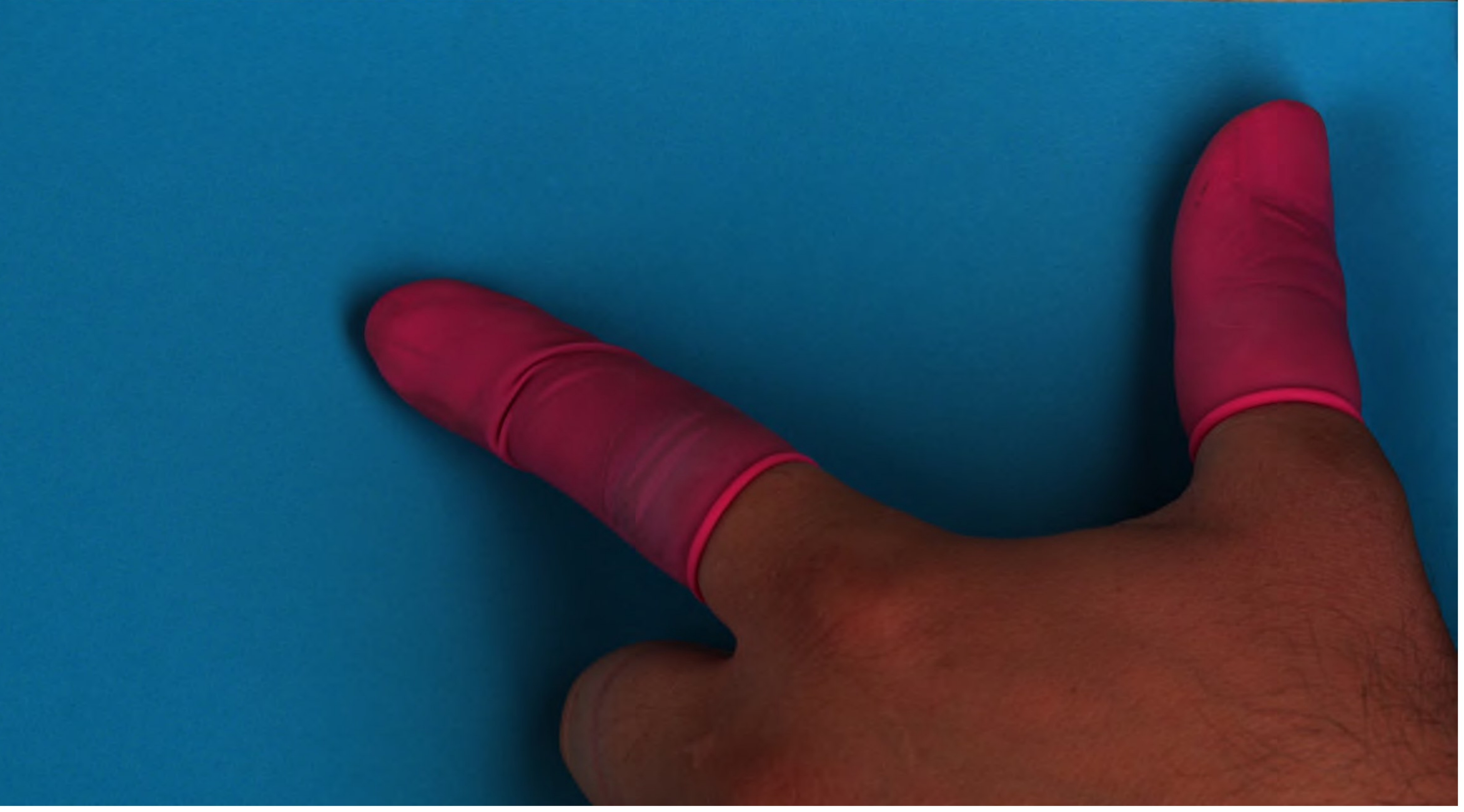
Leonard Meister.

Zweyte Auflage
besorgt von J. C. Fäsi.

Zweyter Band.

Zürich 1799.
Im Verlag von Heinrich Pfenninger Mahler.

VII 7
1
100



Helvetiens

Berühmte Männer

in Bildnissen

von

Heinrich Pfenninger, Mahler,

nebst

Kurzen biographischen Nachrichten

von

Leonard Meister.

Zweyte Auflage

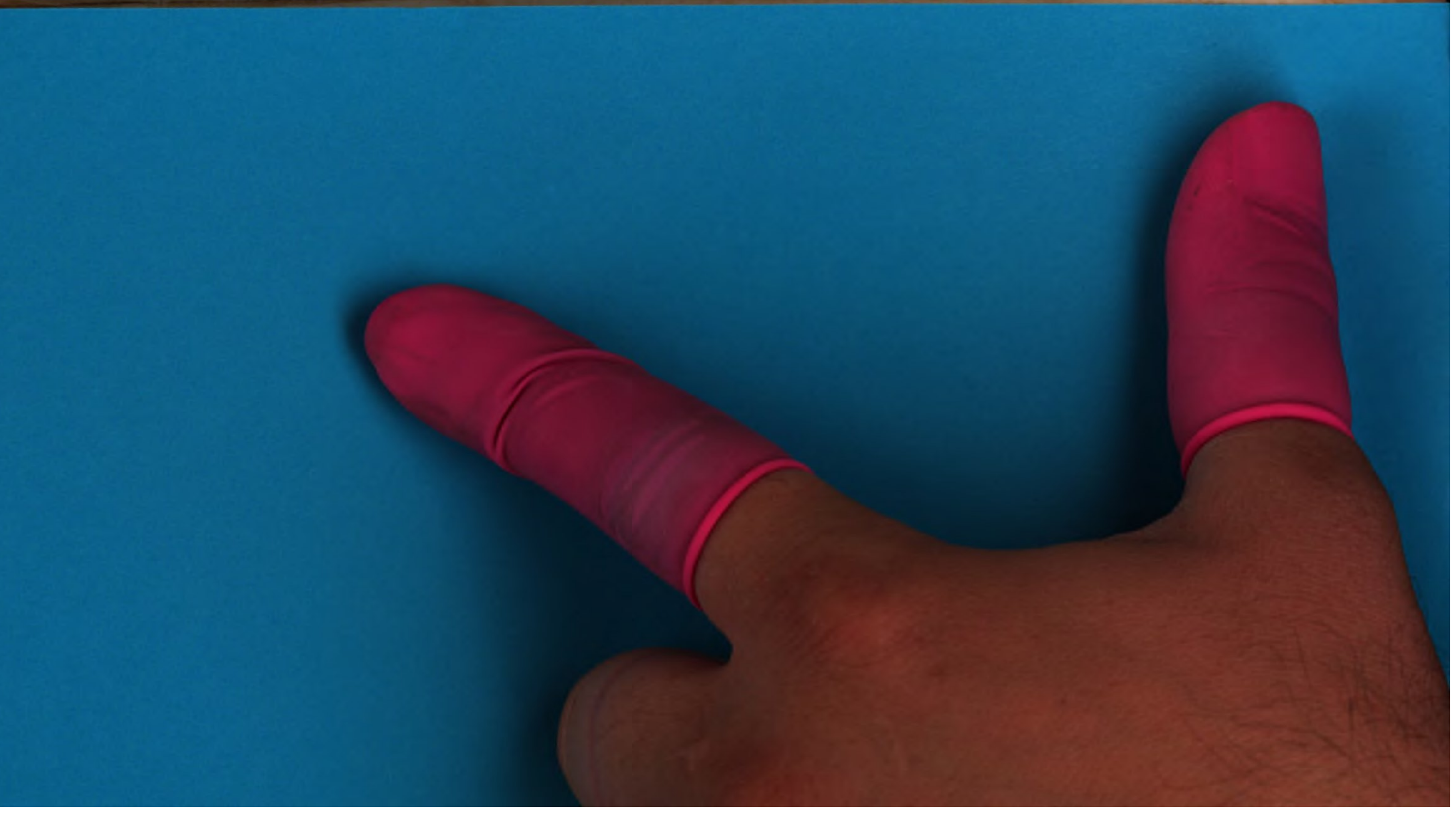
besorgt von J. C. Fäsi.

Zweyter Band.

Zürich 1799.

Im Verlag von Heinrich Pfenninger Mahler.

VII 7
1
100



Helvetiens

Berühmte Männer

in Bildnissen

von

Heinrich Pfenninger, Mahler,

nebst

Kurzen biographischen Nachrichten

von

Leonard Meister.

Zweyte Auflage

besorgt von J. C. Fäsi.

Zweyter Band.

Zürich 1799.

Im Verlag von Heinrich Pfenninger Mahler.

VII 7
1
100

Nicolaus von Flüe. *)

Derselbe war aus angesehenem Geschlechte von Sarneln im Unterwaldner-Cantone. Noch zeigt man in der Kirche zu Kernz den Taufstein, bey welchem er im J. 1417. den 21. März getauft worden. Die Kindheit verfloß dem stillen, fleissigen Knaben unter den Geschäften und auf den Triften des Vaters. Von seinen Altersgenossen hat er das Zeugniß, daß sie ihn niemals weder unzufrieden gesehn, noch von seinen Lippen ein unwahrhaftes oder unanständiges Wort gehört haben. In seinem männlichen Alter wohnte er dem einheimischen Kriege und den eydgenössischen Feldzügen gegen Siegmund von Oesterreich bey. Damals soll er das Kloster Catharinathal bey Diessenhofen vor der Einäscherung verwahrt und die unbändigen Sieger gelehrt haben: „Freunde, wenn Ihr den Sieg mit Gott erkämft habt, so schont des „Besiegten!„ — Nachher bekleidete er eine Rathsstelle im Lande; unbeweglich schlug er die höchste Würde eines Landammanns aus; unvermögend nämmlich glaubt' er sich zur Verbesserung der herrschenden Mißbräuche, und durch fruchtlosen Eifer besorgte er vielmehr Erbitterung als Eintracht zu stiften. Bey solcher Lage der Sachen ließ er sich theils durch natürlichen Hang zur Andacht, theils durch den Genius der Zeiten, ungefähr in seinem fünfzigsten Jahre, zur Erwählung eines einsiedlerischen Lebens verleiten. Noch sieht man über der Thüre seines ehemahligen Wohnhauses das Gemählde seines Abschiedes von Weib und Famillie, mit einer Aufschrift, woraus sich erhellet, daß er im J. 1467. sich von seiner Gattin uud von fünf Söhnen und eben so viel Töchtern, nicht ohne

*) S. Helvet. Almanach vom J. 1780. wie auch Lebensbeschreibungen heiliger Seelen, B. 1. und Arnolds Leben der Gläubigen, nebst dessen Kirchenhistorie Th. IV. Sect. II. No. 18.

innern Streit zwischen Natur und Menschheit und zwischen religiosen Gewissenstriebe, losgetrennt habe. Umsonst daß ihn dieser letztere in den Wüsten, bald an der Reuß bald an der Aare, hin und her trieb: sein Herz zog ihn zurück; wenn er auch dem Eremitenberuf treu bleiben sollte, so konnte es nur in der Nähe bey den Seinigen geschehen, um auch in der Abgeschiedenheit noch immer für diese zu leben. Zum Aufenthalte wält' er sich also das Nanft, ein enges Bergtobel in dem quellenreichen Melchthal. Hier war ein Bret sein Lager, sein Polster ein Stein, sein Dach anfänglich ein grosser Lerchenbaum; nachher bauten ihm seine Landsleute eine Hütte und eigne Kapelle, obgleich er seine Muterkirche zu Saxeln fleißig besuchte. Weit und breit hatte er sich durch Betten und durch auserordentliches Fasten den Ruhm eines Heiligen erworben. In der Nähe hatten sich seine Gefährten, auf der einen Seite Ulrich von Bayern, auf der andern Seite Cecilia von Kerns dem gleichen Eremitenleben gewiedmet. Den Thalleuten von Unterwalden und den Pilgrimen, die zu seiner Zelle herbeyflossen, gab Niklaus die heilsamsten Erinnerungen; die Tugend machte er zum nothwendigen Beding einer höhern Seligkeit. Der Kern seiner Sittenlehre bestand darinn: „Liebe ist die Mutter aller Tugenden „im Himmel und auf Erde; an allen ihren Jüngern äus„sert sie sich sichtbar; an dem Unterthan z B. durch Ge„horsam; an den Obern durch Gerechtigkeit. Jeder sey „treu und fleissig in seinem Stande; nur wenige (sagt er,) „sind zu dem meinigen berufen. — Man ehre die Prie„sterschaft, auch selbst die unwürdige; es ist gleich viel, „ob lebendiges Quellwasser durch Bley oder durch Gold „rinnt." Auch er selbst that beynahe keinen Schritt, ohne Rath und Beystimmung einiger, benachbarter Priester. Zwar unterhielt er sich gerne auch mit Andern über die heiligen Geheimnisse: doch nicht selten sprach er: „Fragt

„nicht den Mann, der weder schreiben noch lesen kann;
„fragt enre Lehrer!„ Das Leiden des göttlichen Erlösers
hat er jedermann im Herzen zu tragen, als den größten
Trost in der Stunde des Todes. Einmal bestrafte er die
Eifersucht einer Frau, die Hoffarth einer andern und den
Muthwill eines im burgundischer Ausbeute glänzenden
Landmanns. Sein gewöhnliches Gebeth war: „O Gott:
„nihm mich mir, und gieb mich ganz zu eigen dir!„ Den
Eidsgenossen empfahl er die Eintracht! „Auch bey Euch,
„meine Freunde, sprach er, leite die Liebe alles zum Be-
„sten. Unfriede zerstöhrt und wird zerstöhrt; darum stellt
„nach dem Frieden. Eiuigkeit hat eure Feinde geschla-
„gen und Euch in Ansehn gesetzt; Eigennutz kann Euch
„trennen. Wessen Glück sich auf Erde vermehret, wie
„das eure, der soll zufrieden und Gott dankbar seyn, so
„mehrt es sich auch noch im Himmel. Greift niemand
„feindlich an, aber wiedersetzt Euch der Gewalt und be-
„schützt Witwen und Waisen gegen Ueberdrang wie bis-
„her. Macht den Zaun eurer Freyheit nicht zu weit;
„auch öfnet ihn nicht jedem, der anderwärts ausgejagt
„worden. Meidet fremde Herren und ihre Gaben und
„glaubt meinen Worten, ehe sie unnütz sind!„

Von Figur war der Niklaus ein hagerer, aber nicht steifer Mann, von ungewöhnlich langem Ebenmaasse, so daß er in seiner sechs Schuh hohen Zelle nicht aufrecht stehen konnte. Die Spitzeu glatter Haarlocken berührten seinen braunen Nacken und die ruhige Stirne. Ein dünner Bart gab ihm mehr ein bescheidenes als furchtbares Aussehn. Sein schwarzes Aug hatte einen anziehenden Blick voll Freundlichkeit; wenn er lebhaft redete, so schienen die schwellenden Halsadern eher mit Luft als mit Blute angefüllt. Er selbst genoß dauerhafter Gesundheit; seine Kinder hingegen waren alle schwächlich, und zwar am Geiste wie am Körper.

Bey der Uneinigkeit zwischen den Kantonen im J. 1481. hatte Niklaus eine ehrwürdige Rolle gespielt. Zu Anfang dieses Jahres meldeten sich die Städte Freyburg und Solothurn um den Beytritt zu der eydsgenößischen Verbindung. Den städtischen Kantonen, Zürich, Bern und Luzern waren sie, als Freunde zu gelegener Zeit, sogleich willkommen; von den Kantonen Uri, Schwytz und Unterwalden hingegen wurden sie als geheime Feinde betrachtet; von jenen erhielten sie das Jawort, von diesen den Abschlag, von Zug und Glarus zweydeutige Antwort. Fruchtlos wurden Tagsatzungen nach Tagsatzungen gehalten.

Es war ungefähr acht Tage vor Weyhnacht, als sich, auf Anhalten der Schiedrichter von Zug und Glarus, und, wie es scheint, durch Veranstaltung des Eremiten, die eydsgenößischen Gesandten zum letzten male in Stanz versammelten, um entweder Krieg anzufangen oder Frieden zu schliessen. — Zu Stanz lebte ein frommer Priester, Hermann im Grund, von Luzern, des Eremiten Vertrauter. Als dieser sah, daß der Handel je länger je gefährlicher geworden, begiebt er sich in der Nacht vierthalb Stunden weit zu Niklaus und kömmt erst in der Mittagsstunde wieder. In vollem Schweisse läuft er in alle Gasthöfe, wo die Gesandte sich eben zur Abreise auf den Nachmittag anschickten. Mann für Mann bat er mit wainenden Augen, um Gottes willen, noch einen Augenblick zu säumen und des frommen Einsiedlers Rath zu vernemmen. Der unerwartete Schritt that seine Würkung. Die betroffenen Gesandten hatten sich eben versammelt, als Niclaus zu ihnen hereintrat. Vor dem wichtigen Unterfangen des Mannes und vor seinem ehrwürdigen Anstande stehn alle von den Stühlen auf; er aber sprach mit entblößtem Haupte: „Liebe Herren, ich komme aus meiner Einöde „und weiß nicht von menschlicher Weisheit: aber Gott „hat mich unterichtet. Laßt (sagt' er zu den Städten,)

„das Burgerrecht fahren, welches nur Unrath gebähren „kann*). Ihr aber (und wandte sich an die Länderkantone) „seyd erwiesener Gutthaten eingedenkt und nehmt Frey„burg und Solothurn gerne zu Eidsgenossen auf; es „kömmt eine Zeit, wo Ihr Euch der Befolgung meines „Rathes freuen werdet. Dann hab ich mit Bedauren ver„nommen, daß Ihr, anstatt Gott für eure Siege zu dan„ken, beständig über ihre Ausbeute streitet. Lieber! theilet „in Zukunft herrschaftliche Eroberungen nach den Kan„tonen, und die bewegliche Beute nach der anwesenden „Mannschaft. Ihr vier Waldstädte bleibt bey der natürlichen „Billigkeit der gleichen Sätze. Und Ihr alle endlich ver„einigt eure vorigen, absönderlichen Bündtnisse in ein all„gemeines Band der Liebe, der Treu und guter Ordnung. „Nichts mehrers. Der Herr sey mit Euch! „ — Hier„auf allgemeinen Beyfall und Dank von Seite der erstaun„ten Gesandten. So sehr unterstützte der Ruhm der Tu„gend und Heiligkeit des Redners den Vortrag, daß er plötzlich auch den Wiederspenigsten einleuchtete. Wenige Tage hernach erschien das Verkommniß zu Stanz und der eydsgenößische Bundesbrief für Freyburg und Solothurn.

Das Stanzerverkommniß und sein Stifter, der Eremite von Flüe, erweckten aufs neue die erloschenen Nationalgrundsätze; daher ruft schon der Eingang alle vorigen Verträge in das Gedächtniß zurück und will die Gelübde der Väter nicht auflösen sondern erfüllen; daher ward der Pfaffenbrief vom J. 1370 zur Handhabung des Landesfriedens und der weltlichen Gerichte, — daher die Sempacher-Kriegesordonanz vom J. 1393. wörtlich beygerückt; daher werden für die Zukunft alle heimlichen Gemeinden, Sammlungen oder Anträge verboten und jedem Kanton seine gegenwärtige Verfassung zugesichert; daher verbinden

*) Die Städte Cantone hatten nemlich ein einseitiges Bündniß mit Freyburg und Solothurn geschlossen, und dadurch hauptsächlich die Zerwürfniß veranlaßt.

sich alle Contrahenten zu gegenseitigem Schutze gegen den Ueberpracht eines einzelnen aus ihnen und gegen frefelhaften Auszug der Unterthanen. Zugleich verstehn sich die Cantone unter einander, liegende Eroberungen wie auch Brandschatzungen zu gleichen Theilen zu theilen; die beweglicheBeute aber den Truppen nach Marchzal zufliessen zu lassen.

Damit die neuen Bundesgenossen, Freyburg und Solothurn, den Arm der Verbündeten nicht zu gefährlicher Vergrösserung mißbrauchen, so wird ausser dem bisherigen eydgenößischen Bezirke für sie ein gewisser Hilfskrais festgesetzt, der ihr Gebiet umfaßt. Zween Puncte unterscheiden diesen Bnndesbrief vor den ältern; die beyden Städte, Freyburg und Solothurn dürfen, ohne den Willen aller oder der mehrern von dem VIII. ältern Kantone, in keine neue Bündtnisse tretten; nur behalten sie sich die Freyheit znr Mittheilung ihres Bürgerrechts vor, in so fern nämmlich diese Mittheilung den eydgenößischen Bündtnissen unschädlich seyn werde. — Ein anderer Punkt verpflichtet die neuern Bundesgenossen, daß sie den rechtlichen oder friedlichen Verglich mit ihren Gegnern annehmen müssen, wofern es die mehrern oder alle acht alte Kantone verlangen.

Von allen eydgenößischen Ständen erhielt, Niklaus schriftliche Versicherungen des Danks und der Ehrfurcht nebst verschiedenen Geschenken, die er zum Schmucke seiner kleinen Capelle anwendete.

Er starb sechs Jahre hernach im J. 1487. in dem siebzigsten seines Alters, nach achttägigem Leiden, an einer Nervenkrankheit. *) An dem Tage seiner Begräbniß zu Sarcln wurden die Werkstätte im Lande beschlossen, und der gewohnte Gottesdienst selbst eingestellt; denn alle Thäler von beyden Unterwalden zogen mit ihren Priestern herbey, dieses erste Gedächtniß seines Todes zn feyren.

*) In Joh. Jac. Grassers schweizerschen Heldenbuch wird das J. 1502. als sein Todesjahr angegeben.

Zween seiner Söhne haben die höchste Würde eines Landammans bekleidet. Ihr Portrait mit dem Portrait des Vaters befindet sich auf dem Rathhause zu Sarnen.

* *
*

Noch müssen wir über das wunderbare Fasten unsers frommen Niclaus einige Zeugnisse — und zwar der Zeitgenossen selbst anführen:

In dem Jahrbuche der Pfarrkirche zu Sachseln findet man unterm Jahre 1485. folgende Urkunde: „Um das J. „Christi 1417. war ein frommer Mensch, Nicolaus von „der Flüe, gebohren und erzogen in der Pfarre Sach„seln, — der hernach in eine Wildniß gegangen, die man „den Ranft heißt, allda ihn Gott erhalten hat ohne Spei„se und Trank, eine lange Zeit, nämmlich achtzehen Jah„re, da dieß geschrieben worden, und er war noch selbi„ger Zeit guter Vernunft und heiligen Lebens.„ — Aufs J. 1488. steht im Kirchbuche zu Sachseln der kurze Bericht vom Leben und Sterben Nicolai. Darauf hat auch im J. 1491. die Obrigkeit zu Unterwalden die Wahrheit der Sache durch eine authentische Schrift bekräftigen lassen. — Von Gundelfingen, ein Zeitgenosse unsers heiligen Helden, war der erste, welcher so gleich nach dessen Hinschied im J. 1488. sein Leben beschrieben und der Regierung in Luzern zugeeignet hat. Eben dieses Leben beschrieb bald hernach, nemlich im J. 1501. der Bernersche Gelehrte, Heinrich Wöflin. In seinem Chronicon drückt sich Thrithemius bey dem J. 1480. über unsern Niclaus so aus: „dieser Mann Gottes ist zu dieser Zeit „ein Wunder gewesen; siehe, itzt ist es schon das zwan„zigste Jahr, daß er in die Einöde trat und keine mensch„liche Speise genoß.„ — In den ältern Lebensbeschreibungen wird seines langwierigen Fastens unter folgenden Umständen erwähnt:

„Mehrere argwoneten, daß Clauß sich heimlich Spei-
„se zubringen lasse. Auf obrigkeitlichen Befehl wurde
„alles genan untersucht und nicht der geringste Betrug
„entdeckt. Im Jahr 1469. sandte der Bischof von Con-
„stanz seinen Weihbischof, Thomas; nach Unterwalden,
„nach vielen erbaulichen Gesprächen fragte dieser den
„Eremiten welches die größte Tugend eines Untergebenen
„sey? — Er antwortete; Gehorsam. — Hierauf legte
„ihm der Weihbeischof drey Stücke Brod und ein wenig
„Wein vor, mit Befehl davon zu kosten. Niclaus er-
„schrak; schon achtzehen Monate nämlich hatte er sich von
„aller Nahrung entwöhnt; gleichwohl nahm er eines von
„den Stückgen Brod, mit Bitte, daß er es in drey klei-
„nere theilen dörfte. Nach erhaltener Erlaubniß nahm
„er ein Bröcklein und ließ auch ein wenig Wein durchge-
„hen; dieß gieng mit solcher Beschwerlichkeit und schmerzvol-
„ler Empörung der ganzen Natur zu, daß man besorgte,
„er würde daran sterben müssen. Von izt an ließ man
„ihn seine Lebensart ungehindert fortführen.„ *)

In der Einsamkeit schrieb Niclaus verschiedene geist-liche Lieder und kleine Erbauungsschriften; unter diesen ist wohl die merkwürdigste sein Büchelchen von der Ab-geschiedenheit. Dasselbe hatte Peter Canisius heraus-gegeben; auch ist es in Arnolds Leben der Gläubigen und in Taulers Schrift vom armen Leben eingerückt worden. Zum Beschlusse liefern wir's im Auszuge:

I.

„Ich habe der Schriften viel gelesen, und mit Ern-
„ste gesucht, welches die nächste Tugend sey, wordurch
„der Mensch sich am innigsten mit Gott einfügen, und

*) Man sehe Connor in seinem Evangelium Medici, welcher diese Entbehrung der Nahrungsmitel theils aus dem Austroknen des Liquoris gastrici, theils aus dem Einathmen stärkender Kräutergerüche u. s. w. erkläret.

„also aus Gnaden werden könne, was Gott von Natur „ist, damit der Mensch am gleichsten dem Bilde sey, „wie er in Gott war, bevor er Mensch wurde, als zwi„schen ihm und Gott kein Unterscheid war, ehe noch Gott „die Natur schuf: — so viel ich erreichen mochte, so „finde ich nichts anders als daß lautere Abgeschiedenheit „das nächste sey. Alle andern Tugenden nehmen einige „Rücksicht auf die Creatur: Abgeschiedenheit aber hat „Ledigkeit aller Creaturen.

2.*

„Die Meister loben die Liebe über alle Dinge: so „lobe ich Abgeschiedenheit über die Liebe. Die Liebe „zwingt mich, daß ich Gott liebe; Die Abgeschieden„heit zwingt Gott, daß er mich lieben muß. Nun „ist dieß lezte viel adelicher; denn Gott kann sich leichter „zu mir fügen als ich mich mit ihm vereinigen könnte. „Daß aber Abgeschiedenheit Gott zur Liebe gegen Mich „zwingt, beweise ich damit, weil jedes Ding gerne seinen na„türlichen, eigenen Platz einnihmt. Lauterkeit und Einig„keit kömmt von Abgeschiedenheit, darum muß Gott noth„wendig sich einem abgeschiedenen Herzen ergeben — Zum „andern lob ich Abgescheidenheit über die Liebe; die Lie„be nämmlich zwingt mich dazu, daß ich alle Dinge lei„de durch Gott: Abgeschiedenheit aber bringt mich dazu, „daß ich für nichts mehr empfänglich als Gott. In jedem „Leidem nihmt der Mensch Etwas Rücksicht auf die Krea„tur, von welcher er das Leiden hat. Abgeschiedenheit „aber ist nichts anders empfänglich als Gottes. Was em„pfangen werden soll, muß in etwas empfangen werden. Nun „ist Abgeschiedenheit so kleingefügig, daß sich kein Ding darinn „enthalten mag als allein Gott: Gott ist so einfältig und innig, „daß er sich in den Abgeschiedenen Herzen wol enthalten mag.

*) Dieser §. 2. befindt sich nicht bey Arnold, hingegen bey Tauler.

3.

„Abgeschiedenheit ist mehr als Demut; ohne jene „kann diese nicht bestehn. Vollkommne Demut neigt sich „unter alle Kreatur: Abgeschiedenheit aber bleibt in ihr „selbst. Kein Ausgang ist so edel, daß nicht das Inne„bleiben noch edler sey. Davon spricht der Prophet David „Ps. XLV. 14. des Königs Tochter hat alle ihre Ehre „von innen. Lauter Abgeschiedenheit hat nicht die gering„ste Rükſicht auf keine Kreatur; sie will weder unten noch „oben seyn; sie will also stehen von ihr selbst, niemand zu „Lieb noch zu Leid, und will weder Gleichheit noch Un„gleichheit mit keiner Kreatur, noch dieß oder das; sie „will nichts anders als Seyn — keineswegs dieß oder das „seyn; denn wer dieß oder das seyn will, der will Et„was; die Abgeschiedenheit aber will nichts.

4.

„Nun sollst du wissen, daß die Liebe und Demut „Gott dazu gebracht hat, daß er sich senkte in menschliche „Natur, und so war lauter Abgeschiedenheit unbeweglich „in ihm, als er Mensch ward: also that er, da er Him„und Erde schuf.

5.

„Auch lob ich Abgeschiedenheit über alle Barmher„zigkeit. Barmherzigkeit ist nichts anders als daß der „Mensch aus sich selber geht auf seines Nächsten Gebre„chen und sein Herz davon betrübt wird: Von aller Be„trübniß ist die Abgeschiedenheit ledig und sie bleibt in „ihr selbst. Dionysius spricht also: der geistliche Adel „der Abgeschiedenheit isi so groß, was sie schaut, das ist „wahr; was sie begehrt, das ist ihr gewähret; und wem „sie gebeut, das ist ihr gehorsam. Wenn der freye Geist „steht in rechter Abgeschiedenheit, so ist alles groß, was „er schaut, so zwingt er Gott zu seinem Wesen; und „mögte er stehn formlos ohn' allen Zufall, so nähme er

„Gottes Eigenschaft an sich. Dieß mag aber Gott nie-
„mand geben als sich selbst; davon mag er dem abgeschie-
„denen Geist nicht mehr mittheileu, als daß er sich ihm
„selbst giebt; in gänzlicher Abgescheidenheit wird der
„Mensch also verzückt in die Ewigkeit, daß ihn nichts
„Zergängliches zu bewegen im Stande ist und daß ihm
„weiter nichts Irrdisches schmeckt, und so ist er der Welt
„todt. Gal. II. 20.

6.

„Rechte Abgeschiedenheit wiedersteht unbeweglich je-
„dem Zufalle, der Freude, den Leiden, der Schande,
„dem Laster, gleich einem bleyernen Berge, den kein
„Windstoß erschüttert. In grössere Gleichheit mit Gott
„kann der Mensch nicht gelangen als durch die Abgeschie-
„denheit. Was die eigentliche Natur Gottes ausmacht,
„das ist eben seine unbewegliche Abgeschiedenheit; von der
„Abgescheidenheit hat er seine Lauterkeit, seine ungemisch-
„te Einfalt und Unwandelbarkeit. Wenn also der Mensch
„soll göttlich werden (in wiefern eine Kreatur Gleichheit
„mit Gott haben mag,) so muß es geschehen durch Ab-
„geschiedenheit.

7.

„Allhie sollst du wissen, daß Gott in dieser unbeweg-
„lichen Abgeschiedenheit immer gewesen ist und immer
„seyn wird. Da er Himmel und Erde schuf, so änderte
„dieß in seiner unbeweglichen Abgeschiedenheit so wenig
„als ob nie keine Kreatur erschaffen wäre. Ich sage noch
„mehr: Alles Gebeth und alle gute Werke des Menschen,
„die er in der Zeit thut, verändern Gottes Abgeschieden-
„heit so wenig, als nimmer gute Werke oder Gebether
„in der Zeit geschehen, und wird Gott dadurch nimmer
„mehr desto milder oder huldreicher. Ja, ich sage noch
„mehr: Als der Sohn in der Gottheit wollte Mensch wer-
„den und da die Natur lidt, so gieng dieß die unbeweg-

„liche Abgeschiedenheit Gottes so wenig an, als ob er nie
„Mensch worden wäre und Marter gelidten hätte.

8.

„Nun mögte einer sprechen: Also hör' ich wol, daß
„alles Gebeth und alle gute Werke umsonst sind! Allein
„hier sollst du wol merken und mich weislich verstehen,
„daß Gott in seinen ersten Anblicken (so wir einen ersten
„Anblick da nennen sollen, alle Dinge ansah, wie sie ge-
„schehen sollten und in demselben Anblick sah er, wenn und
„wie er die Kreaturen schaffen wollte, und sah, welches
„Gebeth er erhören wollte oder sollte; er hat dein Ge-
„beth erhört in seiner Ewigkeit ehe du je Mensch wur-
„dest. Ist dein Gebeth unmöglich und ohne Ernst, so
„verweigert dir Gott nicht izt deine Bitte; er hat sie dir
„in seiner Ewigkeit verweigert; also würkt Gott nicht
„von neuen Dingen; alles ist vorgewürkt Ding, und also
„steht Gott allezeit in seiner unbeweglichen Abgeschiedenheit.

9.

„Nun mögte einer sprechen: Hatte Christus auch un-
„bewegliche Abgeschiedenheit als er sprach; Meine Seele
„ist betrübt bis in den Tod! Und Maria, als sie wim-
„merte unten am Kreuze? — Allhie mußt du unterschei-
„den zwischen dem innern und dem äussern Menschen,
„d. i. zwischen der Kraft der vernünftigen Seele und der
„Sinnlichkeit. Nun sollst du wissen, daß der innere Mensch,
„welcher Gott lieb hat, seine Kraft dem äussern Men-
„schen nicht mehr mittheilt, als in wie fern es die fünf
„Sinne zu ihrer Leitung bedürfen. Bey jedem höhern Ge-
„genstand zieht der innere Mensch die Kraft, die er den
„äusseren Sinnen geliehen hat, einwärts und heißt als-
„denn verzückt und sinnlos. Nun sollst du wissen, daß
„der äussere Mensch mag in Uebung seyn, ohne daß da-
„rinn der innere Mensch bewegt wird. Nun war in
„Christo auch ein solcher äusserer Mensch, der gerührt

„war, ohne daß der innere in seiner Abgeschiedenheit ge-
„stört wurde. Nihm zur Erläuterung folgendes Gleich-
„niß; Eine Thür geht in den Angeln auf und zu; nun
„gleich ich die Angeln dem innern Menschen und das
„Brett an der Thür dem äüssern Menschen; dieses Brett
„wandelt hin und her; die Angeln bleiben unverändert
„an gleicher Stelle.

10.

„Und was ist nun der Gegenstand lautrer Abgeschie-
„denheit? — Sie steht auf einem bloßen Nicht. — Nun
„steht derjenige am höchsten, in dem Gott nach allem sei-
„nem Willen würken mag. Wiewohl Gott allmächtig
„ist, so würkt er doch auf die Dinge nur nach ihrer
„Empfänglichkeit oder Bereitschaft; sein Würken ist an-
„derst im Menschen als im Stein. Und finden wir ein
„Gleichniß in der Natur: Wenn man einen Backofen heitzt
„und legt einen Täig darein von Hafer und Wäitzen und
„einen andern von Gersten, so ist zwar nur Eine Hitze im
„Ofen, und gleichwohl würkt sie nicht gleich in den Tai-
„gen; dieß aber ist nicht der Hitze Schuld, die gleich ist,
„sondern der Taige, die ungleich sind. Eben so wurkt
„Gott in den Herzen nach ihrer verschiedeneu Bereitschaft.
„Soll das Herz die höchste Bereitschaft oder Empfäng-
„lichkeit haben, so muß es stehen auf einem bloßen Nichts.
„Dessen nihm ein Gleichniß in der Natur: Will ich schrei-
„ben auf eine Wachstafel, so mag keine Schrift so klein
„seyn, die sich schon in der Tafel befindt, so verhindert
„sie mich, daß ich nicht so gut darein schreiben kann;
„well ich wol schreiben, so muß ich das vorher geschrie-
„bene tilgen.

11.

„Nun frag ich: Was ist des Abgeschiedenen Gebeth?
„Ich antworte: Ganz lautere Abgeschiedenheit kann nicht
„bethen. Wer bittet, begehrt etwas; das abgeschiedene

„Herz begehrt nichts; all sein bethen ist nichts anders als
„einförmig sein mit Gott. — Das gute Gebeth nihmt
„den Ursprung in guten Gedanken des Herzens, und erst
„ergießt es sich in Worte: soll nun das Gebeth aufs
„höchste kommen, so muß es wieder zurückgehn und sich
„vorerst scheiden von der Hülfe der Wörter. Alsdenn
„kömmt die Seele Gott so nahe wie die Morgenröthe der
„Sonne, die sich in dieser verliert; also zieht Gott die
„Seele in sich, daß sie an ihr selber nicht ist und ist sie
„alsdenn Gott mit Gott Auf solche Weise steigt die An-
„dacht aufs höchste. Die Einförmigkeit mit Gott entsteht
„daher; wenn der Mensch sich Gott unterwirft; hingegen
„je mehr er sich den Kreaturen unterwirft, desto weniger
„ist er mit Gott einförmig und desto weniger seines göttli-
„chen Einflusses empfänglich. Dieß meint Paul Röm.
„XIII. 14. wenn er sagt: Legt an Euch Jesum Christum,
„und meint Einförmigkeit mit Christo. Wisse auch, daß,
„als Christus Mensch ward, so nahm er nicht an einen
„Menschen, sondern menschliche Natur. Geh also hin
„aus allen Dingen, so bleibt noch allein dasjenige, was
„Christus an sich nahm, und also hast du Christum ange-
„zogen. Christus sagt Joh. XVI. 7. Es ist euch nützlich,
„daß ich von Euch gehe u. s w. — Recht als wollte er
„sagen: Ihr hängt Euch zu viel an mein gegenwärtig
„Bild; darum genießt Ihr den vollkommenen, heiligen
„Geist nicht. Scheidet weg die äussern Bilder und einigt
„Euch mit formlosen Wesen!

12.

„Wenn aber das Wohlgefallen an dem leiblichen Bil-
„de Jesu Christi uns säumt an der Empfänglichkeit des
„h. Geistes: wie viel mehr wird uns nicht das Wohlge-
„fallen an andern zergänglichen Dingen hieran verhindern?„

So weit der Auszug einer Schrift, welche eben durch Bestreitung aller sinnlichen Empfindlichkeit die tiefste, in-

nere Empfindsamkeit in dem Karacter unsers Niclaus von Flüe an den Tag legt. Bey gefühlvollen Seelen nichts leichter und gewöhnlicher als der schnellste Uebergang von lebhafter Anhänglichkeit zu gänzlicher Abgezogenheit; unmöglich können sie sich zwischen beyden Extremen in der Mitte erhalten. — Nur im Tone oder im Kolorit, keineswegs in dem Grunde oder in der Quelle selbst scheinen die Betrachtungen unsers abgeschiedenen Eremiten von den Empfindungen z. B eines weltscheuen Rousseau verschieden. *) Wenn dieser seinem Einsiedlerleben einen misantropischen, so hat von Flüe dem seinigen einen mystischen Anstrich gegeben. Seine fromme Methaphysik scheint er von den bessern Mystikern, z. B. Johann Tauler und Thomas à Kempis gelernet zu haben. Gleichwie ehmals gegen den Despotismus des heydnischen Roms die stoische Philosophie, so wurde nunmehr gegen die Hierarchie des christlichen Roms die mystische Theologie als Zuflucht, als einziger Seehafen erwählt. Bey durchgängig herrschendem Sittenverderben und bey verschwindender Hofnung zur Heilung desselben, was schien einem Man von so reinen

*) S. Rousseau's Oeuvr. T. XXIV. Lettr. à Mlle. D. M. Je sais, schreibt er, combien le besoin d'attachement rend affligéante aux coeurs sensibles, l'impossibilitè d'en former. Je sais combien cet etat est triste; mais je sais qu'il a pourtant des douceurs; il fait verser de ruisseaux de larmes; il donne une melancolie qui nous rend témoignage de nousmême, & qu'on ne voudroit pas ne pas avoir. Il fait rechercher la solitude comme le seul asyle où l'on se retrouve avec tout ce qu'on a raison d'aimer. Je ne puis trop vou le dire; je ne connois ni bonheur ni repos dans l'èloigement de soi-même, & je sens mieux, de jour en jour, qu'on ne peut être heureux sur la terre, qu'á proportion qu'on s'éloigne des ehoses & qu'on rapproche de soi. — Rousseau fand nichts auſſer ſich; weit erhabener fand Niclaus nichts als Gott in ſich noch um ſich.

Religionsgefühlen, wie Niclaus, noch übrig zu bleiben, als sich der Welt zu entziehn und in sich selbst, in näherm Umgange mit dem Himmel zu leben? Sonderheitlich auch unter den einsamen Alpenbewohnern hat man zu allen Zeiten den Hang zum Mysticismus bemerket.

Matthäus Schinner *)

Derselbe ward in der letztern Hälfte des XVten Jahrhundert zu Milibach, in dem Zehnten Gombs, im obern Wallis, geboren. Sein Oheim, Niclaus Schinner, war Bischof zu Sitten und General-Vicar Papsts Alexanders VI. Ungeachtet eines so angesehenen Verwandten, mußte der junge Neffe sich gleichwol armselig durchschleppen. Er besuchte die Schule zu Sitten; gleich andern armen Schülern sang er ums Brod vor den Häusern. Wegen seiner witzigen Einfälle prophezeyte ihm ein angesehener Greiß, daß er einst zu den höchsten Würden empor steigen werde. Ungemein ward der Jüngling durch solche, noch so entfernte Erwartungen zum Fleiß im Studiren ermuntert. Um desto mehr in Künsten und Wissenschaften zu wachsen, gieng er nach Zürich und Como. Bey seiner Heimkunft erhielt er anfänglich nur einen gemeinen Pfarrdienst. Wegen seiner schon bekannten Gelehrsamkeit und Wolredenheit ward er von Jost von Silenen, der zufälliger Weise vorbey reisete, mit einem Besuche beehret. Dieser Jost von Silenen war jener berühmte Walliser-Bischof, von dem wir im Vorbeygehn nur folgendes bemerken: derselbe hatte viele Kirchen und Schlösser erbaut und auch die Silber-

*) S. Paul Jovius Elogia, Basil. 1577. wie auch Hist. sui temporis. Bas. 1577.

ber-Mine in dem Banier-Thal eröfnet. Wegen sehr geringer Veranlassung hatte er mit seinem Bruder im J. 1487. den Grafen von Arona überfallen. Von dem Lehnherrn dieses letztern, dem Herzog von Mayland, wurd' er geschlagen. Dieser Vorfall und die allzugrosse Anhänglichkeit, welche Jost von Silenen gegen Frankreich hezeugte, empörten gegen ihn einen der angesehensten Einwoner den Georg Supersax, oder auf der Flüe. Auf Anstiften dieses Georgs, zog im J. 1496. das Landvolk vor die bischöfliche Burg Majoria; man ließ ihm die Wahl, sich entweder gefangen zu geben oder sogleich und für immer und ewig das Land zu verlassen. Der Bischof wälte das letztre. — Dieses Mannes erwähnten wir etwas umständlicher, da wir ihn mit Grund als den ersten Beförderer unsers Schinners ansehen können. Von demselben ward er im J. 1490. zum Dohmherrn zu Sitten ernennt. Als Dohmherr, trug er vieles bey, seinen oben gemeldten Oheim, Niclaus, auf den bischöflichen Stul zu erheben; in dessen Nammen besorgte er die meisten Geschäfte. Im J. 1497. ward er Decan zu Valleria. — Mittlerweile hatte der entsetzte Bischof, Jost von Silenen, verschiedene Bewegungen zur Wiedererlangung des Bistums gemacht, die aber alle fruchtlos geblieben, so daß er genöthigt war, sich mit dem Bistum Grenoble zu befriedigen. Sein Nachfolger zu Sitten, obiger Niclaus Schinner, fand die bischöfliche Regierung so unruhig und beschwerlich, daß er sie im J. 1500. aufgab. Nach Einigen soll sein Neffe, unser Matthäus Schinner, so wol von dem Dohmstift als von den Landesbewonern zu dieser Stelle ernennt worden seyn, nach den meisten Nachrichten aber ein Andrer, für welchen Schinner die päbstliche Bestäthigung in Rom hätte abholen sollen. Daselbst aber kartete dieser letztre die Sache so, daß der Papst ihm selbst, die bischöfliche Würde auftrug. Bey seiner Heimkunft fand er freylich

gegen sich das Landvolk äusserst erbittert: indeß blieb er, vermittelst der Empfehlung seines ehmaligen Schülers, des oben erwähnten Georg auf der Flüe in dem Besitze des Bistums. Seit jener unglücklichen Expedition der Walliser im Mayländischen wurden dieselben völlig von Frankreich entfernt; um sich ihnen gefällig zu machen, trat Schinner in die gleichen Gesinnungen; so sehr sein vormaliger Beförderer, Bischof Jost von Silenen, dem französischen Hofe ergeben gewesen, so sehr war nunmehr der neue Bischof diesem Hofe zuwieder. Freylich hatte er im J. 1500. Ludwig XII. seine Dienste anbieten lassen, allein unter solchen Bedingungen, daß der König keineswegs Lust hatte, die Freundschaft eines einzigen Mannes so theuer zu kaufen. Schinner ließ ihm sagen: Nunmehr soll Frankreich empfinden, wie sehr viel an einem einzigen Manne gelegen seyn könne, und hiemit trat er auf Seite des Herzogs von Mayland, des Papsts und des Käisers. Durch seinen Einfluß und durch seine rührende Beredsamkeit brachte er's im J. 1501 dahin, daß in der Eidgenoßschaft, zum Nachteil der französischen Anwerbungen, die Pensionen bey hoher Strafe untersagt wurden. Im J. 1503. ward auf seine Vermittlung zwischen obgedachtem König und zwischen den Eidgenossen Friede geschlossen; Kraft dieses Friedens fiel die Grafschaft Bellenz an die Kantone Uri, Schweiz Unterwalden nid dem Wald; auch hinterhielt er die Schweizer, daß sie diesem König keine Hilfstruppen zu seinem Zug nach Neapel bewilligten. Im J. 1506. hatte er die Kriegsflamme, welche zwischen Wallis und Savoien ausbrechen wollte, in der ersten Funke gelöscht. Als päpstlicher Legat befand er sich im J. 1501. auf der eydgenößischen Tagleistung; daselbst bewog er die Eidgenossen zu fünfjähriger Verbindung mit dem römischen Stule. Auf zwey verschiedenen Wegen zogen sie, zu Gunsten des Papstes, bey 6000 Mann in Italien. Bey ihrem

Durchmarsch zu Martinach und über den Sanct Bernard sah sie der Bischof vorüber ziehn, indem er ihnen sogleich das erste Soldgeld bezahlte. Aus Mangel an Proviant, zogen diese Truppen unverrichteter Sachen wieder nach Hause. Hierüber liessen sich die Eidgenossen beym Papste entschuldigen und zugleich die noch rückständige Besoldung abfodern. Nach Verweigerung dieses Begehrens, wandte sich nunmehr Georg auf der Flüe mit seinen Wallisern auf die französische Seite und ganz wurde der Unwillen des Volks auf Schinmers Nacken geladen. Schon war es im J. 1511. vor seinem Palaste mit der Mazze versammelt. — — Im Vorbeygehn bemerken wir, daß dieses Wort in der celtischen Sprache und auch itzt noch in der spanischen, Matta, so viel als Töden bedeutet, wie denn Matt im Schachspiel den gleichen Sinn hat.*) Die Mazze bey den Wallisern ist eine Keule, mit Nägeln beschlagen. Unter allerley Schimpferden wird sie im Begleite des Volkes vor das Hause des verhaßten Bürgers getragen; bey Vermehrung des Zulaufs ist für denjenigen, auf welchen die Mazze abzielt, alle Rettung verloren. Kaum hatte Schinnern dieser Ostrazismus getroffen, so flüchtete er sich in eines Feld- siechen Kleidung über das wilde Gebirg, mitten durch das französische und ferrarische Kriegsheer. In Rom erhielt er zur Belohnung seines politischen Martyrtums den Kardinalshut nebst der Würde eines päpstlichen Legaten in der Lombardie, in Deutschland und wo noch sonst der Papst sich seiner Dienste zu bedienen bereit war.

Bey seiner Zurückkunft in die Eidgenoßschaft arbeitete er eifrig gegen die Vereinigung der Eidgenossen mit Frankreich. Eine kleine Beleydigung, die einem Läufer aus Schweiz von einem französischen Soldaten im Mayländischen angethan worden, kam ihm eben gelegen, unter dem Vorwand, die Beschimpfung zu rächen, die Eidgenossen

*) S. Eccard ad legem salicam.

aufzufodern, daß sie bey 10000 stark gegen die Franzosen ins Mailändische zogen.

Im J. 1512. trafen die eydgenößischen Gesandte, welche nach Venedig geschikt worden, daselbst den Kardinal an; ihn ersuchten sie, den Papst zur Auszahlung des ausstehenden Solds zu bereden. Anfangs stellt' er sich schwierig, allmählich machte er Hofnung; nebst einem andern päpstlichen Legaten brachte ers durch Indulgenzen, durch rührende Worte und besonders durch ausgestreutes Geld dahin, daß zum Beystand des Papstes sich bey 20000 Eidgenossen nach Italien begaben. Diesen sollten bis zu gänzlicher Auszahlung des Soldes alle gemachten Eroberungen zum Unterpfand dienen. Unter Mitheilung eines kostbaren Hutes und Schwerdtes wurden sie von dem Kardinal nach Mailand geführt. Daselbst verjagten sie das Kriegesheer Ludwigs des XII. und setzten den verlaßnen jungen Maximilian Sforzia im J. 1513. wieder in sein väterliches Herzogthum ein. Zur Vergeltung erhielten sie die Herrschaften Lauis, Lugarus, Mendris und Maynthal; die Graubündtner aber das Veltlin; Cleven und Worms. Der Kardinal ward von dem Herzog mit der Stadt Vigevano beschenkt. Vom Papste erhielten die Eidgenossen nebst kostbaren Kriegespannern, den Titel der Kirchenbeschützer. Noch in gleichem Jahre wollte Ludwig XII Mayland dem neueingesetzten Herzogen wieder entreissen. Er ließ Novarra belagern. Die eydgenößische Besatzung von 8000 Mann that einen Ausfall auf das verschanzte französische Lager; sie erstiegen dasselbe, richteten das eroberte Geschütz gegen den Feind und zwangen ihn, mit eiliger Flucht aus ganz Italien zu ziehen. Seither wagte sich im J 1515. Franz I. wieder an Mailand. Zahlreich zogen ihm die Eydgenossen über den Gotthard entgegen. Von Frankreich aber wurden die Einen bestochen, die andern wußten selbst nicht, was sie wollten. Der kleinere Theil griff das französische

Lager bey Mar:gnan an. Die Verschanzungen nebst dem Geschütze wnrden robert; und der König selbst war in Gefahr. Die Nacht hinderte den Fortgang der eydgenößischen Waffen. Des folgenden Tags vereinigte sich der venetianische Feldherr Alviano mit dem französischen Kriegsheer; dieser Umstand zwang die Eydgenossen zum Abzug; die Feldstücke luden sie auf ihre Schultern; die Verwundeten hatten sie in die Mitte genohmen; in bester Ordnung zogen sie nach Mailand, mit solchem Erstauuen der Franzosen daß von ihren ganzen Heer nicht Einer es wagte, sie zu verfolgen. Dieß ist das Zeugniß des Guiccardins.*) Der Unterkönig von Neapel und der päpstliche Feldherr, anstatt, vermöge des Bündnisses, den Eidgeuossen zu Hilfe zu kommen, waren unthätig geblieben. Aus Unwillen hierüber, verliessen nun letztere Italien und verglichen sich mit den siegreichen Franzosen. Durch ihren ewigen Frieden mit Frankreich vom J. 1516. war Franz I. zu ruhigem Besitz von Mäiland gelangt.

Die Schuld von der erkalteten Freundschaft zwischen den Eidgenossen und dem Herzog von Mayland warf der Kardinal auf den Bischof Sforzia von Lodi. Dieser aber beschuldigte jenen, er habe von den, wegen Eroberung Maylands empfangenen 500000 Dukaten 200000 für sich selbst auf die Seite gebracht. Auf Anstiften des Kardinals wurde der Bischof zur Verantwortung gezogen und znr Bestrauung dem Papst übergeben.

Der Haß gegen den Kardinal wurde in Wallis so groß, daß er nicht länger im Lande bleiben durfte. Er begab sich zum Käiser nach Jnsprugg. Diesen suchte er zur Widerroberung von Mayland zu bewegen; auch schrieb er an die Eydgenossen, um sie zur Rache gegen Frankteich zu reitzen; alles blieb fruchtlos. Nichts desto weniger ließ sich Franz I. verlauten, daß er die Feder dieses Kardinals

*) S. auch Paul. Jovii Hist. L. XV.

für fürchterlicher halte als manche Schwerdter der Feinde. — Keineswegs schien Schinner der Kirchenverbesserung unabgeneigt; ob er sich nur so gestellt habe, um den Zwingli zu seinem Werkzeug zugebrauchen, oder ob er sonst durch seine nachherigen Schicksale von der Partey der Reformatoren entfernt worden sey, mögen andre entscheiden. — Schon im J. 1513. hatte er dem VIten Lateranensischen Conzilium in Rom beygewohnt und daselhst den Johann von Medicis, nachher Leo X. bey der Papstwahl begünstigt. Hätte er seine Stimme einem Andern gegeben, so wäre er wahrscheinlich bey einer künftigen Gelegenheit auf den h. Stuhl befördert worden. Nach Einigen soll er im J. 1514. in England durch seinen Philippica gegen Frankreich den König Heinrich VIII. von näherer Verbindung mit dieser Krone entfernt haben. — Auch dem Kaiser Karl V. war er zum Nachtheil der französ. Krone eifrig ergeben Niemals indeß vergaß er indessen über der Theilnahme an öffentlichen Geschäften, seine Privatrache. — Seinen Wiedersächer, den Georg ab der Flüe, welcher das Bürgerrecht zu Bern besaß, klagte er in dieser Stadt an, und machte ihn überall bey den Eidgenossen verdächtig. Dem Kardinal war es gelungen, ihn zu Rom in päpstlichen Verhaft sezen zu lassen. Auf des Königs in Frankreich Fürbitte ward er wieder aus dem Gefängnisse befreyt. Seither hatten sich beyde Parteyen tödtlich verfolgt und je einer des Andern Verbannung aus Wallis befördert. *) Auf der eydgenößischen Tagleistung klagten die Walliser, daß ihnen der Kardinal die für sie empfangne Besoldung verweigert habe **) Abermal ward vor seinen Pallast die Mazze getragen; seine Schlösser wurden erobert; seine Beamten, seine Freunde und Brüder vertrieben und er selbst des Bistums unwürdig erklärt. — Mittlerweile hat-

*) S. Simmlers Valesia l. 51. und Stettler l. 558.

**) S. eydn. Absch. Freih. 27. Sept. und 18 Octob. 1798.

te er in Rom für dieses Bistum die größte Sorge getragen. Schon im J. 1513. hatte er von Papst Leo X zwo günstige Bullen erhalten; vermög einer derselben trat das Bistum Sitten in den Genuß jener schon vorher zwischen dem h. Stuhl und zwischen der teutschen Nation errichteten Concordaten; vermög der andern wurde das Bistum so wol als das ganze Walliserland von der geistlichen Ober-Gerichtsbarkeit des Erzbistums Tarantaise entledigt. — In Wallis war unterdessen eine dritte Faction entstanden; sie nennte sich neutral, errichtete ein Landgericht, zog die bischöflichen Güter zu gemeiner Hand und versprach jeder Partey rechtliches Verhör. An die Eidgenossen begehrte der Käiser die Wiedereinsetzung des Bischofs. Nach wiederholten Gesandschaften und Tagleistung thaten diese den Vorschag; sie wollten die geistlichen Puncten des Streithandels der Entscheidung entweder eines päpstlichen Legaten oder eines eydgenößischen Bischofs überlassen, und nur über die weltlichen Klagen, jedoch ohne Appellazion urteilen. Diesen Vorschlag schien der Kardinal zu genehmigen, mit der Ausnahme, daß es ihm vergönnt sey, den ab der Flüe zu Rom am Rechten suchen. Durch die Freunde dieses letztern wurde der ganze Vorschlag vereitelt und von neuem mit Thätlichkeiten gegen den Kardinal und seine Anhänger verfahren. Mit Acht and Bann wurden hierauf ihre Widersächer verfolgt. Nichts desto weniger bewilligte der Dohm-Decan zu Sitten, ein Sohn des ab der Flüe, eigenmächtig die Fortsetzung des Gottesdienstes und, ungeachtet aller Aufforderung von Seite des Käisers, wollten sich die Eidgenossen keineswegs zur Bekanntmachung der Acht und des Banns gegen die Walliser in ihrem Lande verstehen.

Umsonst versuchte es der Kardinal sich wieder nach Wallis in den Gomser-Zehnten zu wagen; gar bald sah er sich wieder aus seinem Vaterlande vertrieben. Von Rom

aus kam die Erklärung, daß Wallis bis zur Widereinsetzung des Bischofs im Bann bleiben solle. Immer blieb unterdessen hie und da sein Einfluß in der Eydgenoßschaft noch ungemein groß. Zu wiederholten Malen hatte der Papst helvetische Truppen begehrt, das eine mal wurden sie ihm abgeschlagen das andre mal wieder bewilligt In seinem Namen mußte Verulan von neuem Zuzug begehren. Da dieser wenig ausrichtete, so ward dem Kardinal von Sitten, als damaligen käiserlichen Abgesandten, der gleiche Auftrag gegeben. Vorläufig, um desto eher Eingang zu finden, ließ der Kaiser versprechen, daß der Kardinal den Wallisern in Betref ihrer Klagen gegen diesen Genugthuung leisten werde. Ganz sachte grif der Kardinal das Geschäft an. Zum voraus lehnte er den Verdacht von sich, als wär er abermal zur Stöhrung der Ruhe in die Schweiz gekommen; heilig versicherte er, daß er einzig zur Beförderung der eydgenösischen Ehre und Vortheile da sey: mit den schmeichelhaftesten Liebkosungen indeß verband er die unverschämtesten Drohungen. Endlich erhielt er zu Zürich für den Papst 2700. Mann. Aüsserst war hierüber Zwingli erbittert. „Ich wollte, sprach er, daß man durch des Papstes Bun„desbrief ein Loch gestochen und ihn dem Boten zur Heimreise „auf den Rükken geheftet hätte. Ueber einen Wolf, fuhr „er fort, stürmt man; den Wölfen aber, welche Menschen „verschlingen, wehrt niemand; sie tragen billich rothe Hü„te und Mäntel; schüttelt man diese, so fallen Ducaten „und Kronen heraus: und werden sie eng zusammengewun„den, so fließt aus denselben das Blut deines Sohnes, „Bruders, Vaters und Freundes.„

In Person trat der Kardinal vor die Rathsversammlung in Zürich, um wegen Genehmigung seiner Bitten zu danken. Unvermerkt aber gab er sich bloß, daß die bewilligten Truppen zur Vertreibung der Franzosen aus Mayland sollten gebraucht werden. Ganz betroffen hierüber,

entschloß sich der Rath zur Abhebung der Werbung. Die Kreaturen des Papstes, besonders Joachim am Grüt, wußten diesen Entschluß wankend zu machen; um so viel mehr da itzt Schinner aufs neue gelobte, daß der Kriegshaufen nicht anderst als auf päpstlichem Boden gebraucht werden sollte. Kraft des römischen Bündnisses glaubte sich endlich Zürich zum Nachgeben genötigt. Ungeachtet die übrigen Kantone alle päpstliche Werbung bey Lebensstrafe verboteu, so konnten sie doch den Zulauf der Ihrigen zum Kardinale nicht ganz verhindern. Schon hatte dieser 6000 Eidgenossen nebst etlichen tausend Bündtnern und Wallisern gesammelt. — Nach erhaltenem Bericht, daß selbige gegen Mayland geführt werden, ward durch Eilboten der Kardinal von den Kantonen hievon abgemahnet und den Truppen beym Eid untersagt, daß sie nichts feindseliges gegen die Eydgenossen in Mayland vornehmen sollen. Hierüber entstand unter dem Kriegeshaufen Verwirrung; viele gaben den Reißaus; andre fluchten dem Kardinal vor die Stirne. Dieser hob die gefaltenen Hände zum Himmel: „Allmächtiger Gott, rief er, du weissest, „warum ich das thue, und wie viel ich leide. Der gute, „Mann weiß nicht, was er sagt.„ Sonst pflegte er zu sagen: „Um der Kirche willen muß ich viel dulden: Nachts „aber schüttle ich meine Mütze, jage alle Unruhen von mir „und schlafe.„

Ungemein stark hatten die Franzosen den Fluß Adda verwahret. Der Kardinal sah wol ein, daß er seine Völker an den Rand des Abgrundes geführt hätte. Schon war er darauf bedacht, sich bey nächtlicher Weile aus dem Staube zu machen. Mit äusserster Gefahr schlug Caspar Göldin sich durch; nunmehr wollte man das Heer mit grossen Verheissungen zur Vereinigung mit den päpstlichen und käiserlichen Truppen an dem Fluß Adda bereden, um alsdann mit gesammter Macht die Franzosen aus Mayland zu

schlagen. Die Befehlshaber von Zürich erklärten sich; Wenn diese Zelte und alles, was darinn ist, lauter Gold wären, so nähmen wirs nicht an, wofern wir dafür die geschworne Ordonanz übertreten sollten. Bey diesem Entschlusse blieben die Zuger und Zürcher. Die übrigen Eidgenossen stiessen zu dem päpstlich-kayserlichen Heere. Ohne Schwerdtstreich eroberten sie Mayland. Bald hernach starb der Papst, nämlich den 13. Christm. 1521. Nach einigen an Vergiftung; nach Andern wegen ausschweifender Freude über den Sieg. — Der Kardinal von Sitten begab sich ins Conclave, einen neuen Papst zu erwählen. Plötzlich ward er daselbst todt gefunden. Als nämlich nach einigen Stimmen die dreyfache Krone auf sein Haupt fallen sollte, war dieß Andern zuwieder, so daß er (wie man vermutet,) durch Gift aus dem Weg geräumt worden.

Noch wollen wir kürzlich der Schicksale Georgs Supersax erwähnen. Ehmals war er Schinners Schüler und Freund; hernach aber hatte er zugleich mit den politischen Gesinnungen auch sein Herz gegen Schinner verändert. Nachdem auf Anstiften dieses letztern sich die Schweizer mit dem Papste vereinigt hatten, so bewog Supersax die Graubündtner und einen Theil der Walliser zu einer Verbindung mit Ludwig XII. — Georgs Supersax Sohn war damals Decan des Dohmstifts zu Sitten; an der Spitze eines Kriegeshaufens zog dieser nach Mayland. — Dem Kardinal Schinner gelang es, Georg von Supersax wegen empfangner, französischer Jahrgehalte verdächtig zu machen. Mit Hintansetzung aller Formalitäten ward er verurtheilt. Er wollte nach Bern gehn, wo er das Bürgerrecht hatte, in der Absicht, sich daselbst zu rechtfertigen.*) Unterwegs aber ward er zu Freyburg ins Gefängniß geworfen. Daselbst lag er beynahe drey Monate; drey

*) S Schinners Voiage dans la Suiffe occideutale, T. H. Ch. IX.

Tage nach einander ward auf die Folter geschlagen. So wenig Begriffe hatte man in jenen barbarischen Zeiten von Natur- und Völker-Recht, daß man nicht Unrecht hat, sich über solch gesetzwiedriges Betragen zu befremden. Supersax hatte eine sehr schöne Gemalin; ihm hatte sie drey und zwanzig Kinder geboren; sie begab sich nach Freyburg, um für ihren Gemal um Gnade zu bitten. Arsent, der Schultheiß dieses Freystaats, hatte Mitleiden mit der unglücklichen Familie; dem Supersax war er zur Flucht aus dem Kerker behülflich. Morgens darauf entstand hierüber allgemeiner Tumult. Der Schultheiß hatte sich wegen Entwischung des Gefangnen verdächtig gemacht. Um der Wut des Volks zu entgehn; rettete er sich in eine Kirche: man riß ihn heraus, setzte ihn in den gleichen Kerker, in welchem Supersax gewesen war, und auf der Folter ward er zum Geständniß gezwungen Mittlerweile hatte Supersax sich nach Neuenburg geflüchtet. Die Freyburger liessen ihn herausfodern. Ludwig von Orleans der damalige Beherrscher von Neuenburg, befand sich bey dem französischen Kriegsheer in Italien. Supersax rief die Neuenburger um Schutz an, und sie wiedersetzten sich seiner Auslieferung. Unter dem Vorwand, daß er mit Bern im Bürgerrecht stehe, zog dieser Kanton den ganzen Prozeß vor seinen Gerichtshof. Kein Bedenken fanden die Neuenburger, ihn dahin zu liefern. Immer indeß waren die Freyburger auf ihren Ansprüchen beharrt; bey ununterbrochen verweigerter Auslieferung des Supersax, suchten sie sich an seinem Erreter, dem Schultheiß, zu rächen. Weder sein Rang noch seine Vermälung mit der Tochter des Bernerschen Schultheiß Dießbachs konnten ihn der Wut des Pöbels entreisen; er ward verurtheilt, auf der Blutbühne den Kopf zu verlieren.

Ungeachtet Abgeordnete von Wallis und Freyburg nach Bern gekommen waren, um die Auslieferung des

Supersax zu verlangen, so ward sie gleichwol verweigert; er selbst wurde von dem Bernerschen Tribunal ledig gesprochen; jedoch unter Bürgschaft, daß er alle Prozesunkosten bezale und daß weder er noch jemand von den Seinigen jemals wegen der erlitnen Unbliden sich räche. Zu gleichen Gelübde wurden auch die Verwandte des Unglücklichen Schultheissen in Freiburg verpflichtet.

Supersax wagte sich nicht wieder nach Wallis zurückzugehn; er starb zu Vevai im Bernergebiete.

Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus genennt Bombast von Hohenheim.*)

Nach den Einen fällt sein Geburtsjahr in das Jahr 1483, nach den andern in das Jahr 1493. Eben so wird sein Hinschied von den einen in das Jahr 1541. und von den andern in das Jahr 1551. gesetzet. Auch über sein Geburtsorts sind die Meinungen verschieden; nach den Einen war es Einsiedeln im Canton Schweyz: nach den andern Hundwyl im Appenzeller-Kanton. Sein Vater wird für den unehlichen Sohn eines Edelmanns von Hohenheim, genennt Bompast, gehalten; nach andern war sein Vater ein Commenthur deutschen Ordens zu Abenau an der Eiffel. Desselben wird unter dem Namen

*) S. Schröcks gelehrte Lebensbeschreibungen. I. Samml. No. 2. Adami Vitas medicor. Conring. de Hermet. medic. B. II. C. 12. Der deutsche Merkur vom Julius 1776. u. a.

Wilhelms von Hohenheim, als eines Arztes zu Villach in Kärnthen erwähnt. Dieser unterwies den Sohn in der Arzteykunst; in der Lateinischen Sprache scheint er ihn verabsäumet zu haben. Conring vermutet, aus Mißverständtniß habe der Jüngling jene Worte beym Hieronymus gegen den Jovian: extar aureolus Theophrasti liber also gelesen: extat Aureoli Theophrasti liber, und daher sich mit dem Namen Aureolus Theophrastus geschmückt. — Hierinnen stimmen Thomas Erastus und von Helmont überein, daß er schon in der Kindheit seiner Mannheit beraubt worden sey: letztrer schreibt den Zufall dem Biß eines Schweins zu; erstrer erzählt, daß es von einem Soldaten auf der Wayde geschehn sey. Von einigen vornehmen Geistlichen, besonders von dem Abt Trithemius zu Spamheim und von Sigmund Fugger von Schwarz wurde er in allerley chemische Geheimnisse eingeweiht. Auf Reisen erweiterte er seine medicinische Kenntniß; nicht nur die Gelehrten, sondern auch Bader, alte Weiber, vermeinte Schwarzkünstler zog er zu Rathe. Er selbst meldet, daß er in Finnland und Lappland gewesen; auch soll er Arabien und Aegypten besucht haben. Seinen Aussagen indeß darf man nicht allemal trauen, da er ein grosser Praler gewesen. In Rußland wurde er von den Tartaren aufgefangen; der Chan schickte ihn mit seinem Sohn nach Konstanstinopel; daselbst fand er, nach eigenem Vorgeben, im acht nnd zwanzigsten Jahr den Stein der Weisen. In seinen medicinischen Fragmenten *) rühmt er sich sechshundert ganz neue Entdeckungen gemacht zu haben. — Fleißig hatte er die alten Handschriften in den Bibliotheken durchblättert. In einem Sendschreiben des kaiserlichen Leibarztes Krato von Krafftheim an Joseph Scaliger **) wird er beschuldigt, er habe seine größten Geheim-

*) S. Tom. I. Opp. S. 131.

**) S. Exercitat. Scaligeri contra Cardan.

nisse aus der Handschrift eines ungenannten Mönchen aus dem XIII. Jahrhundert entlehnt. In dem Aufsatz von der Pestseuche behauptet er gegen die Gegner, daß er Galens Anweisungen weit besser als sie selber verstehe. „Ihr „werdet, schreibt er, in der Stadt Braunschweig und „auf der böhmischen Gränze in einem Kloster ein Buch finden, mit den ungefälschten Commentarien des Galens „und Avicenna: ist ein Buch, grösser als sechs Mannspannen in der Länge, und drey in der Breite; ist Sünde und Schande, daß ein so köstlicher Schatz soll vergraben bleiben. — Ein solches Buch ist noch bey einem „alten Bürger in Hamburg vorhanden, und noch viele „eigene Handschriften des Galens und Avicenna auf birkenen Rinden und wächsernen Tafeln. Aber was ists? „So bald es unsre Gelehrten sehn werden, werden sie sagen, es sey Negromantie oder sonst Gauckeley u. s. w.„

Im J. 1527. ward Parazelsus durch Joh. Oecolampadens Vermittlung als Lehrer der Chemie nach Basel berufen. Sowol an Patienten als an Schülern war sein Zulauf ungemein groß. Bitter beklagt er sich in der Vorrede der Bertheonea über den Mißbrauch und über die Verdrehung seiner Vorlesungen; wenn er die meisten seiner Schüler für Betrüger erklärt, so gedenkt er hingegen Johann Oporins als seines redlichen Vertrauten, „ungeachtet er auch diesem durch ausschweifende Lebensart, besonders in der Trunkenheit, viel Verdruß verursachet hatte. — In seiner Verthaydigungsschrift *) schreibt Parzelsus von sich selbst: „ Er sey von Natur nicht subtil ge„sponnen; es sey auch nicht seines Landes Art, daß man „das mit Seidenspinnen erlange; sie werden nicht mit „Feigen erzogen; noch mit Meth, noch mit Wäizenbrod, „sondern mit Käse, Milch und Haferbrod. Diejenigen „die im Frauenzimmer auferzogen werden, und sie, die

*) S. T. I. Op. f. 261.

„unter Tannzapfen erwachsen, verstehn einander nicht „wol.„ — Von dem pralerischen und beleydigenden Ton seines Vortrages mag folgende Stelle aus der Einleitung zu seinem Paragranum zum Müstergen dienen; *) „Mir „nach, ich nicht Euch nach. Ihr mir nach, mir nach, „Avicenna, Galen, Rhasis, Montagnana, Mesue u. a. „Mir nach, und ich nicht Euch nach, Ihr von Paris, „Ihr von Montpellier, ihr von Meißen, von Wien, „Ihr Inseln im Meer, du Italien, du Athen, du Ara„ber, du Israelit, mir nach, und ich nicht Euch nach; „euer wird keiner im hintersten Winkel bleiben, an dem „nicht die Hunde br — werden. Ich wird Monarch, „und mein wird die Monarchie seyn, und ich führe die „Monarchie und gürte eure Lenden. Wie gefällt Euch „Cacophraktus? Diesen Dr — müßt Ihr essen.„ Um seine Verachtung gegen die Alten zu zeigen, ließ er die Schriften des Avicenna öffentlich verbrennen. — Daß er Zauberer und Geisterbeschwörungen verabscheuet habe, sieht man aus seinem Buch de Imaginibus.**) Die Zauberworte und die Geisternamen in seinen Schriften scheinen nichts anders als Benennungen seiner Heilmittel zu seyn.

Nach zwey Jahren sah er sich genöthigt, Basel zu verlassen. Cornel von Lichtenfels, Schulherr unter den Dohmherren daselbst, wurde von Magenschmerzen heftig geplaget. Für die Befreyung davon versprach er Parezelsen hundert Gulden. Dieser schickte ihm drey Pillen von seinem geheimnusreichen Laudanum. Der Dohmherr fühlte Erleichterung; dem Arzt aber schickte er nicht mehr als sechs Gulden. Darüber kams zum Prozesse; die Obrigkeit sprach Parazelsen nicht genug Lohn zu; unwillig hierüber, stieß er Schmähworte aus; dann flüchtete er sich ins Elsaß, ferner nach Nürnberg, Bayern und endlich nach Salzburg. An lezterm Orte starb er — nach einigen im Gasthof, nach andern im öffentlichen Lazareth,

*) S. Tom. I. S. 109 und 951.
**) S. Opp. Tom II. C. n. S. 307.

in einem Alter von ungefähr 47. Jahren. Umsonst also, daß er von seinem Elixir proprietatis ein Leben von etlichen Jahrhunderten und freye Todeswahl erwartète! Der Erzbischof ließ auf seinen Grabstein setzen, daß er die Gicht, die Wassersucht und den Aussatz habe heilen können, und daß er sein Vermögen unter die Armen ausgetheilt habe. — Er war ein abgesagter Weiberfeind und hatte sich niemal verheyratet.

Parazelsus wußte zuerst das Opium und Queckſilber heilsam zu gebrauchen; ungeachtet seine vorgebliche Entdeckung des Steins der Weisen Charletanerie war, so hatte er es doch in der Chemie überhaupt weit gebracht; die Krankheiten leitete er aus dem Tartarus und aus chemischen Bestandtheilen her; von der schneidenden und brennenden Wundarzney hielt er nicht viel, dagegen empfahl er sympathetische Heilmittel. Seine Künste verhüllete er in dunkle Worte und Bilder. Sein Vortrag war Deutsch, mit Latein vermischt. Hellmont *) vermuthet, daß er theils aus Verachtung und Unkunde der lateinischen Sprache, theils aus Liebe zum Vaterland sich der Mutersprache bedient habe. — In Absicht auf die Religion schien Parazelsus weder mit der römischen noch mit der protestantischen Kirche zufrieden. Die Kenntniß der Wege Gottes in der Natur hielt er für die einzige Grundlage ächter Gottesgelehrtheit. Da, nach seiner Lehre, Gott im Gnadenreich eben so handelt wie im Naturreich, so glaubte er aus der Naturwissenschaft und aus der Chemie Gott und seinen Willen am besten kennen zu lernen; daher war sein theologischer Vortrag ganz in chemische Kunstwörter gehüllet. In neuern Zeiten ist diese Theosophie durch Robert Fludd, Valentin Weigel, Jakob Böhm u. a. fortgepflanzt worden. Hie und da liegen mehrere seiner Hand-

schrif-ten

*) S. Hist. Tartari. f. 225.

schriften vergraben. Unter denselben befinden sich seine Commentarii in omnes pene N. T. libros. Diese hat Morhof (Polyhist. L. I. C. X.) in Isaac Vossen Bücherssammlung gesehen. Andre Handschriften, besonders auch sein wichtiger, sehr vertraulicher Briefwechsel mit Bartholomäus Schobinger zu St. Gallen, waren vormals an lezterm Orte in der Schobingerischen Familie verwahret. Von diesen Schriften sagt Goldast, *) ea aura contra cara esse. Da sich keine einzige von des Parazelsus Schriften findet, welche vor seinem Sterbejahr öffentlich erscheinen, so ists wahrscheinlich, daß er bey seinem Leben nichts davon habe drucken lassen. Dieß ist um so mehr zu bedauren, da seine Anhänger Bodenstein, Alexander von Suchten, Dornäus, Thurnhaüser, Peter Severin, Croll, Scheünemann u. a. seine hinterlaßnen Papiere in der größten Unordnung zum Drucke befördert haben. Unter diesen ragt besonders der Peter Severin hervor, welcher vieles aus seinem Gehirn zu den Theophrastischen Schriften hinzugefügt hat; wie davon folgendes zum Beyspiel dienen kann: „Dem Arzte ist nöthig zu „wissen, daß im Menschen ist der Drachenschwanz, der „Widder, die Polararre, die Mittagslinie, der Auf- und „Untergang der Sonne u. s. w. „ — Dieser Meinung von der Unordnung und von den Zusätzen in Theophrasts Schriften ist auch Johanes Oporinus; in seinen Briefen an die Aerzte Solenander und Johann Wier. us drückt er sich hierüber in folgenden Worten aus: „Ich muß mich „in der That wundern, daß so viele Schriften zum Vorschein „kommen, welche alle dem Theophrast zugeschrieben werden „und aus dessen Verlassenschaft seyn söllen; denn ich bin über„zeugt, daß er den Innhalt einiger dieser Schriften nie ge„träumt, geschweige denn wachend dergleichen gedacht habe.„

Parazelsus Schriften sind in drey Folio-Bänden zu-

*) S. Goldast Tom. III. rerum Aleman. in proleg.

samengedruckt; die beeden ersten sind im J. 1616. und der dritte im J. 1618. zu Straßburg erschienen. Die beste Ausgabe seiner Werke ist die Genfer vom J. 1658. in drey Folio-Bänden.

Joh. Jacob Wepfer.

Gehobren zu Schafhausen den 23 Christm. im J. 1620. Nachdem er in der Vaterstadt den Grund in den Humanitäten gelegt hatte, bezeugte er ausserordentliche Neigung zur Arzneiwissenschaft. In dieser Absicht begab er sich nach Basel und Straßburg. Hier hörte er den Sebitius, dort den Bauhin, Stupan, Plater und von Brunn. Seine glücklichen Fortschritte bewieß er durch Verthäidigung einiger vortreflicher, academischer Schriften Nach vollendetem academischem Curs gieng er nach Italien. Daselbst übte er sich fleißig in den Hospitälern, und genoß des Umgangs der gelehrtesten Aerzte, eines Veslingius, Rhodius, Marchette. In Padua gerieth er in vertrauliche Gesellschaft mit Bartholin und Zwölfer, die sich daselbst des Studirens halben aufhielten. Im J. 1647. kehrte er in die Schweiz zurück. In diesem Jahre empfieng er zu Basel den Docktorhut und hielt eine Disputation de palpitione cordis, wie auch bald hernach eine academische Rede de thermarum potu. Noch in gleichem Jahre ward er zu Schafhausen zum Stadtphysikus ernennt. Seine glücklich Praxis zog nach seinem Wohnorte eine Menge auswärtiger Studirender. Durch die ganze Eydgenoßschaft und in den benachbarten Provinzen ward er von den Hohen und Niedern zu Rathe gezogen. Im J. 1675. ernennten ihn der Herzog von Würtemberg und der Markgraf von Baden-Durlach zum Leibarzte. Im J. 1685.

wurde er von dem Churfürsten in der Pfalz in seiner lezten Krankheit auf der Eile nach Heidelberg berufen, und auch von ihm zum Leibarzte erwält. In gleichem Jahre nahm ihn die kaiserl che Academie der Naturæ Curiosorum, unter dem Namen Machaons III. zum Mitgliede an. Auch bereicherte er die Verhandlungen dieser Academie mit sehr interessanten Beobachtungen. Im J. 1691. bat ihn der Churfürst von Sachsen, welcher bey der Armee in Schwaben an der Lagersucht krank war, zu sich: er durfte aber den Herzog von Würtemberg; der die gleiche Krankheit hatte: nicht wol verlassen. Mit ungemein grosser Praxis verband er die weitläuftigste Korrespondenz. Auch war er ein eifriger Liebhaber der Anatomie. Bey Höfen und zu Hause war sie, wie er selbst zu sagen pflegte, für ihn Otium dulcissimum. Alles, was er so wol bey den anatomischen Versuchen als bey dem Krankenbethe beobachtete, schrieb er forgfältig auf. Ausser seinen gedruckten Schriften hinterließ er daher einen wichtigen Schatz von Handschriften.

In den lezten vier Jahren konnte er wegen Engbrüstigkeit nicht länger reisen, und endlich wenig mehr außer dem Hause gehn, besorgte aber seine Patienten nichts desto weniger durch schriftliche Anweisungen. Sein Ende erfolgte den 28. Jenner 1695 Er starb, — wie das Basler, Lexikon sagt, — an einer Brustwassersucht, die aus ganz sonderbaren Ursachen herrührete. Diese Ursachen fand man, nach Anatomierung desselben, gerade so, wie er sie vermuthet hatte. Hierüber drückt sich der Herr von Haller folgender Gestalt aus: Ex longo malo moriens jussit incidi corpus suum, quo etiam boni senis ossis squamis varia fuerat. *)

Im J. 1650. hatte er sich mit Barbara Rink von Wildenberg verheyratet. Von neun Kindern, die sie ihm ge-

*) S. Hallers Biblioth. Medicinæ practicæ, T. III. S. 65.

bahr, überlebten ihn zwey Söhne und drey Töchtern. Die jüngste von diesen verheyratete sich mit dem Churpfälzischen, geheimen Rathe und Leibarzte, Joh. Conrad von Brunn oder Brunner, Baron von Hammerstein, der seines Schwiegervaters Leben in die Ephemeriden der Naturæ Curiosorium einrücken ließ. *) Wepfers medicinische Verdienste erbten sich fort auf seine Söhne und Enkel.

In dem dritten Bande der Biblioth. Medicinæ practicæ giebt Haller unserm Wepfer folgendes Zeugniß: „Er „war eine von den vornehmsten Zierden seines Jahrhun„derts, ein arbeitsamer Zergliederer, äusserst unverdros„sen bey Unternemmung seiner Versuche, ein berühmter „Arzt. Leicht kann man ihm verzeyhn, daß er noch an „einen Archäus glaubte, dem er als allherrschendem Gei„ste alles das zuschrieb, was man sonst der Reizbarkeit „oder Lebenskraft zuschreibt. Um die Arzneykunst machte „er sich verdient durch folgende Schriften: „

Historiæ Apoplecticorum observationibus & Scholiis, anatomico medicis illustratæ. Scaphus. 1658 8vo; 1658 8vo Amsterd. 1681 4to; 1724 8vo „In diesem Werke „zeigt Wepfer, daß der gehinderte Lauff des Blutes nach „dem Gehirn eine von den Hauptursachen des Schlag„flusses sey. Zu diesen Ursachen gehört auch die Drü„ckung des Gehirns, die durch ausgetretenes Blut verur„sachet wird. — In dem Werke kommen viele seltene „Versuche und Beobachtungen vor. Es wäre zu weit„läuftig wenn man sie alle anführen wollte. Bücher von „solchem Gewichte muß man selbst und ganz lesen. „

Wepfer historiæ anatomicæ de puella sine cerebro nata Scaphus. 1665. 8vo, wie auch in E. N. C. Dec. I. ann. IV.

*) In den Act. Nat. Cur. T. IV. App. 1 14. findet man auch C. von Brunn Leben. Dieser große Mann war zu Diessenhofen im J. 1653. gebohren; im J. 1720. hatte er das Bürgerrecht in Schafhausen erhalten; im J. 1723. starb er zu Mannheim.

Eben desselben cicutæ aquaticæ historiæ & noxæ Commentario illustratæ Basil. 1697. 4to. 1716. 4to Leid. 1733. 8vo. „ In diesem unsterblichen Werke, sagt Haller, ist „ ein unermeßner Schatz von Erfahrungen. Zur Berichti„ gung derselben waren ihm auch sein Tochtermann, Brun„ ner, nnd J. J. Harder behilflich. „

„ Auch hinterließ Wepfer sehr viele Handschriften. Ei„ nige davon edirten seine Enkel, Bernard und G. Mi„ chael Wepfer, unter der Aufschrift: Ohservationes me„ dico practicæ de affectibus capitis internis & externis „ Scaphus. 1727. 4to. In diesem Werke findet man die Ge„ schichte von 222 Krankheiten. „ —

Wepfers Verdienste um die Anatomie findet man in Hallers Biblioth. anatomica T. I. S. 469. und seine Verdienste um die Kräuterkunde in der Biblioth. botanica T. I. S. 602. beschrieben. In den Ephemerides Nat. Curios. liest man seine Lebensbeschreibung, Decur. III. ann. IV. Vol. XXI.

Peter Martyr Vermillo *)

Derselbe erblickte das Licht der Welt den 8ten Herbstm. 1500. Als einziger Sohn begüterter und vornemmer Aeltern genoß er die beste Erziehung. Die Mutter unterwies ihn in der lateinischen Sprache, und erklärte ihm frühzeitig Terenzens Lustspiele. Hierauf studirte er unter dem gelehrten Marcel Virgilio, dem damaligen florentinischen Staatsschreiber. Des jungen Vermilions Freunde und Mitschüler waren Franz von Medicis, Alexandrr Caponi, Franz und Raphael Ricci, Peter Vettori u. a.

*) Niceron T. XXIII.

Um so viel schneller war sein Fortgang in den Wissenschaften, da er mit den glücklichsten Anlagen den größten Fleiß verband, und von allen jugendlichen Zerstreuungen und Spielen weit entfernt war. Im sechszehnten Jahr seines Alters verließ er die Welt, um sich zu Fiesoli unweit Florenz bey den Augustinern einschreiben zu lassen. Durch sein Beyspiel gerührt; begab sich seine einzige Schwester, Felicitas, gleichfalls ins Kloster. Ungemein war über solche Entschliessung sein Vater erbittert. Bis ans Ende schien dieser letztere sich rächen zu wollen, indem er sein ganzes Gut den Armen bestimmte und dem Sohn nichts weiter als ein Jahrgehalt von fünfzig Gulden zurück ließ. Standhaft indeß beharrte unser Peter Martyr bey seinem Entschlusse. Nach abgelegtem Klostergelübde, studirte er mit Eifer, theils die Rhetorick, theils die biblische Auslegungskunst. Nach dreyjährigem Aufenthalt zu Fiesoli kam er für acht Jahre lang nach Padua in das Kloster des heiligen Johannes von Verdara. Daselbst beschaftigte er sich mit der aristotelischen Philosophie. Vorzüglich gefiel ihm dieselbe wegen der Strenge in ihrer Methode. Um sie in der Grundsprache selber kennen zu lernen, gab er sich alle Mühe, die griechische Sprache zu studiren. Auch auf die Theologie verwendte er mehrere Stunden; seinen theologischen Unterricht hatte er theils einem Eremiten, theils zwey Dominicanern zu danken.

Nachdem er sein sechs und zwanzigstes Jahr erreicht hatte, ward ihm das Predigtamt aufgetragen. Mit Erfolg bekleidete er dasselbe und zwar Anfangs zu Brescia, und hernach in den vornehmsten, italiänischen Städten, zu Rom, zu Bologna, zu Pisa, zu Venedig, zu Mantua, zu Bergamo. Hiebey vergaß er nicht, den jungen Ordensleuten zu Padua, zu Ravenna, zu Bologna, zu Verceil philosophische so wol als exegetische Vorlesungen zu halten. Auf Anhalten des Benedict Cusani las er an

letzterm Orte über den Homer. — Sein Lieblingsstudium indeß blieben die h. Schriften. Um diese desto besser zu verstehn, nahm er noch als Superior zu Bologna Unterricht in der hebräischen Sprache; sein Lehrmeister war ein jüdischer Arzt, Namens Isaac. — — Nicht lange hernach ward er zum Abt von Spoleto erwählt. Sehr verdient machte er sich an diesem Orte, theils durch Wiederherstellung der Disciplin in den Klöstern, theils durch Beylegung der bürgerlichen Unruhen. Nach dreyjährigem Aufenthalt ward er von dem Generalcapitel des Ordens, als Aufseher über das Collegium des heiligen Petrus, nach Neapel gesendet. Hier hatte er Gelegenheit, Zwinglings und Bucers Schriften zu lesen; der Geschmack an denselben ward bey ihm durch den Umgang mit J. A. Flaminio, Joh. Valdes, Galeaz Caraccioli vermehret. Oefentlich erklärte er damals den 1. Brief des Paulus an die Korinther. Beym 13. und 14. Vers des dritten Hauptstückes behauptete er, daß diese Stelle nichts für das Fegfeuer beweise. Hierauf ward er der Freyheit zu predigen beraubt. Hierüber beklagte er sich bey dem Papste, und von diesem ward ihm die Freyheit zu lehren wieder geschenkt.

Wie er zu Neapel mit Zwinglings, Bucers und Luthers Schriften bekannt worden sey, findet man in einem Werk, unter folgender Aufschrift! „Sumarische Historia und wahrhaftig Geschicht von dem Leben, Lehr, Bekanntnuß vnd Ableyben Martin Luthers vnd Joann „Caluini, auch etlich anderer ihrer Mitgehülfen und Die„ner deß New-offenbahrten Evangely, Erstlich aus fran„zösischer Sprach, durch Jacobum Laingæum Scotum, „der heiligen Schrift Doctorem Sorbonicum zu Paris, ins „Latein gebracht: Anjetzo aber zu gutherziger Warnung, „vnd nothwendiger Erinnerung, was von solchen Lehrern „vnd andern newen Concordisten zuhalten, auch wie sie

„ aus ihren Früchten zuerkennen seyn, trewlich verteutscht. „ Gedruckt zu Ingolstatt im J. 1582, in 4to. „ In der Zueignungsschrift an F. J. Naß, Bischoffen zu Bellin, Hofpredigern des Erzherzog Ferdinands, und Weybischoffen zu Brixen unterschreibt sich M. Johannes Engerdus der heiligen Baccalaureus, Poëta laureatus, Professor zu Ingolstadt, auch der Artistenfacultät Decbant — In diesem Werke werden die Hauptbeförderer der protestantischen Lehre auf alle nur mögliche Weise verkleinert. Von unserm Peter Martyr heißt es S. 50: „ In der Stadt „ Neapolis ist er durch Ketzerey eines Spaniers vom Adel „ mit Namen Johann Ualdesso, der seiner Ketzerey halben, „ von dem Hof Kayfers Caroli quinti hinweg gemüst, vnd „ inn derselben Statt schon viel Bürger in etlichen seinen „ Büchern beredt und betrogen, das kein Gott sey, schendtlich verführt vnd vergiftet worden. Darumb Petrus „ Martyr, der gute Gesell- und Freundschaft mit dem „ Spanier gemacht, heimliche Rathschläg gleich wie die „ Katzen vnd Nachteülen zu Nacht mit ihm bueletc, vnd „ sein Ketzerey begierlich gelerneth, fengt an, nach Art „ der Vögel, deren Gesang man erstlich nicht leichtlich „ verstehn kann, öffentlich zu lehren, erwehlet ihm die erste Epistel zu den Corinthern: Aber so bald er im dritten Capitel auf dise wort: Es wird das Fewer eines jeden Werk probieren, wie es sey, kommen, lest er von „ Stund an hören, was er von seinem zaubrischen Lehrmeister gelernt, vnd will, daß dieser Ort vom Fegfewer „ nicht zu verstehn, daß ja auch gar kein Fegfewer sey. „

Um so vielmehr hatten Valdesso und Peter Martyr sich verhaßt gemacht, da sie, ausser andern Personen, besonders auch einen Mann aus einer der angesehnsten Familien auf ihre Seite gebracht und dadurch die Ruhe und Eintracht dieser Familie gänzlich zu Grunde gerichtet hatten. Dieser Mann war Galeatius Caraccioli. Sein Vater war

Marchese von Vico, seine Mutter, aus dem Geschlechte Caraffa, eine Schwester des nachherigen Papstes Paulus IV. Im J. 1537. hatte sich der junge Caraccioli im zwanzigsten Jahre seines Alters mit Victoria, einer Tochter des Herzogs von Nocera vermählt. An dem Hofe des Kayfers Carls V. hatte er die Stelle eines Truchsessen, und zugleich genoß er wegen seiner guten Lebensart und vorzüglichen Kenntnissen der besondern Gnade des Monarchen. Da nun auf einmal Valdesso und Peter Martyr ihm ihre Grundsäze eingeflößt hatten, so wurden hierüber sein Vater, seine Gemahlin, seine Verwandte äusserst erbittert. Den 22. März 1551. verließ Caraccioli Neapel, und zwar unter dem Vorwande, sich nach Augspurg an den kaiserlichen Hof zubegeben. Von Augspurg aber flüchtete er sich nach Genf. Durch einen seiner geliebtesten Freunde suchte ihn die Familie zur Rückkehr nach Neapel zu bereden. Auf einer Zusammenkunft zu Verona im J. 1553. wiederholte sein Vater den gleichen Versuch. Im J. 1555. anerbot ihm sein Schwager, Papst Paulus IV. freyen Aufenthalt in dem Venetianischen, ohne einige Einschränkung der Gewissensfreyheit. Alle Bemühungen blieben fruchtlos. Mittlerweile begleitete er den Calvinus nach Basel. Hier begegnete ihm einer seiner ehemaligen Bekannten, Celsus Maximilianus, Graf von Martinengo. Mit diesem kehrete er nach Genf zurück. Der Graf wurde Pfarrer bey der dortigen italiänischen Kirche, Caraccioli aber erster Kirchenältester. Durch öftere Zuschriften, Bitten und Flehen, vermochte diesen Leztern seine Gemahlin, daß er im J. 1558. eine Reise nach Lesina in Dalmatien vornahm, um nach getroffener Abrede daselbst mit ihr in Unterhandlung zu treten. Sie kam aber nicht, sondern schickte nur seine zween ältesten Söhne. Traurig kehrete er nach Genf zurück. Zu grösserer Sicherheit nahm er Unterwegs das bündtnersche Bürgerrecht zu Chur

an. Auf wiederholtes Zudringen begab er sich von neuem nach Lesina, und endlich selbst nach Vico im Neapolitanischen. Hier hielt er sich einige Zeit auf. Weder freundliches noch hartes Zureden des Vaters, auch selbst nicht das herzbrechende Flehn der Gemahlin und Kinder änderten seine religiosen Gesinnungen. Er versprach seiner Gemahlin alle Gewissensfreyheit, wenn sie ihm nach Genf folgen wollte. Sie weigerte sich, und er reisete allein nach Genf zurück. Da ihm seine Gemahlin nicht hatte folgen wollen, und ihm auch bey der Zusammenkunft zu Vico, auf Einrathen der Priester, die ehliche Pflicht versagt hatte; so erklärten die schweizerschen und genferschen Gottesgelehrten dieses als muthwillige Verlassung Im J. 1560. schritt er also zu einer andern Ehe, und verheyratete sich mit einer vertriebenen Hugenottin, Anna Fermer von Rouen. Mit ihr vollbrachte er die übrigen Lebenstage in sehr eingeschränkten Umständen. Mehrere Nachrichten von ihm findet man in dem Mus. Helv. T. VIII, 122, bey Thuan und Teißier, wie auch in seinen besondern Lebensbeschreibungen. — Von dieser Episode kehren wir auf unsern Martyr zurück.

Noch befand sich Martyr nicht völlig drey Jahre in Neapel, als er gefährlich krank ward. Seine Obern schrieben die Krankheit der Neapolitanischen Luft zu; um ihm eine Luftveränderung zu verschaffen, ernennten sie ihn zum General-Visitator des Ordens. Die Strenge, womit er diesem Amt vorstand, zog ihm Haß zu. Die Folgen hievon empfand er in dem General-Capitel, welches zu Mantua gehalten wurde. Daselbst ward er zum Prior von St. Fridian in Lucca erwählet. Ehrenvoll genug war zwar die Würde; dieselbe ist nämlich mit der bischöflichen Gerichtsbarkeit über die Hälfte der Stadt verbunden: Die Bürger daselbst aber waren Todtfeinde der Florentiner, und so erwarteten die Feinde unsers Martyrs,

daß er sich an diesem Orte grosse Verdrießlichkeiten zuziehen werde. Martyr wußte ihre boshaften Absichten zu vereitlen, und sich ganz die Liebe der Bürger zu Lucca eigen zu machen. Unter seiner Aufsicht befanden sich daßige Schulen in blühendem Zustand. Auf denselben unterrichtete Paul Lacisi von Verona in der lateinischen Sprache; Celsus Martinengo im Griechischen; Emanuel Tremellius im Ebräischen; Martyr selber erklärte die Briefe des Paulus, auch predigte er fleißig.

Dieser Zeitpunct in Martyrs Leben berührt der oben angeführte, verdeutschte Sorbonnist in folgenden Worten: „Nachdem er seine Irrthümer wiederruffen, ist alles durch „Mühe und Fleiß seiner Freunde, der er damalen zu Rom „viel hätt, gestillet und befriedet worden; über dieses „nicht lang ist er wieder zu dem Amt und Dignität be„fürderet worden, alle so Augustinerordens visitiren. In „solcher Dignität hat er viel ihrer Aempter, sonderlich „die er strafwürdig und eines bösen Leben fand, entsetzt. „Insonderheit aber einen alten Mann, der dem ganzen „Orden vor Jahren wol fürgestanden war, mit etlichen „seinen Gesellen, verschuffe er durch Falsch und Betrug „in ewige Gefängnuß, darinn er auch gestorben ist. Son„sten aber weil er in diesem Ampt gewesen, hat er viel „Brüder über alle Maß perirt, wider welche er mehr „aus Neid sie zu peinigen und zu plagen, dann aus lieb „zu bessern nnd zu strafen getrieben. Aus welcher Ursachen „er von gemeldter Dignität abgesezt, und zu einem Prior „St. Fridiani gemacht worden.„

Zu Genua, woselbst sich das General-Capitel versammelte, zog sich ein grosses Ungewitter über seinem Haupte zusamen. Vor diesem General-Capitel sollte er sich persönlich wegen Ausstreuung vermeintlicher Irrlehren rechtfertigen: allein sorgfältig wich ers aus, und dachte lieber darauf, wie er aus Italien wegkommen und irgendwo un-

ter den Protestanten Zuflucht finden möchte. Nachdem er seine Sachen in Ordnung gebracht hatte, begab er sich in Geheim aus Lucca hinweg. Ihn begleiteten Theodosius Trebellius, Julius Terentianus und Paul Lacisi, welcher leztere hernach als Professor der griechischen Sprache zu Straßburg gelebt hat. Anfangs gieng unser Martyr nach Pisa; daselbst genoß er mit einigen Vertrauten das Nachtmal nach protestantischen Gebrauche. Nachdem er sich genugsam in Sicherheit glaubte, schickte er Briefe an Renald Polus, und an die Bürger in Lucea, um sein Betragen zu rechtfertigen und um ihnen von seiner Glaubensänderung Nachricht zu geben. Hieranf begab er sich nach Florenz; daselbst rieth er dem Bernhardin Ochin, anstatt zur Verantwortung nach Rom hinzureisen, lieber in fremden Ländern Sicherheit zu suchen. Nachdem er für ewig von seinem Vaterland Abschied genommen hatte, kam er im J. 1542. nach Zürich. Daselbst ward er von Pellican, Bullinger und den übrigen zürcherischen Kirchenlehrern sehr wol empfangen. Da eben keine Stelle ledig war, so gieng er nach Basel. Kaum war er einige Wochen an diesem leztern Orte, so erhielt er, durch Martin Bucers Vermittlung, einen Beruf nach Straßburg. Fünf Jahre lebte er da mit seinem Freund Lacisi. Im J. 1546. verheyratete er sich mit Catharina Dampmartin von Metz, einer Nonne, welche acht Jahre hernach, kinderlos, in England starb. Im J. 1547. nämlich ward er, unter der Minorität Eduards VI, von Eduard Seymour, Herzog von Sommerset und Protector des Reichs, wie auch von Thomas Cranmer, Erzbischof von Canterburi, nach England berufen. Dahin reisete er in gleichem Jahr mit Bernhardin Ochinus; einige Zeit wohnte er zu Lambeth bey Cranmern. Hierauf gieng er nach Oxford; daselbst ward er vom König zum Professor der Gottesgelehrtheit ernennt, mit einem Jahrgehalt von 400. Mark. In die-

sem Beruf hatte er öftere Disputationen gegen die Papisten. In den Gegenden von Oxford entstand unter den Bauren ein Aufruhr zu Gunsten des Papstums. Mit äusserster Lebensgefahr flüchtete sich Martyr nach London, und erst nach Beylegung aller Unruhen kehrte er nach Oxford zurück.

Im Jenner 1551. erhielt er vom König ein Canonicat bey der Christ-Kirche, nebst einem Haus bey dem Collegium, woselbst er sich mit seiner Gattin niederließ; und man bemerkt, daß sie die erste Frauensperson gewesen, die zu Oxford in dem Collegium gewohnt habe. — In gleichem Jahr ward er zu der Commitee verordnet, welcher Eduard die Verfertigung der englischen Kirchensatzungen auftrug. Nach dem Tod dieses Königs im J. 1553. ward von der Königin Maria das Papstum wieder hergestellt. Martyr verließ also Oxford und flüchtete sich nach Lambeth zu dem Erzbischof von Canterbury. Nachdem dieser leztere in Verhaft gebracht worden, sah ersterer kein besseres Schicksal vor sich. Ohne ausdrückliche Erlaubniß der Königin wollte er gleichwol England nicht verlassen. Nach erhaltner Erlaubniß zur Wegreise, blieb er noch Einige Tage im Verborgnen; hierauf begab er sich in geheim nach Antwerpen, und von da weiter nach Straßburg. Mit Freuden nahm man ihn an lezterm Orte auf und gab ihm den Lehrstuhl, den er vor seiner Wanderung nach England im Besitz gehabt hatte, jedoch ward er genötigt, sich schriftlich zur Augspurgischen Confeßion zu bekennen; auch mußte er in Betref solcher Lehrpuncte, über die er nicht Lutherisch dachte, alle Mäßigung versprechen. Ueber die Lehre vom Abendmal nämlich dacht' er völlig wie Zwingli. Er fieng an mit Auslegung des Buches der Richter. — Beym Mangel solcher Professoren, denen man den philosophischen Lehrstuhl hätte anvertrauen können, ward auch dieser Lehrstuhl von den beyden Professoren der Gottesgelehrtheit

bekleidet. Martyr erklärte also die Ethick des Aristots an den Nicomachus. — Verschiedene Verdrießlichkeiten, die er sich wegen leiniger Abweichung von dem Lutherischen Lehrgebäude zuzog, bewogen ihn zur Aufsuchung eines ruhigern Aufenthalts. Nach Conrad Pelicans Hinschied den 5. April 1556. ward er als Professor der Theologie und der Ebräischen Sprache nach Zürich berufen. So groß die Verdienste dieses leztern gewesen, so waren sie gleichwol bey zunehmenden Altersschwachheiten durch Eigensinn und selzame Laune befleckt. Bibliander hatte sich durch einige Abweichung vom herrschenden Lehrbegriff verdächtig gemacht, und überall hatte sein Colleg mehr Beyfall gefunden. Aus Unmuth gieng er so weit, daß er diesen auf einen Zweykampf ausfordete und ihn zur bestimmten Zeit, an bestimmten Ort mit einer Hellparte erwartete. Hierauf ward Bibliander im J. 1560. seines Amtes entlassen, jedoch behielt er die Einkünfte bis ans Ende des Lebens.

In Zürich ward Martyr mit dem Bürgerrechte beschenkt, obgleich der Senat daselbst seit einiger Zeit in Mittheilung desselben sparsamer geworden. Nach sechsjähriger Verwittwung verheuratete er sich wieder in Zürich, mit Catharina Merenda von Brescia. Dieselbe gebar ihm einen Sohn und eine Tochter, welche in der Minderjährigkeit starben; nach seinem Tod hinterließ er sie schwanger.

Noch kein volles Jahr war er in Zürich, als er zum Nachfolger des Martinengo nach Genf berufen wurde. Ohne Erlaubniß des Zürcherischen Magistrats wollte er den Beruf nicht annehmen. Auf dringendes Anhalten desselben blieb er in Zürich. Aus gleichem Grund schlug er einen neuen Beruf nach England aus, ungeachtet ihn die Königin Elisabeth sehnlich verlangte.

Von dem Zürcherischen Senat ward er im J. 1561,

aufgefordert, mit Theodor Beza dem Religionsgespräch in Poißi beyzuwohnen. Unterm Vorwand, daß er der französischen Sprache nicht mächtig genug sey, begab er sich, auf erhaltne Erlaubniß, nach Zürich zurück. Daselbst starb er den 12. Winterm. 1562. in einem Alter von zwey und sechszig Jahren. — Durch das liederliche Betragen ihres Ehegenossen, sah sich seine einzige, nachgelaßne Tochter, Maria, in die äusserste Armuth gestürzt. Aus Achtung für ihren verstorbenen Vater ward sie von der Regierung in Zürich anständig verpflegt.

Dü Pin giebt unserm Martyr folgendes Zeugniß: „Den Calvin ausgenommen, schrieb unter allen Reformatoren keiner besser als Petrus Martyr. Den Calvin übertraf er noch an Gelehrsamkeit und an Kenntniß der Sprachen. Fleißig hatte er die Kirchenväter und die alte Kirchenzucht studirt. Er hatte mehr Mäßigung und Sanftmuth als kein andrer von den protestantischen Lehrern, und zwar nicht bloß im Ausdruck und Vortrag, sondern auch in den Gesinnungen selbst. Wenn man ihm hätte Gehör geben wollen, so wäre er ungemein dazu geneigt gewesen, nicht nur die Lutheraner und die Reformirten, sondern auch mit diesen die Catholischen zu vereinigen.“

Von Petrus Martyr hat man Commentarien über verschiedene Bücher des alten und des neuen Testaments. Anstatt der buchstäblichen Erklärung, findet man viele gelehrte, dogmatische und casuistische Ausschweifungen. Die meisten dieser Commentarien sind in Zürich gedruckt. Ebenfalls in Zürich ist sein Commentar über die Aristotelische Ethick erschienen. — Unter mehren andern Werken erwähnen wir noch der theologischen Locorum Communium, die in drey Folio-Bänden zu Basel gedruckt sind. Verschiedene seiner Werke sind von Anton Marten ins Englische übersezt worden.

Im J. 1562. edirte Conrad Hubert bey Oporin die Historiam M. Buceri & P. Fagii. Im Anhange befindet sich ein Schreiben des Jacob Calfhillus an den Bischof zu London, Edemund Grindall, das wir hier verdeutscht im Auszuge mittheilen wollen.

Nach der Verbannung der Kardinal Polus, heißt es, schweifte er Jahre lang herum, bis er im J. 1554. von der Königinn Maria nach England zurück berufen worden. Sogleich erneuerte er die päbstlichen Gebräuche, die Eduard VI. abgeschaft hatte. Unter der Regierung dieses Monarchen lehrte zu Oxford Peter Martyr Vermilio. Die Gattinn dieses Gelehrten starb im J. 1552, und ward als eine fromme und wolthätige Matrone von jedermann bewäint. Von dem Kardinal aufgehezt, hielten einige katholische Prälaten ängstliche Nachfrage, in was für einem Glauben die Ehegenoßinn des Peter Martyrs gestorben. Aus Haß gegen diesen, verfolgte der Kardinal auch jene noch in dem Grabe. Er schrieb an den Dechant Marschall: Weil die Leiche der Catharina Vermilio neben den Reliquien der heiligen Fridesuida beygesezt sey, so müsse sie hervorgescharrt werden. Es geschah, und unter den abscheulichsten Unfugen, wurde die Leiche in unreinen Koth hingeworfen. Unter der Regierung der Königin Elisabeth aber holte man sie in einem Stall des Dechanten, noch unverwesen, aus dem Unrathe hervor, sammelte die Gebeine in ein Gefäß und ließ sie von den Küstern bewachen. Inzwischen entdeckte man in dem abgelegensten Winkel der Kirche die Reliquien der heiligen Friedesuide. Ich vermischte sie mit jenen Gebeinen der Catharina Vermilia und Anfangs des Jahres 1591 ließ ich sie bey einander begraben. Am nächsten Sonntag hielt Rogerson zum Andenken von Peter Martyrs Ehegenoßinn öffentlich eine erbauliche Leichenrede.

Johann Ludwig von Erlach. *)

Ein grosses Werk, nicht eine kurze, biographische Nachricht müßten wir schreiben, wenn wir die verdienten Männer aus Rudolfs von Erlach, des grossen Siegers bey Laupen, Stamme alle herzählen sollten, welche sich im Dienste des allgemeinen und besondern Vaterlandes so wie in den Diensten fremder Mächte berühmt gemacht, auch bey aller Veränderung der Gesinnungen und Verhältnisse die Hochachtung der Nachwelt er-worben haben.

Unser Johann Ludwig von Erlach wurde zu Bern den 30. Oct. 1595. geboren. Schon in seinem sechszehnten Jahre trat er in Kriegesdienste. Bey dem Treffen vor Prag befand er sich bey dem Heer des Herzogs von Braunschweig, Bischofs von Halberstadt. Er gerieth in die Hände des Grafen von Tilli, kaufte sich aber los, kehrte nach Bern zurück, vermählete sich da, und erhielt im J. 1726. Zutritt im Rathe. Er bekam den Auftrag, zwischen dem König in Frankreich und den Reichsstädten Ulm und Nürnberg ein Bündtniß zu schliessen. Nicht genug mit friedlichen Unterhandlungen beschäftigt, warb er im J. 1630. dreytausend Mann für Frankreich und führte sie, gegen den Willen der Bernerschen Regierung, als Oberst in das Piemontesische. Aus dem französischen Dienste trat er im J. 1621. in den schwedischen hinüber und dienete unter dem Herzog Bernard von Sachsen-Weimar. Nach dem

*) S. Mémoires historiques, concerans M. le général d'Erlach, Gouverneur de Brisach, pays & places cn depandans &c. pour Servir à l'Hist. de la guerre de trente ans & des regnes de Louis XIII & de Louis XIV, par Alb. d'Erlach, Baron de Spiez. Yverdon. 1784.

Tode des Königs Gustavs schickten ihn die Berner zur Bedeckung der Eydgenößischen Grenzen gegen die kayserlichen und spanischen Truppen nach Müllhausen und Basel. Im J. 1634. unterstüzte er im Veltlin den Herzog Rohan gegen die Partey der Spanier. Hernach begab er sich ins Brisgäu. Nachdem der Herzog von Weimar Brisach, Elsaß und einen großen Theil des Bistums Basel weggenommen hatte, trat Erlach von neuem zur Fahne dieses Herzogs, der ihn zum Gubernator von Brisach ernannte und zu wichtigen Unterhandlungen nach Paris absandte. Nach dem Tode des Herzogs im J. 1639. wurde nun er das Haupt des Weimarischen Heeres. Im J. 1530 gab ihm der König ein Gehalt von 18000. Livres, nebst der Benuzung aller Eisenschmidten im Elsaß, jedoch unter Beding, daß er für gewisse, angewiesene Festungen Kugeln und Bomben in seinen Unkosten herschaffen sollte. Ueberdieß gab er ihm Naturalisationspatente, um derentwillen er auf seine Rathsstelle in Bern Verzicht that Der Prinz von Condè erkannte selbst, daß er den Sieg bey Lens über den Erzherzog Leopold im Jahr 1648. einzig unserm von Erlach zu danken gehabt habe.

Kaum war der deutsche Krieg beygelegt, so wurde Frankreich durch innere Zweytracht beunruhigt. In den ersten Tagen des Jahres 1649. empörte sich das Volk gegen den König. Dieser blokirte Paris und forderte unsern von Erlach zur Beyhilfe auf. Selbst Türenne war bereit, das Parlament gegen den Hof zu unterstützen; allein man kam seinen Unternemmungen zuvor, und es erschien bey seinem Heer eiu königlicher Befehl, daß es nicht mehr ihn, sondern den Erlach als Generalen verehren sollte. *) Unter solchen bedenklichen Umständen versicherte sich dieser leztere vor allem aus, des Beystandes Carl Gustavs, des Generalißimus von Schweden, wie auch des

*) S. Hist. milit. de Suisse, par Zurlauben, T. III, S. 464,

Landgrafen von Hessen, und des Marschall Wrangel. Türenne flüchtete sich von Speyer über Heilbrunn und Kassel nach Holland. Um die Truppen in guten Gesinnungen zu erhalten, bezahlte sie Erlach selbst und borgte das Geld auf Kredit. Man glaubt, daß es ihm leicht gewesen wäre, sich Türennens Person zu bemeistern: allein je mehr sie schon vorher uneinig gewesen, desto sorgfältiger wich Erlach allen Verdacht der Rachbegierde aus.

Gar bald wurden in Frankreich die einheimischen Streitigkeiten beseitigt, als die allgemeine Gefahr von Aussen alle Gemüther wieder vereinigte. Gegen die Spanier schickte der König unsern Erlach als General, und zwar mit der unumschränktesten Vollmacht. In diesem Feldzug verlor er seine Gesundheit und endlich das Leben. Er schrieb an seine Gemahlin: „Unsere Truppen betragen sich „sehr schlecht, und sie machen mir mehr Mühe als der „Feind selbst. In ganz Frankreich sind wir verabscheut, „und mein ehmals erworbener Ruhm leidet Gefahr. Ich „kann aber nichts ändern; alles überlaß ich der Vorsicht, „welche wol weiß, daß ich an diesen Verwirrungen nicht „im geringsten Schuld bin.„ Vor Verdruß fiel er in ein gefährliches Fieber; er ließ sich nach St. Quintin bringen; von da kehrte er nach Peronne zurück, woselbst der Graf von Harcourt ihn aufs zärtlichste verpflegte. Er bat bey Hofe um die Erlaubniß, nach Brisach zurückkehren zu dürfen, um sich der Griesbacher-Bäder zubedienen. Seine Ungeduld war so groß, daß er sich auf den Weg begab, ehe noch die Erlaubniß anlangete. Er konnte seinen Ruhm nicht besser behaupten, als wenn er sich in sein Gouvernement einschloß. Seit Türennens Abfall hatte es sich beträchtlich erweitert. Es erstreckte sich von dem Bodensee bis an die Mosel.

Der Winter war für ihn weder ruhig noch glücklich.

Die Einwohner der Marggrafschaft Baden waren müde, immer nur fremde Truppen zu füttern, und selbst zu darben; sie empörten sich, und wurden nur durch Gewalt der Waffen gebändigt. Die Gefängnisse von Stollhofen waren angefüllt mit Schultheissen und Bürgermeistern, die sich weigerten, mit den Truppen zur Plünderung des Volkes in Verbindung zu tretten. Gerecht war ihr Widerstand, allein die Brandschazungen waren die einzige Aushilfe für den ausgehungerten Soldaten. Zur Erleichterung der dringensten Bedürfnisse anerbot sich Erlach, sein Silbergeschirr einschmelzen zu lassen. Der Hof schickte dem Heere kaum den dritten Theil von dem, was er versprochen hatte. In Philipsburg entstand eine Empörung, und zu ihrer Besänftigung bedurfte es aller Standhaftigkeit und Klugheit des Gubernators. Erlach schrieb an den Hof bald für das Volk, bald für die Truppen, für die benachbarten Fürsten, zuweilen auch für die Kantone. Immer erhielt er die schmeichelhaftesten Versprechungen für seine eigne Person, aber wenig thätliche Unterstützung. Acht Tage vor seinem Hinscheid forderten seine Regimenter entweder Sold oder Entlassung. Er fühlte die Billigkeit ihrer Forderung, und konnte sie doch nicht gewähren, Er starb den 26. Jenner 1650, in seinem fünf und fünfzigsten Jahre. Drey Tage vorher hatte ihn der König zum Marschall von Frankreich ernennt. Er erfuhr die Nachricht hievon nicht mehr. Seine Wittwe bat bey Hofe um die 200,000. Livres, die ihm der König schuldig war. Umsonst forderte sie die 500,000. Livres, zu deren Bezahlung sich Herwart anheischig gemacht hatte. Sie starb fünf Jahre nach dem Tod ihres Gemahls. Erlach ist auf seinem Guth zu Casteln begraben. In dem Europäischen Theater sindt man sein Bildniß mit folgender Innschrift:

Hoc radiat vultu, moriens quem maximus Heros

Bernhardus Belli deſtinat ipſe Ducem.
Helveticum Sanguen, Janus Ludovicus ab Erlach
Atlas Briſaci; ſic tibi Rhene pater.

Johann Jacob Stocker.

Im Jahr 1653.

Im Jahr 1651. ſtarb der Prinz Statthalter **Wilhelm II**, ein Eydam König Karls I. Er hinterließ einen Sohn in der Wiege. **Cromwell** beredete ſich, den Niederländern werde eben ſo wenig mit einem neuen Statthalter, als den **Engländern** mit einem Monarchen gedient ſeyn. Schon hatte er mit kühnen Geiſt beyde Staaten nur in **Einen** zuſamengeſchmolzen. Dieſem Entwurf wiederſezten ſich die Freunde des Hauſes Oranien und nunmehr kündigte **Cromwell** den **Niederländern** den **Krieg** an. Ohnehin war hie und da die **proteſtantiſche Kirche** bedräut; noch mehr war ſie in Gefahr, als jezt, ungeachtet der Religionsverwandſchaft, die Flamme der Zweytracht ſich über dieſe ſonſt ſchweſterlichen Staaten zu verbreiten anfieng. Jene Blutſcenen auf dem entlegenen Meer ſahn von der Höhe ihrer Gebürge die **proteſtantiſchen Cantone**; voll Wehmuth und mit religioſer Theilnehmnng ſuchten ſie das Feuer des Krieges zu löſchen. Umſonſt daß ſie noch ſo dringend zum Frieden ermahnten! Nachdem alle Zuſchriften fruchtlos geblieben waren, ſo entſchloſſen ſie ſich nunmehr auf der Tagleiſtung im Jenner 1653. **beyden Republiken** durch Johann Jacob Stocker Stadtſchreiber zu Schafhauſen, ihre **Vermittelung** anbieten zu laſſen.

Den 10. Februar trat Stoker die Reise an. Wegen den innern Unruhen in Frankreich nahm er seinen Weg über Deutschland nach Hamburg. Daselbst erfuhr er durch den englischen Residenten die Ankunft eines schwedischen Gesandten, Namens Lagerfeld, in Hamburg; Auch dieser hatte von seiner Königin Christina den Auftrag zur Vermittelung zwischen beyden kriegenden Staaten. Während daß derselbe zur Ueberfahrt auf günstigen Wind wartete, eilte ihm Stocker zuvor und reisete über Land nach Dünkirchen; von da sezte er glüklich hinüber und kam noch vor Lagerfelden nach London. Sogleich führte ihn Düräus zu dem Sprecher des Parlaments; dieser empfieng die eydgnößischen Briefe, und las sie Tags darauf in der Versammlung des Parlaments vor. Da Stocker aus Mangel eines Gefolges, die Ehrenbezeugungen eines Bothschafters ausschlug, so schoß der Staatsrath acht Glieder aus, die ihn mündlich verhörten.

Inzwischen hatten die Staaten von Holland und Westfrießland nach der Einbusse in dem Treffen bey Portland unterm 18. Merz bey dem Parlament den Frieden verlangt. Hierüber war zwischen beyden Republiken ein weitläufiger Briefwechsel entstanden, und mittlerweile die Antwort an Stockern verzögert.

Bald hernach, den 20. und 30. Aprill erfolgte die Aufhebung des Parlaments. Die Klügern in dieser Versammlung, denen Cromwell zu furchtbar geworden, glaubten in der Fortsezung des Krieges einen Vorwand zur Vergrösserung der Flotte, und eben deßwegen zugleich zur Verminderung der so gefährlichen Landmacht zu finden. Cromwell errieth ihre Absichten, so wie sie die seinigen. Von den auserlesensten Officirs und Soldaten begleitet, trat er in den Parlamentssaal. Sobald er Plaz genommen hatte, sprach er: Ich denke, daß das Parlament zur Aufhebung reif genug ist! Einige beschuldigten ihn des

Undanks; er tratt in die Mitte des Zimmers: Der Herr, schrie er, bedarf euer nicht weiter; er wählt andere Werkzeuge zur Vollendung seiner That. Nach diesem schwärmerischen Auftrag, ruft er die Officiers und Soldaten herein; sein Generalmajor Harisson geht sogleich auf den Sprecher des Parlaments los, und reißt ihn mit Gewalt weg. — Ihr selbst, schrie der Heuchler, zwingt mich zu diesem Verfahren; denn die ganze Nacht durch hab ich den Herren gebethen, daß er mich lieber tödte als zu einem solchen Unternehmen verleite. — Und damit stieß er ein Glied nach dem andern heraus, schloß die Thür zu, und schob den Schlüssel in seine Tasche.

Anstatt des Parlaments wurde nunmehr ein Staatsrath geordnet. Inzwischen erschien unterm 9. May ein Schreiben von den Generalstaaten, in welchem sie dem Parlamente vorschlugen, daß man an einem dritten Orte durch Bevollmächtigte am Frieden arbeiten möchte. Da das Parlement entsezt war, so überreichte der Abgeordnete das Schreiben dem General Cromwell. Unter freundlicher Versicherung schlug dieser die Stadt London zum Mittelpunkt der Unterhandlungen vor. Ungeachtet aller Willfährigkeit von Seite der Holländer, geriethen nicht desto weniger beyde Parteyen den 2. Junius an den Flandrischen Küsten aufs neue stark an einander. In aller Eile begab sich hierauf Beverning, einer von den holländischen Bevollmächtigten, auf London, mit Versicherung, daß die andern bald nachfolgen werden. Da in seinem Vortrag weder wegen der Genungthuung noch der Sicherstellung gegen das Haus Orange gedacht war, so erfolgte keine Antwort. Die drey andern holländischen Bevollmächtigten, Neuport, Jongsthal und Perre langten jezt auch an, und thaten den zweyten Vortrag. Cromwell fuhr fort auf Bezahlung beträchtlicher Geldsummen zur Schadloshaltung, und zur Sicherheit auf Abtrettung verschiedner Pläze zu dringen.

Stocker und andere Vermittler vermochten wenigstens so viel', daß Cromwell, bis auf die ostindischen Händel in Amboina, wie auch in Brasilien, Grönland und Moskau, für einmal auf weitere Genugthuung Verzicht that: Hartnäckig aber beharrte er, daß ihm von den Niederländern zur Sicherstellung einige Pläze möchten eingeräumt werden. Endlich bequemten sich die Holländer, daß sie zur Beruhigung der britischen Eifersucht den damals 4. jährigen Prinzen von Oranien, nebst allen seinen Nachkommen für immer und ewig von allen Aemtern, die seine Vorfahren besessen hatten, von der Statthalter — Feldherren — Admiralsstelle — auszuschliessen versprachen. Da aber dieser Artickel so wol die Partey des Prinzen, als auch die übrigen Provinzen beleidigen mußte, so ward er bis zur Eröfnung des Friedens verheimlichet, und Holland entschuldigte sich hernach, daß dieses Bedingniß das einzige Mittel zum Frieden gewesen.

Bey diesem allem geschah den 29. Julii zwischen beyden Parteyen das dritte blutige Treffen, in welchem die Holländer den Admiral Tromp eingebüßt hatten. Wegen Ungewißheit des Ausganges und Verzögerung der Unterhandlungen wurde nun Stocker von den Cantonen nach Hause berufen. Während seines Aufenthalts zu London war er bey den Großen so wol als bey dem gemeinen Mann sehr wol gelidten. Man liebte und ehrte die Schweizer, die bey der so weiten Entfernung, ganz ohne politische oder kaufmännische Verhältnisse, einzig aus Religionseifer sich so treuherzig und biderb in diese Händel eingemischt hatten. Auch bey Cromwell hatte Stocker vertraulichen Zutritt. Schon bey der ersten Unterredung mußte er ihm ausführlich die Staatsverfassung der Eygenossen beschreiben, auch gab er ihm verschiedene Erläuterungen über Josias Simmlers Buch, de republica Helvetorum. Bey einem andern Besuch erklärte ihm Cronwell umständlich

alle Ursachen und Triebfedern des Krieges zwischen Holland und England. — Nicht weniger vertraulichen Umgang pflog Stocker mit den niederländischen Gesandten und mit gutem Erfolg bedienten sich diese seines Raths und seiner Dienste. — Ungeachtet seiner Zurückrufung, welche doch auch nicht durchaus bestimmt war, ließ er sich auf dringendes Anhalten so wol von englischer als von holländischer Seite zum Aufschub seiner Abreise bereden. Seither giengen die **Friedensunterhandlungen** so glücklich fort, das nun vom Herbstm. bis zum Cristmonat alles in Richtigkeit gebracht war. — In dieser Zeit geschah abermals eine ausserordentliche **Veränderung** in der englischen **Regierung**. Nachdem **Cromwell** das obenerwähnte **Parlement** abgeschaft hatte, änderte er selbst mit seinem Kriegsrath die ganze Verfassung, indem er 144 **Volksmänner** erwählte, grossentheils aus den Werkstätten und aus den Krambuden; das angesehnste Mitglied dieses neuen Parlaments war ein gewisser Kupferhändler, Namens **Barebone**; auch hieß es das Parlament der Barebone. *) Durch ein Circularschreiben ließ **Cromwell** sie alle zur Theilnehmung an der Regierung von England, Schottland und Irrland auffordern. In Zeit von fünf Monaten lösete sich dieses verachtete und unfähige Parlament von selbst auf, und übergab freywillig alle Gewalt dem Kriegsrath. Der unaufhörlichen Abänderungen müde, sehnte sich die Nation wieder nach einem Haupte, und so ließ sie's geschehen, daß der Kriegesrath **Cromwell** zum **Protector der drey König-Reiche** ernennte. Unumschränkter herrschte er nunmehr als kein König, jedoch vermied er sorgfältig den königlichen Namen, der so verhaßt war, daß die Engelländer auch in dem Unser Vater, anstatt, veniat regnum tuum, lieber veniat respublica zu sagen anfiengen. Nichts destoweniger wurde

*) Im englischen heißt Barebone so viel, als geschundene Knochen

der Protector als Hoheit geehrt; man installirte ihn zu Witehal in dem Palast der Könige, woselbst er nunmehr seine Residenz aufschlug und auch von auswärtigen Staaten eben so wie von seinen eignen Landleuten verehrt ward.

Diese Staatsveränderung änderte nichts in den Unterhandlungen mit Holland. Alle Puncte waren berichtiget bis zur Unterschreibung, wozu sich unter den holländischen Gesandten zwar Bevernings und Neuport nicht ungeneigt zeigten; ihr College Jongsthal hingegen drang vermög der Instruction durch, daß noch vorher seine Principalen von allem sollten benachrichtiget werden. Ungemein war der Protector durch dieses Zaudern beleidigt; rund heraus erklärte er sich, wofern sie ohne zu unterzeichnen verreiseu, so werde er die ganze, bisherige Friedenshandlung als nicht geschehen betrachten; aller Fürbitte von Seite Stockers und anderer Vermittler ungeachtet, beharrte er bey dieser gegebenen Aeusserung. Nicht ohne bange Erwartung waren jetzt die holländischen Gesandten nach dem Haag abgereiset. In wenigen Tagen kam Bevernings wieder zurück, uud zwar mit gänzlicher Vollmacht zur Unterzeichnung des Friedensvertrages. Da aber seine Mitgesandte mit der Einwilligung der übrigen Provinzen noch zurückblieben, so begehrte Cromwell die Unterzeichnung nicht mehr. Bevernings war äusserst verlegen; Stocker, welchem Cromwells geheime Absicht bekannt war, daß diese Verzögerung eben nicht ernstlich gemeint, sondern nur ein stiller Verweiß sey, weil die holländischen Gesandte vorher ebenfalls zur Unzeit gezögert hätten munterten ihn wieder auf. Auf die Nachricht von Bevernings Zurückkunft, waren Cromwellen vor Freude ausdrücklich die Worte entfallen: God bee bleſed jam very glad. Daß Stockers Vertröstungen begründt gewesen, hat der Ausgang bewiesen, indem bald hernach, den 5. April 1654. zur Zufriedenheit beyder Staaten so wol als auch aller wolgesinnten Religionsverwandten der Frieden erfolgte.

Bey dieser glücklichen Aussicht machte sich anfangs des Jahrs 1654. Stocker fertig zur Abreise. Beym Abschied, und so oft er sonst sich mit dem Protector unterhielt, geschah es von beyden Seiten mit entblößtem Haupte, auch ließ dieser den eydgenößischen Abgeordneten mit gleichem Gepräng wie die königlichen Minister begleiten, welches gleichwol dem venetianischen Residenten, Paulucci, nicht wiederfuhr. Bey Stockers Entlassung bediente sich Cromwell unter andern ausdrücklich folgender Worte:

„Schon mehrmal hab ich euch versichert, nicht nur, „daß euer Auftrag überhaupt uns sehr angenehm gewe„sen, sondern auch daß euere Vorstellungen nicht wenig „den Frieden befördert haben. Versichert daher eure „Prinzipalen, daß sie keine bessern Freunde haben als „uns, die englische Nation. Jede Gelegenheit wird uns „willkomm seyn, euch hievon thätliche Proben zu geben. „Durch die Natur befindt ihr euch zwar in der günstigsten „Lage, zur Abhaltung auch der mächtigsten Feinde: wo„fern aber, wie wir besorgen, sehr bald ein Religions„krieg ausbrechen sollte, alsdenn würdet wol ihr die Er„sten einen Angriff ausstehen müssen; in solchem Fall „wünschten wir euch aufs nachdrücklichste unterstüzen zu „können, und nicht erst bey schon vorhandener Gefahr „allzuspät hierüber benachrichtiget zu werden. Die An„zeigen sind häufig; auch meine Briefwechsel, die ich hin „und wieder so gut habe als ein Staat in der Welt, „versichern mich, daß der Papst auf die Aussöhnung mit „Spanien und Frankreich nur darum bedacht sey, um „diese Kronen gegen die reformirte Kirche zu wafnen. „Vielleicht daß der helvetische Boden ihnen zum Schau„platz sehr bequem scheint. Auf der einen Seite können „sich gegen euch Oestreich und Spanien verbinden; auf „der andern Seite habt ihr Frankreich zu fürchten. Ge„gen dieses leztere Reich fehlt es uns nicht an Mittlen

„ zur Erweckung nöthiger Diversion. Wofern euch ande-
„ re und kräftigere Mittel bekannt sind, so wünschten wir,
„ daß ihr sie uns zur rechten Zeit mittheilt und nicht euch
„ selbst versäumt. Das erste Mittel besteht ohne Zweifel
„ in einem vertraulichen Briefwechsel zwischen den III. Re-
„ publiken, der eurigen, England und Holland „ u. s. w.

Beym Abschied erhielt Stocker ein Geschenk von dem Protector, von 200. Pfund Sterling, mit der Entschuldigung, daß er ihn nur darum nicht mit einer güldenen Kette beehre, weil nach einer neuen, sehr scharfen Sazung, die englischen Gesandten nirgendwo Geschenke annehmen, und auch die auswärtigen Gesandten von England nicht beschenkt werden dürfen; würklich hatte man dem schwedischen Gesandten, welcher gleichen Auftrag mit Stocker hatte, weder Geld noch andere Geschenke gegeben. — Zur sichern Ueberfahrt nach Holland wieß man dem schweizerischen Gesandten ein kleines Kriegsschif an, mit 36. Kanonnen und 300. Mann. Den 28. Jenner 1654. brach er von London auf; den vierten Tag hernach kam er glücklich nach Dünkirchen; von da begab er sich ungesäumt nach dem Haag, um auch bey den Generalstaaten seinen Auftrag zu besorgen. Zu Middelburg ließ ihn der Magistrat in einem eignen Schif, unter kostbarer Bewirthung nnd in Begleit einiger Rathsglieder bis nach Rotterdam führen. Auf das Gerücht von seiner Ankunft eilte das Volk strohmweise' ans Ufer, die redlichen Schweizer zu sehen, die sich so großmüthig um Wiederherstellung des Friedens bemühten. So bald er im Haag angelangt war, wurde er von Neuport, der auf die Unterschreibung des Friedens wartete, mit Entzücken empfangen; gleich darauf ward er im Namen aller Provinzen von dem Agenten der Generalstaaten mit besondern Ehrenbezeugungen empfangen, und hierauf in einem Staatswagen zum Verhör abgeholt. Indessen traf die Bewilligung der VI. andern Provinzen zur Unter-

zeichnung des Friedens auch ein. Den 28. April 1654. wurde er im Haag feyerlich ausgerufen. Hierauf machte sich Stocker fertig zur Abreise; die VII. Provinzen beschenkten ihn mit einer güldenen Kette, von 1200. Gulden am Werthe. In dem Vaterlande langte er gerade zur Zeit der gewohnten Jahrrechnung an, und wurde anf der Tagleistung zu Baden mit Beyfall nnd Freude empfangen.

Bald hernach langte ein englischer Resident, Herr Pell, mit der Einschliessung der reformirten Kantone in den englisch-holländischen Frieden zu Zürich an; mit ihm kam auch der berühmte englische Gottsgelehrte, Duräus, welcher mit allem Eifer, jedoch ohne Erfolg, an der Vereinigung der protestierenden Kirchen arbeitete.

Johann Jacob Bürlamaqui. *)

Ursprünglich stammt er aus einer italiänischen Familie von Lucca. Im J. 1591 hatte sie sich nach Genf geflüchtet, woselbst der Vater unsers Gelehrten im J. 1728. als Rath und Staatssecretair gestorben ist. Unser Bürlamaqui wurde in Genf den 19. Jul. 1694. gebohren. In dem Studium der Philosophie und der Rechte brachte er es in kurzer Zeit so weit, daß er schon im sechs und zwanzigsten Jahre zum Professor derselben ernannt wurde. Doch ehe er seine Vorlesungen anfieng, bediente er sich der Erlaubniß zureisen, und hielt sich einige Zeit in Holland und England auf. Barbeirac, den er zu Gröningen besuchte, schäzte ihn ungemein hoch. Seit seiner zurückkunft in Genf gab er in die zwanzig Jahre den Studirenden sehr

*) S. Strodtmanns neues gelehrtes Europa Th. III. S. 639.

fleißigen Unterricht. Wegen schwächlicher Gesundheit erhielt er endlich seine Entlassung. Auf dringendes Zureden nahm er nicht lange hernach eine Stelle in dem kleinen Rath an. Seine Schwachheit nahm überhand, und sein Tod erfolgte den 3. April 1748 Seine Principes du droit naturel, die zuerst im J. 1747. zu Genf an das Licht tratten, wurden durchgängig ungemein gut aufgenommen. Nach seinem Tode erschien auch aus seiner Handschrift das bürgerliche Recht im J. 1751.

Von Jugend auf hatte Bürlamaqui ein sehr gesetztes Wesen. Schon in der Kindheit ermunterte er die Mitschüler zum Fleiße. Er besaß nicht allein eine sehr lebhafte Liebe zur Wahrheit, sondern auch ausnehmende Geschicklichkeit, sie auseinander zu wickeln. Sein blödes Gesicht verhinderte ihn so viel zu lesen, als er wol wünschte. Desto mehr schärfte er sein eigenes Nachdenken. In seinem Unterricht herrschten Kürze und Deutlichkeit. Der Prinz Friedrich von Hessen Cassel, welcher seit dem Jahr 1732. vier bis fünf Jahre zu Genf zubrachte, hatte sich geraumme Zeit seiner Unterweisung bedient. Bürlamaqui begleitete ihn nach Cassel zurück, und kam, mit Gnadenbezeugungen überhäuft, wieder nach Genf. Bey seiner Abreise beschenkte ihn der Landgraf mit sechshundert Pistolen. Als sich der Prinz Georg in den Jahren 1744. und 1745 zu Genf aufhielt, war Bürlamaqui seine liebste Gesellschaft. Er hatte einen sehr feinen Geschmack in der Mahler = Bildhauer = Bau = und Tonkunst, und besaß auch selbst eine schöne Sammlung von Gemälden und Kupferstichen. Er war der Erste, welcher an dem Entwurf der in Genf bis zur Revolution blühenden Zeichnungsschule arbeitete. Seinen Vorrath an Büchern und Schilderungen schenkte er der academischen Bibliothek. Menschenliebe, Urbanität und reine Religiosität zierten seinen Character. Jac. Dacier prägte sein Brustbild.

Vor wenigen Jahren erlosch sein Geschlecht mit dem Tode seiner einzigen Tochter.

Niclaus Manuel *)

Ursprünglich stammt er aus angesehenem, französischem Geschlechte. Im XIVten Jahrhundert lebten in der Provinz Saintonge Carl und Robert Manuel, die Herren von Cholard; nachdem der englische Feldherr ihr Schloß in die Asche gelegt hatte, flüchteten sie sich im J. 1347. mit Weib und Kindern nach Lyon. Als Robert nach seiner Heimath zurückkehren wollte, ward er unterwegs von den Feinden erschlagen. Karl hatte Söhne, deren einer, Namens Niclaus, sich zu Türin niederließ nnd hernach in einem Kriegeszug gegen die Türken umkam. Der Sohn dieses Niclaus setzte sich zu Bern fest und war der Anherr desjenigen, von welchem wir reden. Noch müssen wir von dem oben erwähnten Karl Manuel nicht unbemerkt lassen, daß er mit der Tochter des Felix von Nogaret, Freyherrn zu Calvison vermählt gewesen. Dieß war jener Nogaret, welcher im J. 1303. von dem Könige Philipp an den Pabst Bonifaz VIII. geschickt worden. Der Pabst schalt ihn einen albigensischen Käzer und schimpfte selbst auf den König; Nogaret gab ihm hierauf mit dem eisernen Handschuh eine Maulschelle und nahm ihn gefangen. Im Verfolge werden wir sehn, daß sich der edle Trotz dieses Nogarets auf unsern Niclaus Manuel fortgepflanzt habe. Derselbe ward zu Bern im J. 1484. geboren. Seine Mutter war die Tochter des gelehrten, Bernerschen Stadtschreibers; Thüring Frickarts. — Nebst dem

*) S. Bernersches Mausoleum, Stück V. f. 206.

häuslichen Unterricht genoß der junge Manuel zugleich noch den öffentlichen Unterricht des fürtreflichen Schulmannes, Heinrich Lupulus; frühzeitig beschäftigte er sich mit den beyden verschwisterten Künsten, der Malerey und der Dichtkunst; unter seine noch heut zu Tage übrig gebliebnen Gemälde gehört jenes Stück beym Moses-Brunnen, gegen dem grossen Münster, welches die Verführung Salomons durch fremde Weiber vorstellt; auch das Haus am Oelberg vor der Stadt gegen der Nideck-Kirche wurde von ihm gebaut nnd mit Gemählden geziert; anstatt so vieler andrer seiner Kunstwerke erwähnen wir noch des sogenannten Todtentanzes, den er bey der izigen französischen Kirche, an der Mauer des vormaligen Dominicanergartens gemalt hat; dieser Todtentanz war das Original von demjenigen, welchen man in Basel dem Holbein oder noch glaubwürdiger Holbeins Schüler, Hugo Glaubern, zuschreibt; die Figuren, deren einige, wie z. B. des Ritters von Mülinen nach dem Leben gezeichnet gewesen, hatte der Künstler zugleich mit erbaulichen, und zuweilen sinnreichen Reimen begleitet. — Um Erweiterung der Gasse willen wurde die ganze Malerey im J. 1560. auf die Seite geschaft; in zwo Kopeyen aber, die eine von Albrecht Kauw, die andre von Wilhelm Stettler, erhielt sie sich bis auf die heutigen Zeiten. Dieses und andrer Kunstwerke nnsers Manuels erwähnt Sandrart auf die schmeichelhafteste Weise *) Mit vieler Laune bediente sich unser Künstler sowol des Pinsels als der Feder zur Verspottung des Papstums. Unter anderm hatte er zwey Schauspiele verfertigt, die in Bern offentlich vorgestellt und hernach gedruckt wurden; in dem einen contrastirt auf die auffallendeste Weise der Aufzug des Papstes mit dem Aufzuge Christi; wenn diese auf der einen Seite der

Strasse

*) S. Sandrarts Akademie der Mahler und Bildhauer.

Strasse im Gefolge der einfältigen Jünger und vieler Armen, Blinden, Lahmen, Kranken u. s. w. auf einer schlechten Eselin und mit der Dornenkrone erscheint, so erscheint jener im Harnisch mit der güldenen, dreyfachen Krone, von den Grossen der Erde und von gewaltigem Kriegesheere begleitet. Der h. Petrus kömmt hervor und auch mit der Brille auf der Nase kann er seinen Nachfolger nicht sehn. — Das andre Schauspiel heißt der Todtenfresser; auf der Bühne erscheinen einige Priester, die sich bey dem Sarge eines verstorbenen Reichen beglückwünschen über die fette Beute, die ihnen der Tod verschafft hat. — Den wolthätigen Eindruck, welchen diese beißigen Satyren auf das Volk gemacht haben, beschreibt der Bernersche Geschichtschreiber, Valerius Anshelm, *) in folgenden Worten: „Durch diese wunderliche und vor„hin als gotteslästerlich gedachte Anschauungen ward ein „groß Volk bewegt, christliche Freyheit und päpstliche „Knechtschaft zu bedenken; es ist auch in dem evangelischen „Handel kaum ein Büchlin so oft gedruckt und so weit „gebracht worden als diese Spiele.„

Nachdem unser Manuel auf solche Weise die Hierarchie öffentlich an den Pranger gestellt hatte, wurde er im J. 1523 zum Vogte nach Erlach ernennt. Während seiner Entfernung von der Stadt erhob die katholische Partey von neuem den Nacken. Kaum war das erste Mandat, nur Gottes Wort zu predigen, verkündigt, so wurde bald darauf im J. 1524. der Prediger der reinern Lehre, Doctor Sebastian Meyer, und beynahe mit ihm auch Berchtold Haller verwiesen; in dem folgenden Jahre 1525. schrieb man ein anders Mandat aus, welches das obige umstieß und Messe und Bilder, wieder zurück brachte; im J. 1526. kam es so weit, daß man sich endlich zur Bey-

*) S. Valer. Anshelms geschriebene Chronick vom J. 1522.

behaltung des römisch-katholischen Glaubens verpflichte-te. Unser Niclaus Manuel aber kam nunmehr von seiner Vogtey nach Bern zurück und mit ihm auch das Licht wieder, welches die Finsterniß von neuen besiegte. Den 23. Aprill 1527. wurde das Mandat vom J. 1523. her-vorgezogen und bestätigt. Bey dem Religionsgespräch im J. 1527. hatte Mnnuel keine geringe Rolle zu spielen. Er war bey der Disputation obrigkeitlicher Rüser, d. i. derje-nige, der im Namen des Bernerschen Magistrats die an-wesenden Gelehrten einlud und aufforderte. Als Beweis seiner Mäßigung und Unparteylichkeit mag folgende Anre-de dienen, die, wie er sie gehalten hatte, den gedruckten Akten einverleibt worden; *)

„ Ehrwürdige Gelehrte, es soll niemand erachten,
„ daß Uns. Gn. H Herren allein begirrig seyn, daß die
„ vorgetragenen Artickel durch ihre Predicanten sammt
„ der Lehre, die daraus fleußt, erhalten werden: sondern
„ allein ist ihr Fürnehmen, die Wahrheit von göttlichem
„ Worte zu erforschen, ob die Artickel in göttlicher Schrift
„ bestanden oder ihr widersprechen? Ihr seht auch, wie
„ sich die, so die Artickel für gut bekennen, so treulich zu-
„ samenhalten; darum bitt und ermahn ich Euch abermal
„ um Gottes willen, Ihr, die Wiedersprecher, wolet Euch
„ auch zusamen thun, einander trostlich seyn mit Hilfe,
„ Rath, Schreiben und Reden. Dieß werden Uns. Gn.
„ H Herren zum höchsten wol für gut und als ein gnädig
„ Wolgefallen mit grosser Dankbarkeit annemmen; doch
„ daß dieses allweg geschehe nach Ordnung, Innhalt und
„ Anweisen des christlichen, darum angesehenen Mandates.„

Zu der Disputation waren nicht nur die IV. benach-barten Bischöfe oder an ihrer statt bischöfliche Gesandte, sondern überhaupt die gelehrtesten Männer aus der Nähe

*) S. die Akten bey der andern Schlußrede, in der Quartans-gabe vom J. 1608. seite 177, 178.

und aus der Ferne eingeladen und ihnen alle Ehre bewiesen. Alle Geistlichen in dem ganzen Kanton waren zur Beywohnung des Gespräches verpflichtet; dasselbe wurde öffentlich und in deutscher Sprache gehalten, damit auch die Ungelehrten zuhören könnten. Mehr als einmal wurden obrigkeitliche Abgeordnete an alle Unterthanen auf der Landschaft geschickt oder ein Ausschuß von diesen in die Stadt berufen, um auch ihre Meinung zu vernehmen. Nach beendigter Disputation schwur die ganze Bürgerschaft den Eid der Treu, und hierauf wurden ohne grosse Verwirrung die Bilder und Altäre aus den Kirchen weggeräumt. Diese Bilder und die Messe ließ unser Nielaus Manuel nicht ungetröstet begraben. Er verfertigte mit geistreicher Laune eine poetische Klage der Bilder, daß sie dem wahren Gott Platz machen sollte. Dieß Büchelgen erschien unter der Aufschrift:

„Klag und Verjähung der armen, verfolgten Gözen „und Tempelbilder über so ungleiche Urtheile und Stra„fen, die gegen sie gebraucht werden; mit Uebersehung „vieler lebendiger und größrer Gözen und Abgöttereyen.„

Unter anderm werden die Bilder also redend eingeführt:

Daß wir in solcher Not gestellt
Ob uns wird Ritter alle Welt
Und müssen stehn in solcher Fahr
Bekennen uns hie offenhar
Daß wir im Tempel gstanden sind
Glych wie des Himmels Hausgesind
Und haben gführt so guten Schyn
Als wären wir Gott selber gsyn.
Daß habet Jhr selbst gfangen an,
Mit uns, die wir kein Leben hond

Und dennoch jtzund tragen son (sollen)
Die Schuld und Straf für ander Leut.
— — — — —
— — — — —
O wär der Falsch damit gewendt!
Daß wöllte Gott vom Himmelrych,
Wie güllt es uns so ganz gelych
Das wir izt also brennen müssen,
Möchten wir auch nun anders büssen
Für so viel Götzen tausend hundert,
Das ists, was uns izt also wundert:
Ob man dieselben auch werd myden
Und mit so grossem Ernst bekryden;
Sie strafen nach jr Sünd so hart
Wie uns dann izund wiederfart.
Viel grösser Götzen, die noch lang
Nit werden leiden solchen Drang
Wie wir; das lassen wir doch sin
Wiewol wir nit so bös sind gsin.
O das die Welt all ires Leiden
So willig trug und Rach könnt meiden
Wie wir still gschwygen hond bishär
Das währind köstlich neue Mär.
— — — — —
— — — — —
Daß man so wild mit uns umgaht
Und zücht uns hin und her im Kath:
Und sind doch tausend Götzen mehr
Zu denen man sagt: Gnad Herr, Gnad Herr!
— — — — —

So wie Manuel über die Wegräumung der Bilder gescherzt hatte, so scherzte er auch über die Abschaffung der Messe; diese stellt er auf dem Sterbebeth vor und schildert hiebey die Bestürzung des Papstes und seiner Priester

„Doktor Rundeck besah die Patientin, d. i. die Messe,
„griff ihr den Puls, fand sie sehr schwach, muthmaßte,
„sie sey irgendwo unter die Weißgerber gefallen, die ihr
„die Rippen zerstossen haben. Doktor Heyoho brachte
„bey: Es sey ein alter Schaden, und sie habe das Gebre-
„chen mit sich an die Welt gebracht; sie sey von Geburt
„an niemals inwendig ganz gesund gewesen, wie schön ro-
„the Backen sie immer von aussen gehabt habe. Wenn
„wir, sagte er, nur noch einige Zeit ihr Leben aufhalten
„können, so würden wir fett und sie würde uns die Mühe
„reichlich bezahlen. Darum, Herr Doktor, so laßt uns
„schnell eilen mit unsrer Kunst! Hier habe ich allerley
„Confect, römische Stücke, Gewürz und Kräuter aus
„den aristotelischen Garten. Mir sind Schmär und Sal-
„ben von Rom geschickt worden. — *)

So wie unser Manuel als Schriftsteller, so beförderte er auch als Staatsmann die Glaubensverbesserung.

Den 24. Aprill 1528. gieng er mit dem Schatzmeister Bernhard Tillmann als obrigkeitlicher Gesandter nach Basel. Daselbst beförderte er mit den zürcherschen Gesandten das Reformationswerk. In dem folgenden Monate war er zur Begünstigung der Protestanten im Toggenburg nach Zürich gegangen.

Mittlerweil hatten sich die Bernerschen Landleute in Hasle, besonders zu Interlappen, von neuem auf die alte Lehre geneiget; schon hatten sie sich des Klosters bemächtigt; mit Mühe konnte der dasige Kastvogt nebst dem Bernerschen Gesandten entfliehen; um so viel kühner wurde das Landvolk, da er auf mancherley Weise und unter allerley Vorwande sich von den benachbarten, katholischen Kantonen unterstützt sah. Schon war der Abt von Engel-

*) Es versteht sich, daß wir nur als Geschichtschreiber erzählen, ohne Antheil an dem beleidigenden Tone unsers Helden zu nehmen.

berg persönlich nach Brienz gekommen, um daselbst die Messe zu halten. Unterm 24. Jul. 1528. erhielt er von Bern aus ein oberkeitliches Schreiben, worinn ihm freundlich so wol als ernstlich das Lesen der Messe auf Bernerschem Boden untersagt wurde. Der Abt aber ließ sich nicht abschrecken, bis das Kriegespanner von Bern heranrückte; durch das unwegsame Gebürg flüchtete er sich in sein Kloster nach Engelberg. Inzwischen waren sechs bis acht hundert Unterwaldner über den Brünigberg in das Bernergebiet eingedrungen, theils um den Abten zu rächen, theils um sich des Collaturrechts zu Brienz zu bemeistern

Inzwischen hatte sich Bern der Treu seiner übrigen Unterthanen so wol als auch des Beystandes andrer Eydgenossen, besonders der Zürcher, versichert. Zu wiederholten Malen wurden an die unruhigen Bauren ansehnliche Gesandtschaften abgeordnet; bey diesen Gesandtschaften befand sich unser Niclaus Manuel, der um diese Zeit zum Mitgliede des innern Raths erwählt worden. — So lang die Gesandten zugegen waren, hinderten sie durch ihr Ansehn und durch ihre Beredsamkeit jeden Ausbruch der Zusammenverschwörung: kaum aber waren sie nach Bern zurückgekehrt, so brachen schon wieder unter der Asche die Funken des Aufruhrs hervor. — Wegen der Religionsunruhen, welche zu gleicher Zeit so wol in den gemeinschaftlichen Herrschaften als auch im Kanton Glarus entstanden waren, befand sich nunmehr unser Manuel auf der eydgenößischen Tagleistung zu Einsiedeln. Indeß konnte man ohne äusserste Gefahr eines einheimischen Krieges die Beylegung der Streitigkeiten in dem Schosse des Bernerschen Kantons selbst unmöglich länger aufschieben.

Gegen Ende des Heumonats wurden also von Bern aus ausgeschossene Boten von Stadt und Land, d. i. von IV Städten, IV. Landschaften, von IV. Landgerichten verordnet; sie sollten sich zu Thun versammeln und von

da sich weiter zu der Landesgemeinde zu Hasli verfügen; fruchtlos blieben auch diese Bemühungen. Nach wiederholtem, langem Umtreiben wurden jetzo von Bern aus Gesandte auf die Landesgemeinde nach Unterwalden geschickt: umsonst blieb jede angebotne Vermittlung: Endlich sah Bern sich zu strengern Maßregeln genöthigt. Den 29. Weinm. zogen die Schützen mit ihrer Fahne voraus; das Volk ward zum Zuzuge aufgemahnet; die Einwohner zu Feutigen und Aesche leisteten den Eid der Treu; der Kanton Zürich verpflichtete sich zu wachsamer Aufsicht über das Argäu. Ungemein thätig bezeigte sich hiebey Manuel. Er erhielt von der Obrigkeit in Bern schriftlichen Auftrag, mit 200 Mann von Thun aus nach Unterseen zu ziehn. Schon von Ferne machte der kriegrische Anzug die Unwilligen so muthlos, daß sie nunmehr versprachen, den 28. Horn. in Thun vor Recht zu erscheinen; auch die Unterwaldner entwichen vor dem heranrückenden, Bernerschen Heere. — Auf den 4. Winterm. wurden den muthlosen Oberländern XII. Artickel vorgeschrieben, die sie sogleich unterzeichneten; auf Gnade und Ungnade hin mußten sie vor Kloster Interlacken auf ofnem Felde erscheinen, hier wurden sie von dem ganzen Kriegesheere umzäunet; die Gehorsamen zur Rechten, — die Aufrührer, bey fünfhundert, zur Linken; nachdem hierauf das grobe Geschütz losgebrennt war, so hielt Schultheiß von Erlach eine männliche Rede; lobte die Treu und den Gehorsam der einen; bescholte den Meineyd der andern, forderte ihre Panner und Urkunden heraus, ließ die Zeichen von den Stangen reisen, die Stangen zerbrechen und mit Füssen tretten; — im Triumphe zogen die Berner, nebst den gewöhnlichen Stadt- und Landfahnen, auch mit dem Adler von Hasle und mit dem Steinbocke von Interlacken nach der Hauptstadt zurück. Auf Befehl der Obrigkeit wurde die ganze Geschichte von unserm Niclaus Manuel und von dem Stadtschreiber in Schrift verfaßt.

Da die Bernerschen Landleute hauptsächlich von den Unterwaldnern waren aufgehetzt worden, so setzte nunmehr, von Zürich unterstützt, Bern eine Klagschrift auf gegen den Untrewaldner-Kanton. Mit dieser Klagschrift wurde Manuel nebst andern Abgeordneten auf die Tagleistung nach Baden gesendet. Die Tagleistung gieng fruchtlos vorüber; eben so zwo andre Tagleistungen, welche im Jenner 1529. wiederholt wurden. Endlich erkennten die eydgenößischen Schiedrichter: Unterwalden solle den Bernern 3000. Kronen an die Kriegeskosten bezahlen; hernach wurde diese Summe auf 1500 hinuntergesetzt. Die Berner begnügten sich mit diesem Ersatze, ungeachtet ihnen dieses allzugelinde Nachgeben bey den Zürchern zum Vorwurfe gereichte.

Im März 1529. begab sich unser Manuel auf die evangelisch-eydgenößische Tagleistung nach Solothurn; daselbst berathschlagten sich die protestantischen Kantone, was sie bey der Verbindung der V. katholischen Stände mit dem Hause Oesterreich zu thun hätten; Ends dieses Jahres hatte er sich abermal nach Solothurn begeben, um (wo möglich) auch diesen Kanton von der Rückkehr zum Katholicismus abzuhalten. Eben so eifrig arbeitete er hernach auf der Tagleistung in Baden an der Reformation so wol dieser Stadt als des benachbarten Klosters Wettingen. Weniger glücklich waren an diesen Orten seine Bemühungen als hernach zu Schaffhausen, woselbst er zur Einführung der Glaubensverbesserung nicht wenig beytrug.

Im Winterm. 1529. befand er sich abermal auf der Tagsatzung zu Baden; daselbst sorgte er eifrig für die Gewissensfreyheit in den gemeinen Herrschaften. Das Ende dieses Jahres brachte er in Basel und Staßburg zu, um mit diesen Städten in Bernerschem Namen ein Burgrecht aufzurichten. — Im J. 1530. begab er sich zu Beylegung

der innerlichen Kirchenunruhen nach Solothurn, von Solothurn zu Beylegung des Zwistes zwischen dem Abt zu St. Gallen und den IV. Cantonen nach Baden. Seine letzte Gesandschaft gieng nach Zürich. Daselbst wurde abermal über den Vertrag der V. kathol. Kantone mit Oesterreich gerathschlaget.

Er starb den 30. Aprill 3530. im sechs nnd vierzigsten Jahre seines Alters.

Johann Geiler. *)

Er wurde im J. 1445. zu Schafhausen gebohren. Sein Vater war daselbst Stadtschreiber. Nachdem er sich aber mit Anna Zuber verheyrathet hatte, zog er ein Jahr hernach als Notarius nach Ammerschweil, und nahm seinen neugebohrnen Knaben mit sich. Drey Jahre hernach wurde er auf der Jagd von einem Bären so heftig angefallen, daß er an der Wunde starb. Der verwayfete Knabe wurde hierauf von dem Großvater zu Kayfersberg erzogen. Nach der ersten Grundlegung der Künste und Wissenschaften kam er auf die Schule zu Freyburg. In Basel wiedmete er sich hernach der Gottesgelehrtheit, und erhielt den Doctorhut. Es währete nicht lange, so wurde er als Prediger nach Freyburg beruffen. Kaum hatte er sich daselbst ein Jahr aufgehalten, so kam er als Prediger nach Würzburg. Wie beliebt er gewesen, zeigt sich dar-

*) S. Joh. Geileri Cæsaremontani Vitam per Beat. Rhenanum 1510. Jac Wimpheling, Elogium Geileri 1510 Leuen Lexiconum Art. Geiler. Wielands deutschen Mercur, April 1776. Acta Fryburgens. Adami Vitæ Theologor. Reusner in seinen Iconic.

aus, daß die Einwohner sich freywillig anheischig machten für ihn aus eigenem Beutel ein Jahrgehalt von zweyhundert Goldgulden zusammen zu legen.

Eben war er auf einer Reise nach Basel, um daselbst die zurückgelassenen Bücher zu holen, als ihn Peter Schott, ein Rathsherr zu Straßburg, beredete, in dieser leztern Stadt das Predigt-Amt auf sich zu nemmen. Da vorher in der Kathedralkirche die Religiosen mit Predigen umwechselten, und durch einen solchen ungleichen Lehrvortrag das Volk mehr verwirrt als erbaut worden war, so erhielt nun erwähnter Rathsherr Schott durch eine sehr beträchtliche Geldsumme von dem bischöflichen Capellan so viel, daß dieser unserm Geiler das Predigen ganz und allein überließ. Drey und dreißig Jahre bekleidete er in Straßburg das Predigramt, und zwar, ungeachtet er niemanden schonte, mit immer gleichem und durchgängigem Beyfall. Er verbesserte die Klosterzucht, sammelte eine vortrefliche Bibliothek, unterstützte die Armuth, zog gelehrte Männer herbey. Sein Herzensfreund war Jacob Wimpheling von Schlettstatt. Thomas Wolph, der jüngere, genoß seines besondern Beystands. Sebastian Brandt kam auf seine Einladung von Basel nach Straßburg. Die Karthäuser und Johanniter schäzten sich glücklich in seinem eben so angenehmen als lehrreichen Umgang. Selbst der Kayser Maximilian pflegte häufig seines Raths und würdigte ihn ganz besonderer Vertraulichkeit. Für denselben schrieb er einige Regierungvorschriften zusammen.

Ueberhaupt war er in seiner ganzen Lebensart bescheiden und mäßig, nur daß er zuweilen ein Glas Wein zu viel trank. Vor seiner lezten Krankheit, sagt Beatus Rhenanus, erhielt er von einer frommen Tochter aus Augspurg, die keine Speisen zu sich nahm, übrigens aber als eine redliche Person bekannt war, ein merkwürdiges Schreiben, in welchem sie ihm seinen nahen Tod ankün-

digte. Nicht im Geringsten beunruhigte ihn diese Zeitung. Sie wurde aber erfüllt, und er starb den 10. März 1510. Immer hatte er gegen den Verfall der Kirche geeyfert und sich nur damit beruhigt, daß bald ein grosser Reformator hervortreten werde.

Unter seinen herausgegebenen Werken erwähnen wir folgender:

Opera Joannis Gersonis. Argentor. 1488.

Orationes variæ ad Nerum.

Sermones in Orat. dominic. Argent. 1488.

De amovendis Concubinis

De communicandis his, qui ultimo supplicio afficiuntur.

Postill über die Evangelia samt dem Quadragesimali.

De septem peccatis montalibus.

Navicula Fatuorum. Argent 1520.

Sermones ad Populum Lib. I.

Navicula pœnitentiæ. Gedruckt hab ichs nirgend gefunden. In Handschrift hat es Bentus Rhenanus gesehn.

Peregrinatio, wird ein Leuens Lexicon angeführt, gesehn hab ich es nicht.

De hoc, quod pueri non sint instigandi ad religionem, in quibus regula non servatur.

Contra Statutum, quo Testamentum cives facere prohibentur.

Tropi sive Sales. Argentor. 1509. 4.

De decem præceptis.

Fragmenta Passionis.

Haas im Pfeffer, oder Predigten über Prov. XXX, 26.

Wenn man aller Orten in Geilers Schriften den größten Eifer gegen die Mißbräuche der Kirche bemerkt, so sieht man daraus, daß er von Michaelis in Catal. Bibl. Ludewig. P. L. s. 70. nicht ohne Grund unter die Beförderer der Glaubensverbesserung gezählt worden.

Wie ungemein hoch Geiler Brandts Narrenschiff geschätzt habe, sehn wir daraus, daß er über dieses Gedicht hundert und zehn Predigten gehalten. Nach dessen Hinscheid wurden sie im J. 1511. von Jacob Otther gesammelt, unter der Aufschrift: Navicula, S. Speculum Fatuorum, auch im J. 1513. nebst Geilers Leben von Beatus Rhenanus zum zweytenmale herausgegeben. Eine deutsche Ausgabe hat man unter folgender Aufschrift: „Weltspiegel, oder Narrenschiff, darinn aller Ständt „Schande und Laster, üppiges Leben, grobe narrachte „Sitten vnd der Weltlauff, gleich als in einem Spiegel „gesehn und gestraft werden: alles auf Sebastian Brands „Reimen gerichtet; aber mit viel andern herrlichen, christ„lichen, auch nützlichen Lehren, Exemplen und Vermah„nungen zu einem ehrbaren christlichen Leben. Sampt ge„wisser Schellen Abtheilungen, dadurch eines jeden Stan„des Laster zu erkennen. Weiland durch den Hochgelehr„ten Johann Geiler, Doctor der Heil. Schrift, in latei„nischer Sprache beschrieben, itzt aber mit sonderm Fleiß „aus dem Latein in das rechte teutsch gebracht, und erst„mals im Druck ausgegangen. Durch Nicolaum Höni„ger von Tauber Konigshoffen. Gedruckt zu Basel, durch „Seb. Heinr. Petri 1574.

In dieser Ausgabe machen Seb. Brandts Reime den Text, und Geilers Abhandlung den Comentar aus. „Auch „als Urkunde der Sitten, heißts in Wieland Merkur, „Febr. 1776, der Lebensart, Moden in Kleidung, Putz, „Ergötzungen u. s. w. würde dies Buch von einem deut„schen Hüme zu benutzen seyn. Diejenigen, welche Gei„lern übelgenommen haben, daß er diese Homilien öffent„lich gehalten, müssen nicht überlegt haben, daß seine „Art in den besondersten Detail der sittlichen, häuslichen „und bürgerlichen Thorheiten zugehn, gerade die einzige „ist, wie man Moral predigen müßte, wenn wirklicher

„ Nutzen dadurch geschaft werden sollte. Diese Art zu predigen war im XVten Jahrh. sehr gewöhnlich u. s. f.

Zum Beyspiel von Geilers mahlerischer Manier nur folgende Stellen: „ Die dritte Schell der seltzam Narren „ ist das Haar zieren, geel, krauslicht und lang machen, „ auch frembdes Haar der Abgestorbenen unter ihres ver„ mischen vnd dasselbig zum Schauspiegel aufmutzen. Es „ ziehen die Weibes jetzund daher wie die Mannen, und „ henken das Haar dahinden ab bis auf die Hüft, mit auf„ gesetztem Paretlin und Hütlin gleichwie die Mannen. „ Die Weiber ziehn in ihren Schleyern daher, vnd haben „ sie aufgesprinzt neben mit zwo Eckken oder Spitzen, gleich „ einem Ochsenkopf mit Hörnern „ Von den damaligen Kleidermoden heißt es: „ Es dörfe einer nicht weit ziehn, „ fremde Kleider zu beschaun, er könne in jeder geringen „ Stadt allerley Nationen Kleidungen finden. „

Wenn man nicht wüßte, daß in den damaligen Zeiten manches höflich war, was jtzo grob ist, und daß man auch auf der Kanzel Dinge mit eigentlichen Namen nannte, darüber man jtzt auch nur im gemeinen Umgange erröthet, so würde man mit Lambacher *) versucht werden, zu glauben, es müsse Geilern in seinen Predigten vieles untergeschoben und verdreht worden seyn. Allein der Uebersetzer versichert, er habe nichts hinzugesetzt. Im fünfzigsten Narren, in der andern Schelle der Wollustnarren heißt es naiv genug: „ Die andere Schell ist ein Wol„ lust suchen in dem — mit Küssen oder Empfahungen. „ So einer nothalben sich oder einen andern also an„ greift, so ist es keine Sündt, so man aber solches Wol„ lusthalben thut, ist es eine grosse Sündt. „ Und in der dritten Schelle: „ Die dritt Schell ist ein Lust ha„ ben auf blosse Haut zu greiffen, nämlich den Weibern „ oder Jungfrauen u. s. w. „ Im ein und sechszigsten

*) Limbacher Biblioth. antiq. Vindobonens. sivica, s. 255.

Narren heißt es in der dritten Schelle der Tanznarren: „ Darnach findet man Klötz, die tanzen also seuisch, daß „ sie die Weiber und Jungfrauen dermassen herumschwen„ ken und in die Höhe werffen, daß man jn hinden und „ und vornen hinaufsieht bis in die Weich (Hüfte,) also „ daß man jn die hüpsche weisse Beinle sieht, und schwarze „ oder weiß Stiffele, die oft so voller Kath vnd Unrath „ sein, daß einer darob speuen oder undeuen sollt. Auch „ sind man etliche, die haben dessen Ruhm vnd Hoffart, „ wenn sie die Jungfrauen oder Wyber hoch in die Höhe „ können schwenken, vnd haben es bißweilen die Jung„ frauen (so anders solche Jungfrauen zu nennen sein,) „ fast gern, und ist ihnen mit Lieb gelebt, daß man th„ nen, ich weiß nicht wohin siehet.„ — Mehrere Beyspiele eines so derben Ausdruckes führt Flögel in der Geschichte der komischen Litteratur an. Wir verweisen auf den IIIten Band, s. 128.

So schlüpferig uns Geiler scheinen mag, so sehr eiferte er doch selbst gegen schlüpferige Gemählde in den Poeten. Von ihm hat Jacob Wimpheling einen Brief aufbewahrt, den wir um seiner Sonderbarkeit hier ganz einrücken wollen: Legit Johannes Keysersberg, Theologus & Concionator Argentinensis carmina multorum heydelbergensium Scholasticorum, & quidnam de eis sentiret, judicium ac æstimationem suam ad nos remisit, in modum & tenorem, qui sequitur:

Joannes Geiler de Keysersbergk, Concionator ecclesiæ argentinensis Jacobo Wimphelingio Slettstattino S. P. D.

Accepi Marsilii tuam & aliorum defensionem. Placent profecto ingenia; placet peritia: si affuerit Dei amicitia, quæ eos Furorem hunc poeticum (laudabilem utique) Sursus dirigere in laudem Dei Sanctorumque ejus compelleret: in quo Solo Plato putat Poetas admissum ri in republica debere, si, inquam talis Dei junctta es-

ſet amicitia, ſumme placerent corum ingenia: Sed pauci admodum ſunt, quos non detinent adulterina hæc (quam neſcio) in legendo Poetas voluptas, uſque adeo ut Fere omnium aliorum, quæ ſunt Fidei noſtræ, nihil in affectum (etiamſi mira de eis ſcricant & loquantur inſtar Prædicatorum) trahant. Utinam Poetas tales, quales fuerant Hironymus, Auguſtinus, Chryſoſtomus & eia Similes nutriret noſtra ætas: utſique aurea eſſet. Sed Tibullos, ſed Propertios, ſed Catullos, ſed Martiales & Ovidios nobis gignit terra hæc maledicta. Non omnes dixerim, ſed multos *) Quid dicam de mea gente? Multos Theologos, Theophilos vero producit pauciſſimos. Si tamen aliquos acutos nimium Diſputatores proximorum & Dei Dilectores nullos. Deus miſereat noſtri! Quom omnem abfumimus noſtram ætatem in nugis, non Solum humanorum ſtudiorum, ſed & divinorum, in quibus utique nugæ ſunt: dum Dei ſcrutamur majeſtatem, & noſtrum negligimus conſiderare infirmitaten, ignorantias & malitias. Nihil de virtutibus, quemadmodum efficiamur boni, caſti, manſucti, humiles, liberales, modeſti, temperati, charitativi, miſericordes, patientes. Dc, hoc quis ſe Theologarum etiam religioſorom intromittit? Nemo hæc diſcit; nemo circa hæc ſe exercet, ſibi vim facit, Deum his adipiſcendis exorat. Nemo ad hæc, inquam, (quibus tamen Epiſtolæ beati Pauli & Hortamenta Sanctorum Patrum refertæ ſunt, quæ hæc tanquam PRINGIPALLA noſtra religionis inculcant, aurem adhibet. Vale. Ev Argentina.

Dieſen Brief las Wimpheling öffentlich in dem Gymnaſium vor, und er machte auf die Zuhörer den heilſam-

*) Schade, daß der fromme Geiler nicht einige von den Oviden und Tibullen des XVten Jahrhunderts mit Namen genennt hat! Vielleicht würden wir ſie freylich eben ſo wenig für ſolche erkennen, als die Auguſtin und Hieronymus für würdige Dichter eines güldenen Alters.

stem Eindruck. So erzählt es Wimpheling selbst. Man sehe dessen Adolescentia, cum novis quibusdam additionibus per Gallinarium denuo recusa ac elimata, s. 63, 64. Gedruckt zu Straßburg bey Martin Flach, auf Unkosten Johannes Knoblauch, im J. 1511. 4to.

Noch führen wir zum Beschluß an, daß über Geilers Werke, so wie überhaupt über die Elsassischen Minnesinger eine besondere academische Abhandlung des Herrn Prof. Oberlins im J. 1786. erschienen ist.

Johann Steiger.

Er wurde im J. 1519. zween Monate und etliche Wochen nach seines Vaters Tod gebohren. Von seinen Aeltern hatte er grossen Reichthum geerbt. Sein Vormünder, Paul May, verschafte ihm Unterricht in allen ritterlichen Künsten und Spielen. Schon im dreyzehnten Jahre verreisete er, zur Fortsetzung der Studien, von Bern nach Chambery. Zum Aufseher hatte er Rudolf Herport. Mit diesem that er eine Reise durch Savoyen und Frankreich. Sehr beliebt machte er sich besonders an dem savoyischen Hofe. Im J. 1536. commandirte er eine Compagnie unter Hans Franz Nägelin, unter dessen Anführung die Berner das Pays-de-Vaud einnahmen. Sehr wahrscheinlich in diesem Feldzuge war es, daß der erste Funke der tödlichen Feindschaft zwischen ihm und Nägelin in Flammen ausbrach.

Den 15. May 1537. verheyrathete sich Steiger mit Barbara Willading. Die ganze Feyerlichkeit der Trau-

ung,

nung, des Gastmahls und der Tanzspielen findet man noch izt zu Rolle in einem Gemählde dargestellt. Im J. 1531. erhielt er Zutritt in den grossen Rath. Im J. 1540. im ein und zwanzigsten Jahr des Alters ward er Landvogt nach Ryon. Im J. 1545. erhielt er Beysitz in dem täglichen Rathe. Im J. 1546. wurde er Landvogt nach Nydau. Im J. 1547. bekam er aufs neue eine Stelle ni dem täglichen Rathe. Zween Tage hernach im neun und zwanzigsten Jahre wurde er Venner. Kaum war er zu Bern angelangt, so reisete er mit Wolfgang von Weingarten als Abgesandter nach Genf, und hernach gen Lusanne und ins Münsterthal. Im J. 1548. wurde er Sekelmeister des wälschen Landes, und bald darauf Gesandter nach Burgund. Auch in den folgenden Jahren übernahm er verschiedene Gesandtschaften nach Genf, nach Burgund und an den Grafen von Greyerz. Im Jahr 1553. kaufte er von dem Grafen von Warras, die Freyherrschaften Solle, Mont le Vieux, Mont le Grand, Rosey, Bierre, Peginin, Couarnary, Sepey und Molans, sämmtlich um 190000. Gulden; und empfieng vom Rathe zu Bern die Belehnung. Im J. 1555. übergab ihm der Graf von Greyerz für seine Schuldforderung die Freyherrschaft Oron. Diese Herrschaft verkaufte er im J 1556. dem Rathe Im J. 1557. gieng er als Gesandter nach Wallis und Genf. Im J. 1561 wieder nach Genf, wie auch nach Savoyen, Neuenburg, Basel. Ungeachtet seiner Jugend war er in der ganzen Eydgnoßschaft, besonders zu Bern in ausserordentlichem Ansehn. So eifrig er alle Aemter von sich ablehnte, so eifrig drang sie ihm der Staat auf. Im J. 1562, als der Schultheiß von Wattenweil auf dem Sterbebeth lag, anerboth man ihm die Würde eines Schultheissen oder Oberhaupts. Er schlug sie aus. Hierauf übergab man sie Wolfgangen von Weingarten. Dieser

entschuldigte sich wegen Altersschachheiten, und drohete, lieber das Land zu verlassen, als eine solche Last auf sich zu nemmen. Man wendete sich an Niclaus von Grafenried, und hernach an Hieronymus Manuel. Die Besorgniß eines Krieges mit Sovoyen bewog auch diese Männer zur Ausschlagung des Amtes. Damahls nähmlich war ein Schultheiß zur Anführung des Heeres verpflichtet. Das ganze Volk forderte wieder Johonn Steiger auf. Er vergaß seiner persöhnlichen Vortheile und Bequemlichkeit, um dem Rufe des Vaterlandes zu folgen. Als Schultheiß gelang es ihm, mit Savoyen einen günstigen Frieden zu treffen. Im J. 1563. begab er sich als Gesandter auf die Tagleistung nach Baden, wie auch nach Basel und Neuenburg. In gleichem Jahre trat er zu Nyon mit Savoyen wegen der eroberten Länder in Unterhandlungen. Um diese Zeit kaufte er von den Edeln von Stein ihren Antheil an der Herrschaft Münsigen und Wichtracht. Im J. 1564. gieng er als Gesandter nach Genf, Freyburg und Basel. Im J. 1566. abermal nach Genf, Basel, Würtemberg, Wallis und Bündten.

In gleichem Jahre starb seine Gemahlin nach einer neun und zwanzigjährigen, kinderlosen Verehlichung, Hier. auf dachte er auch eine zwote Verbindung, und zwar auf eine solche, die ihn mit dem andern Schultheiß, Hans Franz Nägelin, aussöhnen könnte. Der Groll zwischen beyden was bisher so tödlich, daß keiner von ihnen ohne starkes bewafnetes Gefolg auf das Rathhaus, zur Kirche oder vor die Stadt gehen durfte. Fruchtlos waren alle Bemühungen, sie zu versöhnen. Auch die angesehnsten Männer wagten es nicht, für unsern Steiger bey Nägelin auch nur ein Wörtchen zu redchen. Mit edler Entschlossenheit gieng also Steiger selbst geradezu auf das Schloß zu Bremgarten, wo Nägelin die schöne Jahrszeit auf dem Lande zubrachte. Kühn näherte er sich dem Schloßthor, gieng so

gar in den Vorhof, erblickte da Nägelins schöne Tochter, Magdalena, mit fliegenden Haaren, die sie eben in Ordnung brachte, während daß sie auf einer Rasenbanke das Federvieh um sich her sammelte. Voll Ehrerbietung neigete er sich gegen ihr. Sie erkannte in ihm den ärgsten Feind ihres Vaters und wollte entfliehn. Es gelang ihm, ihr auf der Flucht eine güldene Kette mit Demanten um den Nacken zu werfen. Ihr Vater, durch die Bedienten von dem Besuche seines Erzfeindes benachrichtigt, eilte sogleich bewaffnet herbey. Da er vernohmen hatte, daß Steiger allein gekommen wär, kam auch er ohne Begleite, in der festen Erwartung, daß ein blutiger Zweykamvf ihre Feindschaft beylegen werde. Unter solchen Gedanken rief er ihm zu: Was sucht du hier, Unglückseliger? — Mit ruhiger Gelassenheit antwortete Steiger: — Den Tod, wenn du unversöhnlich bist; bist du aber großmüthig, deine Freundschaft und deine Tochter! — Bey dieser Erklärung warf Nägelin sein Gewehr auf den Boden, umarmte Steigern mit väterlicher Liebe, und beyde schwuren einander unauflösliche Freundschaft. Hierauf vermählte sich Steiger im acht und vierzigsten Jahre des Alters den 22. Jul. 1567. mit der Magdalena Nägelin. Den 4. Augstmonat wurde das Beylager von dem ganzen grossen Rathe, von der Geistlichkeit, vom Adel, von den Bürgern mit Gastmalen, Maskeraden, Turnieren gefeyert; den Neuverwählten zu Ehren wurde ein Schauspiel, die Königin Escher, öffentlich an der Kreuzgasse gespielt. Im J. 1568 ward ihm ein Sohn gebohren. Im J. 1569. zog er als Oberst über 1200 Mann gegen Savoyen. In den folgenden Jahren mußte er wieder verschiedene Gesandten über sich nehmen. Er starb den 10. Febr. 1581 im zwey und sechszigsten Jahre. Sehr rührend wird sein Tod in Hallers Chronick beschrieben.

Ein Portrait von ihm ist zu Rolle im Schlosse, und ein anderes zu Bern in der Stadtbibliothek.

Ein Jahr nach seinem Hinschied verheyrathete sich seine Wittwe mit Johann von Wattenweyl, ebenfalls Schultheiß in Bern. Nach dessen frühzeitigem Tode heyrathete sie auch in der dritten Ehe abermal einen Schultheiß, Albert Manuel.

Steiger besaß für einen Partikularen in Bern ausserordentlichen Reichthum. In der Erbtheilung bekamen die Söhne voraus drey Freyherrschaften und neun andere Herrschaften, nebst verschiedenen Landgütern an dem Bielersee, zu Murten, am Genfersee, zu Thun, Kilchdorf, Thürnen, Bollingen Altenberg und an der Muristrasse. Die sämtliche Verlassenschaft zu Geld angeschlagen; belief sich nach izigem Wehrte auf 20,000 000. Kronen. Bey insolvabeln Schuldern blieb vieles zurück. Der König in Frankreich blieb ihm 150,000. Kr. schuldig; vom J. 1581. bis auf izo beträgt es mehrere Millionen. An die ganze Schuld wurden nicht mehr als 11,000 Kr. bezahlt. Beträchtliche Summen giengen auch an dem Grafen von Greyerz, an dem Grafen von Valendis, an dem Freyherrn von Brandis; dem Freyherrn von Aubonne, dem Marquis von Vergy und andern verloren.

Johann Buxdorf.*)

Er erblickte das Weltlicht im J. 1564. zu Camin in Westphalen, woselbst sein Großvater die erste, weltliche, sein Vater die erste geistliche Stelle bekleidete. Nachdem

*) S. Dan. Toffani Vitam Jo. Buxtorfii, Basil, 1630, 4to.

er diesen frühzeitig verloren hatte, so begab er sich zur Fortsetzung der Stndien nach Marburg, und bald darauf nach Herborn. Fleißig besuchte er die Vorlesungen des Olevianus und Piscators. Mit besonderm Eifer wiedmete er sich dem Studium der Ebräischen Sprache. Von Herborn gieng er nach Heidelberg. Wegen der Wuth der Kriegesflammen zog er sich im J. 1588. nach Basel zurück. In Basel besuchte er die Vorlesungen des Grynäus, und des sich damals selbß aufhaltenden Hospiniaus; in Zürich machte er Bekanntschaft mit Bullinger; in Genf mit Theodor Beza. Auf Joh. Jac. Grynäus Antrieb wählte er seinen Wohnsitz in Basel. Hier unterwieß er den Leonhard Curio; einen Sohn des berühmten Cölius Secündus Curio. Im J. 1591. erhielt er den Ebräischen Lehrstuhl. Zwey Jahre hernach verheyrathete er sich mit Margaretha, einer Nichte des eben erwähnten C. S. Curio, und Tochter des Leo Curio, der mit Flaminia Muralt von Locarno vermählt war. Das ehrenvolle Geschlecht der Burtorfen in Basel entsproß also von müterlicher Seite aus Italien, und aus Deutschland von väterlicher Seite.

Die Angelegenheiten des Hauses hinderten unsern Burdorf keineswegs, tagtäglich den Studien acht und mehr Stunden zu wiedmen, und diese Gewohnheit setzte er beynahe bis an seinen Tod fort. Nicht nur besaß er in ganz Europa die beträchtlichste, ebräische Privatbibliothek, sondern oft ganze Monate lang unterhielt er bey sich die gelehrtesten Juden, von welchen er die geheimsten Lehren und Gebräuche lernete. Dardurch zog er sich Verdruß zu, Im Junius 1619. hatte er einen Juden Namens Abraham, mit seiner ganzen Familie im Hause. Das Weib des Juden kam mit einem Sohn nieder. Mit Erlaubniß des obrigkeitlichen Judenaufsehers, Georg Martin Gläsers, kamen zur Feyerlichkeit der Beschneidung einige fremde Juden in die Stadt. Dieser Beschneidung wohneten auch

Burdorf und sein Eidam, König, nebst andern Stadtbürgern bey. Auf die Nachricht hievon wurden Burdorf und König den 16. Junius 1619. jeder um hundert Gulden gebüßt; der Jude Abraham aber um vierhundert Gulden. Gläser uud die übrigen anwesenden Stadtbürger wurden zu dreytägiger Gefangenschaft verurtheilt. So erzählt es aus den Iselinischen Handschriften der Prof. Herzog in den Athenis rauricis,

Im J. 1602. edirte Burdorf sein Manuale; im J. 1693. die Synagogam judaïcam; in gleichem Jahre die Epistolas hebraïcas; im J. 1604. den Thesaurus grammaticæ; im J. 1605 die Epitome; im J. 1607. das Lexicon Hebraïcum und sein Werkgen de Abbreviaturis hebraïcis; im J. 1613. den Thalmund und die Bibliothecam rabbinicam; im J. 1615. die chaldäische und syrische Grammatik; im J. 1618. die grosse ebräische und chaldäische Bibel; im J. 1619. die Tiberiade, oder den Masorectischen Kommentar.

Seine ausserordentliche Gelehrsamkeit erwarb ihm die Freundschaft und Hochachtnng eines Philipp Mornay du Plessis, eines Joseph Sealigers, Daniel Heinsius u. a. Im J. 1611. bekam er einen academischen Beruf nach Samür, und einen andern nach Leiden, er blieb aber bey seinem theologischen Lehrstuhl in Basel, und zog der dortigen hohen Schule eine Menge Studirender aus allen Gegenden der Welt zu. Seine Demuth und Frömmigkeit waren nicht weniger erbaulich, als bewundernswürdig seine Gelehrsamkeit. Er starb im J. 1630. im fünf und sechszigsten Jahr seines Alters. Unter seinen sieben Kindern hinterließ er einen Sohn, Johannes, als Erben seiner gelehrten Verdienste.

Bey Buxtorfs Hinschied war noch sein Concordantienwerk unter der Presse. In Handschrift hinterließ er sein chaldäisches, rabbinisches und Talmundisches Wörterbuch,

ferner einen chaldäischen Comentar über die chaldäische Umschreibung der ebräischen Bibel, und Pugionem Martini Raymundi gegen die Juden.

Johannes Zwinger.*)

Er wurde zu Basel den 26. August 1634 gebohren Sein Vater war der berühmte Theodor Zwinger. Seine Mutter Magdalena Burdorf, eine Tochter des gelehrten Johann Burdorf. Sein Großvater war der grosse Arzt und Naturforscher, Jacob Zwinger. Sein Urgroßvater Theodor Zwinger, der Verfasser des Schauplatzes der menschlichen Natur.

Nachdem der junge Mensch den Grund zu den Wissenschaften gelegt hatte, erhielt er im J. 1652. den Zutritt in dem Predigamt. Bey dieser Gelegenheit verfertigte er eine academische Streitschrift de justificatione hominis peccatoris coram Deo. Nach Vollendung der akademischen Studien that er eine Reise nach Genf und vertheidigte daselbst unter Theodor Tronchin eine Disputation de peccato originali.

Ends des J. 1654. wurde er von seinem sterbenden Vater nach Hause beruffen, fand ihn aber nicht mehr bey Leben. Er kehrte nach Genf zurück und bekleidete acht Monate lange das dasige deutsche Pfarramt. Wegen einer erlidtenen Krankheit begab er sich im J. 1656. wieder nach Basel. Hier verthaydigte er eine academische Streit ft de Satisfactione Christi. Nach gänzlicher Wiederherst lung seiner Gesundheit gieng er nach Heidelberg und hörte

*) Jo. Rod. Wetstenii Orat. de Vita Jo. Zwingeri, Bas. 1696, 4to.

daselbst die gelehrten Professoren, Joh. Heinr. Hottinger und Friedrich Spannheim. Von da begab er sich nach Utrecht, und studirte unter Gisbert Voetius, Andreas Essen und Matth. Nethen. Zu Leyden machte er Bekanntschaft mit Abraham Heidamus, Johannes Coccii, Joh. Hornbeck, Adrian Heereboord, Georg Hornius; in Gröningen mit Samuel Maresius, Abdias Widmarus, Matth. Pasor, Gerard Cocceiius, Franziscus Junius, Jacob Alting, Joachim Borgesius.

Gegen Ende des J. 1656. wendete er sich nach seiner Vaterstadt zurück. Beynahe in eben der Stunde, in welcher er anlangt, wird er einmüthig zum Professor der griechischen Sprache ernennt. In der Antritsrede handelte er de necessitate & utilitate literarum] græcarum.

Im März 1657. verheyrathete er sich mit Esther Burkhard, der Tochter eines angesehenen Handelsmanns. In dieser Ehe erzeugte er eilf Kinder, nämmlich acht Knaben, und drey Mädchen.

Im J. 1661. erhielt er die Oberaufsicht über das Marianische Gymnasium, und bey dieser Gelegenheit hielt er eine vortrefliche Rede de Barbarie superiorum seculorum orta ex profunda linguæ græcæ ignorantia. Im J. 1682. übernahm er das Amt eines Oberbibliothekars. Von seiner Thätigkeit zeugen so viele seiner gelehrten Abhandlungen, z. B. de Aristotelis Orthodoxia de mundi ortu; eine andre Abhandlung ejusdem Stagiritæ sententiam referens de providentia Dei, ferner de tempore creationis mundi; Disputariones logico - metaphysicæ quatuor de substantia; eine politische Abhandlung de Duellis; eine andere de bello Christianis licite gerendo; decisio quæstionum ethico - politicarum; disputatio de Unitate animæ; eine andere Disputation de sede animæ rationalis

Im J. 1664. bewarb er sich um den erledigten Lehrstuhl der Controversen, und zwar durch eine Disputation

de Canonis S. ſcripturæ integritate & doctrinæ Salutis in ea contentæ perfectione, wie auch durch eine andere Diſputation de idiomatum Communicatione, Einhellig erhielt er hierauf im März 1665. den theologiſchen Lehrſtuhl. In der Antrittsrede handelte er de origine, progreſſu. vanitate, nonnullis etiam abuſibus theologiæ dogmaticæ. Als Profeſſor der Gottesgelehrtheit verthaydigte er zwo und vierzig academiſche Streitſchriften de Peccato. Unter denſelben befinden ſich eine de concurſu Dei cum cauſis ſecundis, und eine andere de cauſa impulſiva reprobationis. Auch edirte er theologiſche Diſputationen de feſto Corporis Chriſti; de vita impudica & ſcelerata Pontificum romanorum; de veritare hiſtoriæ de Johanna Papiſſa. Wenige Tage vor ſeinem Hinſchied vollendete er noch ſein Werk de Rege Salomone peccante, ejusque peccata inſecutis Dei poenis. Sehr trocken ſind freylich unſere Nachrichten von Zwingern, indeß characteriſtiren ſie nicht nur ſeinen Geſchmack, ſondern auch den Geſchmack ſeiner Zeit.

Peter de Roques. *)

Er erblickte das Licht zu La Caune in Languedock den 22. Jul. 1685. Sein Vater, David de Roques, war ein proteſtantiſcher Edelmann; ſeine Mutter war aus dem adelichen Geſchlechte de Froment. Nach der Aufhebung des Edicts von Nantes ſah ſich David de Roques wegen ſeines Glaubens ins Gefängniß geworffen. Nicht ohne Mühe erhielt er die Befreyung, durch dringende

*) S. Lettre à Mr, l'Abbé Rainal ſur la vie de feu Mr. Pierre de Roques, par Mr. Frey, Lieut. Colouel&c, à Bâle 1784.

wie auch Götten, Schmerſal und Jöcher.

Fürbitten eines seiner Verwandten, des Herrn de Roques de Marveilh, aus dem Geschlechte der Herrn Claussonnette, eines Offiziers bey der französischen Leibwache.

Unter solchen traurigen Aussichten, mitten im Sturm der Verfolgung, gerade in dem Jahre der Aufhebung des Edicts von Nantes, erblickte Peter de Roques das Weltlicht. Die Taufe erhielt er von David Martin, dem damaligen Prediger zu la Caune, der sich seither nach Holland flüchtete und immer fortfuhr, mit seinen Rathschlägen den jungen de Roques zu leiten. Der alte de Roques opferte der Gewissenfreyheit sein Vaterland und einen beträchtlichen Theil seines Guts auf.

Um desto weniger Verdacht zu erwecken, begab er sich zuerst ganz allein über die Gränzen Sechs Monathe hernach folgte ihm die Gattin mit den Kindern nach Genf. Unterwegs ertappt man ihren Begleiter und knüpfte ihn auf.

Die ganze Familie setzte sich in Rolle, einer kleinen Stadt des Waatlands. Zur Fortsetzung der Studien gieng der junge de Roques im Jahr 1700. nach Genf. Im J. 1703. beschenkte ihn der Rath in Bern mit dem Bürgerrecht im Pays-de-Vaud. Er begab sich also nach Lausanne, um sich daselbst zum geistlichen Stande einweyhen zu lassen. Bey noch unverdorbenen Volkssitten und bey der herrschenden Religiosität wiedmeten sich diesem Stande Jünglinge aus den vornehmsten Geschlechtern und von den größten Talenten.

Auf Werenfelsen Empfehlung kam de Roques als französischer Prediger nach Basel. Hier lebte er in der Gesellschaft der Bernoulli und Bauhin, der Werenfels und J. C. Iselin. Einen Herzensfreund fand er in seinem Amtsgenossen, J. R. Osterwald, dem würdigen Sohn des Neuenburgischen Gottesgelehrten.

Seine Antrittsrede hielt der neuerwählte Prediger den 31. August 1710. Grossentheils aus armen, französischen

Flüchtlingen bestand seine Heerde. Uebelverstandene Politik und blinde Eifersucht entfernten so viele Andere, die seither in England und Holand und in einigen Gegenden von Deutschland den Kunstfleiß verbreiteten.

De Roques verheurathete sich mit Louise de Maumont, einer vertriebenen Französin aus adelichem Geblüte, aber aller Glucksgüter beraubt. Bey allem Eyfer für die Religion, hatten doch sie so wol als ihr Vater eine solche eitele Schwachheit, daß sie nicht eher in eine Verbindung mit de Roques einwilligten, bis dieser seine adeliche Herkunft zubeurkunden wußte. Die Ehe war glücklich und reich mit Kindern gesegnet

Seine gelehrte Laufbahn eröffnete de Roques mit einer Schuzrede für Osterwalden gegen den Professor Naudé in Berlin. Naudé hatte gegen Osterwalds Catechismus und gegen seine Schrift über die Quellen des Sittenverderbens geschrieben. Ziemlich bitter beantwortete er des de Roques Apologie. Schon war dieser mit einer Duplique fertig, als sie der friedliebende Osterwald selbst unterdrückte. Im J. 1723. erschien des de Roques Ermahnung an alle diejenige, welche sich wegen des herrschenden Sittenverderbens zur Absönderung von der Kirche berechtiget glauben. Verdeutscht erschien diese Abhandlung, unter der Aufschrift: Wahrer Ausgang aus Babel. Auch wurde sie von F. E. Rambach in einer deutschen Uebersetzung dem zweyten Theile von Chatelains Predigten vorgesetzt. *) Es war ein Verwahrungsmittel gegen die damalige Seuche des Pietismus. Noch in gleichem Jahre edirte er seinen evangelischen Lehrer, oder Versuch über die Natur und den Werth des Predigtamts. Ohne es selbst zu wissen, schilderte der Verfasser in diesem Werke seinen eigenen Character. Kaum erschien es, so wards ins deutsche, ins Holändische und Dänische übersetzt. Lord Wacke, Erzbischof von Kanterbüry,

*) S. Jöcher im Artickel Roques.

gab sich alle Mühe, dieses Buch ins Englische übersetzen zu lassen. Ob es ihm gelungen sey, bleibt uns unbekannt.

Im J. 1728. verfertigte unser Schriftsteller einen Cathechismus, unter der Aufschrifft: Elemens ou premiers principes de verités historiques- dogmatiques & morales. Auf Befehl des Senats ward das Buch auch ins Deutsche übersetzt und zum öffentlichen Unterrichte gewiedmet.

In regelmäßigem Briefwechsel stand de Roques mit den Predigten verschiedener, gedruckten Gemeinden in Frankreich. Zu Gunsten derselben schrieb er im J. 1730. Lettres écrives à un protestant de France au sujet des mariages des Reformés, & du baptême de leurs enfans dans l'église romaine. Eine vermehrte Ausgabe erschien im J. 1735. Im J. 1701. hatte er das Buch Le vraï Pietisme herausgegeben. In demselben bekämpft er mit eben so viel Nachdruck als Anmuth die Fiebergrillen des Fanaticismus. Unter der Aufschrift: Abbildung der wahren Gottseligkeit wurde dieses Buch im J. 1748. von Rambach verdeutscht. G. H. Richerz führt es in seinen Zusätzen zu L. A. Muratori Werk über die Einbildungskraft oft mit besonderm Lob an. Würklich enthält es für den Seelenforscher und Sittenlehrer sehr interessante historische so wol als philosophische Bemerkungen. Im J. 1734. hatte de Roques ohne Namen einen Band Predigten edirt. Auch dieses Buch ist hernach in einer deutschen Uebersetzung erschienen.

In dem Mercure Suisse von Neuschatel befinden sich (im December 1738. und im Februar 1739.) Briefe von unserm Verfasser an Bourguet über das Leibnitzische System. De Roques sah die Leibnitzische Erklärung von der Verbindung zwischen Leib und Seele für einen blossen philosophischen Roman an. Er drang nicht tief genug in dieses sinnreiche System ein.

Jedermann kennt die Discours historiques, critiques, theologiques & moraux sur les évenemens les plus memorables de l'écriture sainte, die mit so viel typographischer Pracht im Haag in sechs Foliobänden, mit Kupferstichen nach Peter le Romain, erschienen. Man weiß, daß der berühmte Saurin dieses Werk übernahm. Der Verdruß, den er sich wegen einer Abhandlung über die Dienstlügen zuzog, vergiftet sein Leben. Kaum zur Hälfte hatte er das grosse Werk zu Stande gebracht, so starb er. Zur Fortsetzung desselben forderte man unsern de Roques auf. Er vollendete das alte Testament, und der jüngere Beausobre das Neue.

Im J. 1740. verfertigte unser Schriftsteller ein Werk des Tribunaux de judicature. Hievon erschien eine deutsche Uebersetzung, mit einer Einleitung von Böhmer. Schon einige Zeit vorher im J. 1737 hatte de Roques ein Werk: les devoirs des sujets expliqués en quatre discours herausgegeben, welches auch ins Deutsche übersetzt ward. Im J. 1739. erschien seine Disseration theologique & critique, dans laquelle on tâche de prouver par divers passages des saintes écritures, que l'ame de J. C. était dans le Ciel une intelligence pure & glorieuse, avant que d'être unie á un corps humain dans le sein de la bienheureuse vierge Marie, á Londres in 12mo. Gegen diese Hypothese schrieben de la Chapelle in dem XXIVten Bande der Bibliotheque raisonnée, und der Genfersche Prediger de Roches in dem IIten Bande seiner Verthaydigung des Christenthums gegen den Verfasser der Relig. essentielle, Des de Roques Beantwortungen befinden sich in den beyden ersten Theilen des Journal Litteraire zu Genf vom J. 1740. In diesem Jahre edirte der hannöversche Gottesgelehrte, Laurenz Hagemann, diese Abhandlung in lateinischer Sprache, mit einer Widerlegung, die de Roques wegen anderer Beschäftigungen unbeantwortet ließ.

De Roques veranstaltete auch eine neue Auflage der Bibel, selon la version de Mr. Martin, in zween Quartbänden. Jöcher macht ihn überdieß zum Herausgeber einer Dissertation historique sur les Duels & les Ordres de la Chevalerie par Mr. Basnage, avec un discours préliminaire, où l'on entreprend de montrer, que le Duel fondé sur les maximes du point d'honneur est une vangeance barbare, injuste & flettrissante. Mehrere zerstreute Stücke übergehn wir. Noch hatte er die Aufsicht über eine neue Auflage von Morreri Dictionaire, welche zu Basel in sechs Bänden, mit vielen Zusätzen herauskam. Hiebey bediente er sich des Beystandes seiner beyden Söhne Sein Suplement in drey Foliobänden erschien in den Jahren 1743. und 1745. Der Abt Goujet, Canonicus von St. Genevieve, beschäftigte sich zu gleicher Zeit mit einer ganz ähnlichen Arbeit, jedoch ohne so viel Freyheit und Hilfsquellen, wie de Roques, zu haben. Er suchte die Baslersche Ausgabe zu verschreyn, und hingegen die Parisische in Ansehn zu setzen. Mit so viel Nachdruck als Bescheidenheit verthaydigte sich de Roques in dem XXXten Bande der Biblioth. Françoise und in dem Mercure de Suisse vom J. 1739.

Beynahe dreyßig Jahre hielt er ununterbrochen philosophische Vorlesungen. In der Vernunftlehre folgte er dem Leitfaden der Art de penser von Port-Royal; sehr dringend empfahl er Bernouillis mathematische Collegien. Solche Collegien hielt er für weit geschickter als selbst die logischen zur Aufklärung und Leitung des Geistes. Ungemein verdient machte er sich auch durch seinen Curs über das Naturrecht. Obgleich er die lateinische Sprache eben so zierlich und fliessend redete, als seine franfösische Muttersprache, so bediente er sich bey den Vorlesungen doch immer der letztern. „Dadurch, sagt Frey, erwarb „er sich eine Menge Zuhörer, welche, ohne eigentliche

„Gelehrte zu seyn, sich diesem Studium wiedmeten.
„Und wie wichtig ist nicht dasselbe in unsern Frey-
„staaten, wo ohne Unterschied jeder Bürger Zutritt zum
„Senat hat! Wie wichtig ist es nicht besonders auch für
„diejenigen, die zur Unterweisung des Volkes auf der Kan-
„zel bestimmt sind!„ Zum Lehrbuche wählte de Roques Puffendorfs Buch von den Pflichten des Menschen und des Bürgers, nach Barbeyracs Uebersetzung. Ueberdieß gab er jedem Schüler noch seine eigenen Hefte zum Abschreiben nach Hause. In den Lehrstunden hielt er über jeden Abschnitt einen mundlichen Vortrag. Hernach ward dieser in Fragen und Antworten, Gesprächsweise, entwickelt.

Obgleich de Roques in verschiedenen, gelehrten Tagebüchern Proben von seinen Einsichten in die Methaphysick gegeben, so weigerte er sich doch immer, über diese Wissenschaft Vorlesungen zu halten. Er glaubte, daß solche abstracte Untersuchungen sich nur für Wenige schickten, und daß auch diese Wenigen sich nicht eher damit beschäftigen sollten, bis in dem reifern Alter, wo der Verstand über die Imagination Meister geworden.

Beym thätigsten Leben genoß er der dauerhaftesten Gesundheit, und er dankte sie der Ruhe seine Gemüths, der Heiterkeit seines Characters, der Mäßigkeit und Ordnung in seiner Lebensart. Ein bösartiges Fieber, nebst dem zurückgetrettenem Podagra, entriß ihn der Welt den 13. Aprill 1748.

Er hinterließ drey Söhne und drey Töchtern. Erst unlängst starb einer von jenen als Hofprediger und oberster Consistorialrath des Landgrafen von Hessen Homburg. Unter anderm besaß er ähnliche Leichtigkeit mit dem Pater de la Rüe, der seine Predigten lateinisch schrieb, und sie sogleich französisch hersagen konnte. Der Hofprediger de Roques hielt in deutscher Sprache Predigten, die er in französischer Sprache aufgesetzt hatte, et vice versa. Ein

zweyter Sohn unsers Peter de Roques ist Prediger zu Zelle in dem Churfürstenthum Hannover. Als während des letztern Krieges diese Stadt für eine Zeitlang von den Franzosen besetzt war, genoß er von den beyden Marschallen von Richelieu und d'Armentiéres der vorzüglichsten Achtung. Diese Achtung erwarb er sich durch den edelsten Weltton, verbunden mit den ausgebreitesten Kenntnissen. Mit dem Feuer und der Lebhaftigkeit eines Franzosen vereinigte er helvetische Naivetät und Freymüthigkeit. Man sah es ihm an, das er zu gleicher Zeit den verschiedenen Nationen zugehörte, und von dem Character einer jeden besaß er die Vorzüge, ohne ihre Gebrechen. Die Gewogenheit, womit ihn die Feldherren beehrten, benutzte er einzig und allein, zur Erleichterung der Kriegesbeschwerden in der Stadt und in der umliegenden Gegend. Bey der Rückkunft nach Frankreich schickte ihm der Marschall d'Armentières das Dictionnaire enciclopédique, und zwar zur Dankbezeugung, (wie er sagte,) daß ihm der würdige Prediger Mittel und Gelegenheit zum Wohlthun auf fremden Boden verschaft hätte. Dieser Prediger heyrathete eine Thelüsson von Basel. Drey seiner Söhne befinden sich in Hannöverschem Kriegsdienst. Von ihm hat man im Drucke: Sendschreiben an einen Freund, während des Aufenthalts der französischen Truppen zu Zell in den Jahren 1767. und 1768, und zu Mastricht im J. 1775. Für diese Schrift erhielt er die schmeichelhaftesten Billets von Friedrich und von dem Herzog Ferdinand von Braunschweig. — Unlängst edirte er auch eine Abhandlung über die Meerpolypen.

Ein dritter Sohn unsers Peter de Roques ist Prediger bey der französischen in Hanau. Eine seiner Töchtern erwarb sich frühzeitigen Ruhm. Schon vor dem zwanzigsten Jahre lieferte sie verschiedene Aufsätze in den Journal

Hel-

Helvetique. Diese Aufsätze machten so viel Eindruck auf einen Dänischen Oberst, Herrn Mazar de la Garde, daß er, ohne sie jemals gesehn zu haben, um ihre Hand bat und sich nach Basel verfügte, um sich mit ihr zu vermählen. Eine andere Schwester verheyrathete sich mit einem Edelmann im Pays-de-Vaud, der sich als Oberstlieutenant bey dem Regiment von Erlach in französischem Dienste befand. Die dritte lebt im ehelosen Stande. Ihre ehrwürdige Mutter überlebte bey fünf und zwanzig Jahren den Gatten.

„Die Geschichte dieser Familie, sagt Frey, kann „zum Beyspiele dienen, was von so viel tausend andern „Familien, die sich nach Aufhebung des Edicts von Nantes in Holland, in England, in der Schweiz, in Deutschland, in den tiefsten Norden und in entfernte Welttheile „verbreiteten, hie und da Gutes hervorgebracht worden.„

Anton Court de Gebelin. *)

Er wurde im J. 1727. zu Lausanne gebohren. Sein Vater, der daselbst Prediger war, gab ihm eine sehr sorgfältige Erziehung. Schon im zwölften Jahre las und copirte er deutsch, lateinisch, griechisch, ebräisch; in seinem fünfzehnten Jahre verstand und sprach er die beyden erstern Sprachen mit grosser Leichtigkeit. Auch auf das Fran-

*) Tableau Hist. de l'ésprit & du caractére des Litterateurs françois, T. IV. á Versailles & Paris 1758. s. 193. wie auch Eloge de Mr. Court de Gebelin par Mr. Quesnay de St. Germain, und ein anderes Eloge par Mr. le Comte d'Albon. Man sehe auch Analyse des Ouvrages de J. J. Rousseau & de Court de Gebelin, Geneve. 1785, s. 192.

zösische, seine Muttersprache, wendete er ganz besondere Aufmerksamkeit. Seine Wissensbegierde war so heftig, daß, wenn er nicht ganze Nächte hindurch über den Büchern sitzen sollte, seine Aeltern ihm Licht und Feuer verweigern mußten. Wofern es indeß die Zeit erlaubte, so unterließ er nicht, selbst beym Mondschein zu lesen.

Im J. 1763. begab er sich nach Paris. Gleich dem Bias trug er seinen ganzen Reichthum mit sich, nämlich ausserordentliche Gelehrsamkeit und grosse Einfalt der Sitten. Wegen Abwesenheit der Personen, an die er Empfehlungsschreiben mitgebracht hatte, sah er sich genöthigt, durch sich selbst Bekanntschaften zu suchen. Nahe bey seinem Gasthofe wohneten in glücklicher Dunkelheit zwey Frauenzimmer von reiferm Alter und von mittelmäßigen Glücksumständen. Ihre gegenseitige Freundschaft war so innig daß sie ihnen keine andere Verbindung gestattete. De Gebelin hatte Gelegenheit, diese beyden Damen kennen zu lernen. Die Armuth ihres Charakters und die Anständigkeit in ihrem Betragen gefielen ihm so wol, daß er nichts sehnlichers wünschte, als in ihrer Gesellschaft zu leben. Er hingegen flößte auch ihnen solche Hochachtung ein, daß sie bald anfiengen, gegen ihn die zärtlichste Freundschaft zu äussern. Von dieser Zeit an bewiesen sie ihm die großmüthigste Fürsorge. Diese verehrungswürdigen Freundinnen verschafften ihm die glückliche Lage, die er zur Einsammlung und Bearbeitung jener gelehrten Materialien für sein Werk Monde primitif so nöthig bedürfte. Von diesem ausserordentlichen Werke erschienen noch vor seinem Tode neun Quartbände.

Die eine von seinen beyden Freundinnen, Mamsel Lintot, übte sich im Grabstichel, und zwar einzig in der Absicht, ihm damit bey seinen gelehrten Unternemmungen behülflich zu seyn. Von ihr sind verschiedene Tafeln in seinem Werke. Die andere Freundin, Mamsel Fleury,

ſtrekte ihm zur Herausgabe des erſten Bandes fünftauſend Livres vor. Nach dem Tode ihres Freundes und ihrer Freundin, ſcheint dieſes ſchäzbare Frauenzimmer nur noch für die Familie des Verſtorbenen zu leben. Court de Gebelin ſtarb nemlich im Maymonat 1784, bevor er noch für ſeine Schweſter und für zwo Nichten, die er nach Paris kommen ließ, ein ſicheres Einkommen zu Stand gebracht hatte. Dieſe Nachricht giebt Herr Queſnay de Saint-Germain in ſeinem Diſcours pour ſervir á l'éloge de Mr. Court de Gebelin, der zum Beſten der Gebelinſchen Familie gedruckt worden.

Der Hang zum Studieren und zur Einſamkeit war von Kindheit auf bey unſerm Gelehrten ſo groß, daß er darüber ſein zeitliches Glück gänzlich vernachläßigte. „Lieber, pflegte er zu ſagen, mache ich den Hof dem Publicum ſelbſt, als einzelnen Perſonen, welche das Publicum entweder verachtet oder verabſcheut.„ Wenn er in Armuth lebte, ſo wußte er doch immer ſeine Wünſche und Bedürfniſſe mit ſeinem Vermögen in Verhältniß zu ſetzen. Ohne zu Erröthen geſtand er, daß es ihm in den erſtern Jahren ſeines Aufenthaltes zu Paris vielmal begegnet wäre, Wochenlang lieber nur von Brod und Waſſer zu leben, als ſich der Gefahr auszuſetzen, einem Freunde beſchwerlich zu fallen.

So groß ſeine Gelehrſamkeit war, ſo groß war auch ſeine Beſcheidenheit. An der Spitze des erſten Bandes von ſeinem Monde primitif und überhaupt bey verſchiedenen Stellen dieſes Werkes ſieht man, wie ſorgfältig er ſeine Hilfsquellen anführt, und mit wie viel Erkenntlichkeit er von den Gelehrten ſpricht, die ihn mit Beyträgen unterſtützt hatten.

Der berühmte Doctor Queſnay, das Haupt der Oekonomiſten, nennte ihn ſeinen geliebteſten Jünger, in den er das meiſte Zutrauen ſetzte.

Die französische Academie theilte ihm zweymahl nach einander den jährlichen Preiß von 1200 Livres zu. Ein Preiß der von dem Grafen von Valbelle zur Belohnung desjenigen Schriftstellers gestiftet worden, welcher von seinen Talenten den besten Gebrauch machen wurde.

Gegen jedermann war de Gebelin äusserst gefällig. So entfernt er davon war, für sich selbst Gnadenbezeugungen zu suchen, so eifrig und unermüdet war er, wenn es darum zu thun war, für irgend jemand andern noch so beschwerliche Schritte zu machen. Eines Tages bat ihn ein Gelehrter, den er sich verpflichtet hatte, daß er ihm doch Gelegenheit zu Gegendiensten darbieten möchte. „Wenn sie mir, sprach er, ihren Dank auf eine „für mich angenehme Weise an den Tag legen wollen, „so mußten sie überzeugt seyn, daß ich selbst Ihnen Dank „schuldig bin, da sie mir das Vergnügen verschaften, Ih„nen Dienste zu leisten.„

Kaum war er mit dem neunten Bande seines Monde primitif zu Stande gekommen, so fiel er in eine gefährliche Krankheit. An seinem rechten Schenkel zeigte sich eine schmerzhafte Geschwulst; zu gleicher Zeit lidte er den sengendesten Durst, den keine Limonaden oder Tisanen zu stillen vermochten. Hiezu kamen noch beschwerliche Hämorroiden, Unreinigkeit der Haut und andere Uebel, die aller Arzneykunst Troz boten. Unter solchen Umständen führte ihm ein Freund einen fremden Arzt zu, der ihn in wenigen Tagen wieder herstellen wollte, und zwar ohne einigen Gebrauch innerlicher oder auch nur überhaupt sichtbahrer Mittel. Dieser Wunderthäter war der berüchtigte Mesmer, und der Genesene, der seit neun Monaten zu jeder Arbeit unfähig war, ergriff nunmehr zum ersten male wieder die Feder, und wiedmete sie zur Verthaidigung und zum Lobe seines magnetisirenden Arztes. Den 31. Julius 1783. machte er eine Schrift über den thierischen Magnetismus be-

kannt. In dieser Schrift sagt er: „Wird man meine „Genesung einem blossen Zufall zuschreiben, wird man „länger behaupten wollen, daß Mesmers magnetische Heil„art unbegründt wäre? Ich weiß, daß man auf alle nur „mögliche Weise diese Behauptung durchsetzen will, daß „man sich gegen diejenigen empört, welche für Mesmern „als Zeugen aufstehen dürfen, daß Männer von den gröss„ten Talenten und Einsichten der magnetischen Methode „spotten: allein wenn ich auch der schwächste von Mesmers „Verthaydigern seyn mag, so sprechen doch Thatsachen und „Wahrheit zu seinen Gunsten so triumphierend, daß es „mit solchen Waffen mir nicht darf bange seyn lassen, her„vorzutreten und das Publicum einzuladen zu näherer „Untersuchung von Mesmers merkwürdigen Entdeckung.„

Hierauf versichert der Verfasser, daß Mesmer eine Menge Patienten von jedem Rang, Alter nnd Geschlecht wieder hergestellt habe, auch führt er wirklich verschiedene Beyspiele an.

Nach Bekanntmachung dieser sonderbahren Schrift, gerieth der Verfasser bald wieder in den vorigen, bejammernswürdigen Zustand. Er erhielt von Mesmern, daß er ihn in seine eigene Wohnung aufnahm, allein die magnetische Kunst scheiterte und Gebelin büßte mit dem Leben seine Leichtgläubigkeit. Er starb den 10. May 1784.

Gebelins System findet man entwickelt in einem Werk, unter folgender Aufschrift: Analyse des ouvrages de J. J. Rousseau de Genéve & de Mr. Court de Gebelin, auteur du Monde primitif. Par un Solitaire, á Genéve, chez Barthelemi Chirot, & á Paris, chez Hardonnin, 1785. Der Zweck von Gebelins Untersuchungen ist die Glückseligkeit des Menschen. Diese Glückseligkeit gründet er auf den Gehorsam gegen die grosse Ordnung und Harmonie. „Der Mensch, sagt er, hat einen Instinct zur Vervoll„kommung. Dieser Instinct wird durch das physische Be-

„ dürfniß in Bewegung gesetzt. Der Mensch aber kann „ sich in der Auswahl der Mittel betriegen. Die Auswahl „ dieser Mittel muß durch die grosse Ordnung, durch die „ Anordnung bestimmt werden. „ Nach dieser freylich etwas dunkeln Voraussetzung sucht der Verfasser zu zeigen, daß die erste, ursprüngliche Welt so lang gut und glücklich gewesen, so lang sie die allgemeine Ordnung beobachtet habe. Auf diesen Satz baut er die Geschichte der alten Völker, und seinem Plan gemäß erklärt er die Wörter und die Sachen, die Sprachen und die Begebenheiten; er liefert 1°. ohne Ausnahme alle Urquellen oder Origines. 2°. Alle allegorischen Alterthümmer. 3°. Alle Historischen.

1°. Persönliches Unvermögen vereinigt die Sterblichen; daher der Ursprung der Sprache, der Sprachkunst, des figürlichen, allegorischen, schriftlichen Ausdrucks.

Die Gesellschaftliche Verbindung führt auf die Begriffe von Rechten und Pflichten. Die sichere Befriedigung der Bedürfnisse erzeugt den Feldbau, den Handel, die Schiffarth, die Astronomie, die Meßkunst, die Kriegskunst, und endlich alle Arten der schönen Künsten und Wissenschaften.

Zu den Bedürfnissen der Menschheit gehört auch das Bedürfniß einer schützenden Gottheit. Daher ursprünglich eine gleichförmige, und zwar landwirthschaftliche Religion, aus welcher eine gleichförmige Sittenlehre, ein gemeinschaftlicher Codex, eine gleiche Staatsform entstanden. Ganz von Vorurtheilen befreyt, studirte man damals die Natur nnd drang tief in ihre verborgensten Geheimnisse. Hier glaubt Gebelin Spuren von dem Alterthum der Electricität, des thierischen Magnetismus und selbst der Astrologia judiciaria zusehn.

2°. Die Urgeschichte der Vorwelt führt ihn auf die Erklärung der alten Denkmale, Fabeln, Dichtungen, deren

Schlüssel er in den alten Künsten und Wissenschaften entdeckt. — Sehr sinnreich ist seine Auslegung des Sanchoniatons, des Hesiods, des Kalenders und der Werke des Herculs.

3°. In der Erklärung der historischen Denkmale schneidet er alles weg, was Rom und Griechenland lehrten. Diese Völker, sagt er, kamen zu späte, um noch die Wahrheit in ihrer Blösse zu finden. Die ältern Zeiten theilt er in zwo Klassen; Zeiten, die allen Nationen gemein sind, und Zeiten, eigenthümlich jedem besondern Volke. In jenen ist eine vollkommene Harmonie; in diesen stößt man auf nichts, das einer solchen im Weg steheu könnte. Die ursprüngliche Schöpfung (monde primitif,) dauerte bis auf ungefähr 800 Jahre vor Christus. Die moderne Welt beginnt mit Nabuchodonosor, einem chaldäischen König. Bey dieser Epoche erscheint die Zweytracht, d. i. die Feldarbeiter werden in Soldaten metamorphosirt. Von dieser Zeit an ist weder Friede, Eintracht, noch Brüderschaft. Alles verändert sich, und die alten Schriften verlieren ihre Verständlichkeit. Die dießmalige Welt verkündigt eine glückliche Revolution. Seit dem XVten Jahrhundert nach Christi Erscheinung beginnt eine neue Epoche ihrer Vervollkommung, nnd sie neigt sich nach ihrer ursprünglichen Glückseligkeit.

Wenn auf der einen Seite Gebelins Werk einen Mann von ausserordentlichker Belesenheit und vielem Scharfsinn verräth, so verräth es auf der andern Seite nicht weniger einen Liebhaber von Paradoxie, der sehr oft in die Luft baut. In der Ann. Litt. 1784. N. 8. wird es mit Wilhelm Postels Schlüssel zu den von Anfang her verborgenen Geheimnissen verglichen.

Johann Conrad Brunner. *)

Er wurde den 16. Januar 1653. zu Diessenhofen geboren. Seinen ersten Unterricht erhielt er bey einem gelehrten Landprediger, dem Pfarrer Dezler. Zur Erlernung der Arzneywissenschaft ermunterte ihn sein Anverwandter, der berühmte J. J. Wepfer. In dem sechszehnten Jahre besuchte er die Schule zu Straßburg, in dem zwanzigsten Jahre edirte er eine akademische Streitschrift über eine zweyköpfige Mißgeburt. Im Jahr 1672. begab er sich zur Ausbildung seiner Kenntnisse nach Paris. Hier machte er unter andern Versuche mit der grossen Magendrüse bey lebendigen Hunden. Bey dieser Gelegenheit, kam er in vertraute Bekanntschaft mit dem berühmten Zergliederer Düverney, und durch diesen mit dem Baronet de Boles, einem sehr reichen Britten. Der Baronet interessirte sich mit Leib und Seele für die Arzneykunst; er nahm Brunnern unentgeltlich in seine Wohnung und an seinen Tisch auf. Dieser reißte hernach nach England, wir wissen nicht, ob mit oder ohne den Baronet. In England machte er Bekanntschaft mit Lower, Willis und Oldenburg. Aus England wandte er sich nach Holland, woselbst er ebenfalls die intressantesten Bekanntschaften machte, z. B. mit Ruysch und Schwammerdam. Auf der Rückreise ins Vaterland, nahm er im Jahr 1675. zu Straßburg den Doctorhut an, nnd hielt sich alsdenn Wechselsweise bey den Aeltern zu Diessenhofen, und zu Schafhausen bey seinem Anverwandten, dem grossen Wepfer, auf. Umsonst suchten ihn de Bolles nach England — und Düverney nach Frankreich zu ziehen: Er blieb für einige

*) Sowohl von Brunnern als von Wepfern, findet man ausführliche interessante Lebensbeschreibungen, von Herrn D. Aepli in Rahns Archive B II. Th. 11. No. 1.

Zeit an seinem kleinen Geburtsort, und versäumte rund umher keine Gelegenheit zu anatomischen Versuchen. Diejenigen, die er mit der grossen Magendrüse gemacht hatte, wurden im J. 1683. zu Amsterdam gedrukt.

Im Jahr 1673. hatte er sich mit Wepfers jüngster Tochter verheyrathet, mit der er in die 49 Jahre das glükslichste Leben genoß, und zehn Kinder erzeugte.

Weit und breit wurde Brunner von dem umliegenden Adel, von verschiedenen geistlichen und weltlichen Fürsten, als Arzt zu Rathe gezogen. Im Jahr 1685 hatte er durch Wepfern einen Beruf nach dem Churpfälzischen Hofe erhalten, und ihn angenommen. Vermittelst dieses Hofes, kam er auch in Verbindung mit dem Hofe zu Kassel. Im J. 1685. wurde er unter dem Namen Herophilus ein Mitglied der Kaiserl. Akademie der Naturforscher; im folgenden Jahre Professor der Zergliederungskunst zu Heidelberg; Zugleich besorgte er von Heidelberg aus, die Gesundheitspflege der Besazung zu Philippsburg. Bey der Verbreitung der Kriegsflammen, schickte er seine Familie nach Diessenhoffen in seine Vaterstadt zurück, und, nach kurzem Herumreisen folgte er ihr. Im J. 1690. begleitete er als Leibarzt den Landgrafen von Kassel zu der Armee. Standhaft aber schlug er die wiederholte Einladung an den Kasselschen Hof aus. Im J. 1692. besuchte er den Churfürsten von der Pfalz zu Düsseldorf. Im J. 1693. that er mehrere Reisen an verschiedene Höfe, und begab sich abermal nach Düsseldorf. Zur Erholung kehrte er hierauf in seine Vaterstadt zurück. Von da aus, schickte er weit und breit seine medizinische Gutachten Im Jahr 1696. gab er den wiederholten dringenden Bitten des Churfürsten von der Pfalz nach, und sezte sich mit seiner liebenswürdigen Familie zu Düsseldorf. Unter seinen Bemühungen erhob sich die Schule zu Heidelberg, und dahin zog er den Professor Schweizer aus Zürich.

Im J. 1698. reisete Brunner mit dem Churfürsten nach Wien. Im Frühjahre 1700 besuchte er als Arzt den Churfürsten zu Kölln. Im J 1701 praktizierte er in Jülich, und am Ende des Jahres besuchte er die Landgräfin zu Kassel. Im Sommer 1705 begab er sich nach Braunschweig. Auf Befehl der Kaiserin-Mutter und des Churfürsten, physiognomonisirte er da eine Prinzessin, die der Kaiser heyrathen sollte. Von seinen Beobachtungen giebt er dem Churfürsten folgende Nachricht: „Die gesuchte „Prinzessin ist weiß von Angesicht und Haaren, einer leich„ten angenehmen Röthe mehr und weniger durchströhmet. „Die Nase und den Mund wohlgestaltet, mit schönen ro„then Lippen, hübschen Zähnen. Das Angesicht mehr „länglicht als rund, ohne Pockennarben; die Augen ohne „allen Mangel, und blond; ist wohlgewachsen nach ihrem „Alter, mehr mager als fett. Die Ohrenläppchen und „Fingerspitzen sind schön roth; sonst aber so gestaltet, daß „man sagen kann, sie sey eine schöne Prinzessin; doch „kann aus dem Ansehen ein Physiognomist erkennen, daß „sie noch nicht menstruirt sey. — Nun werde ich suchen, „mit dem Arzte zu sprechen, um in eine noch genauere „Kenntniß zu kommen, und mich so zu versichern, daß „man auf mein Urtheil zählen kann.„

Im Jahr 1708 ließ ihn der Kaiser Joseph I wegen seiner kranken Frau Mutter nach Wien holen. Im gleichen Jahre schikte ihn sein Churfürst in geheimen Geschäften nach Holland. Im J. 1709 berufte ihn der König von Preussen zur Konsultation nach Berlin. Im J. 1711 erhob ihn der Churfürst von der Pfalz, als damaliger Reichsvikar, in den Adelstand und schenkte ihm die Herrschaft Hammerstein im Bergischen. Im Jahr 1715 zog ihn auch der König von England zu Rathe; im Jahr 1720 der königliche Prinz, der damals zu Hannover krank lag. — In diesem Jahre gab ihm nebst seinen Nachkom-

men der Kanton Schafhausen das Bürgerrecht. Er war izt 67. Jahre, er hatte seine drey Töchtern an die angesehenen Häuser in Schafhansen verheyrathet. Vier seiner Söhne standen hie und da in Fürstlichen Diensten.

Brunner gab wenig Schriften heraus, und that desto mehr. Von seinen Umständen giebt er Nachricht in den Schriften der kaiserl. Akademie der Naturforscher von 1727 Als vier und siebenzigjähriger Greis that er noch im Jahr 1726 mitten im Winter und mit grosser Eilfertigkeit eine Reise von Mannheim nach München. Auf der Rükreise beehrte er seinen Geburtsort Diessenhoffen zum lezten Male mit seiner Gegenwart. Bey dieser Gelegenheit, befreyte er seinen Vater, den würdigen Prediger des Orts, von einem gefährlichen Darmgeschwür, so daß er bis über das neunzigste Jahr sein Leben erhielt. Brunner starb zu Mannheim den 2 Oktober 1727. Daselbst befindet sich in der reformierten Kirche sein Denkmal. Das Verzeichniß seiner Schriften von Dr. Aepli, befindet sich in Dr. und Canonicus Rahns Archive gemeinnüziger phys. und mediz. Kenntnisse, in der zweyten Abtheil. des ersten Bandes.

Unter den grossen Verdiensten, die er um die Arzneykunst überhaupt, und besonders um die Zergliederungskunst hat, ist keines der geringsten daß er das Verdauungsgeschäfte besser untersuchte. Er zeigte, daß es nicht durch Gährung, sondern grossentheils durch Auflösung vermittelst der Magensäfte geschehe. Auf solche Weise arbeitete er triumphierend der damals noch herrschenden Schule der Sylvianer entgegen. Ebenfalls richtig sind seine Entdekungen der Drüsen im Zwölffingerdarm und der Schleimdrüsen im Gehirn.

Karl Wilhelm Ludwig von Bochat.

K. W. L. von Bochat, Lieutenant Baillival und Controleur = General zu Lausanne, ward daselbst den 11. Nov. 1695. geboren. Von Kindheit auf wiedmete er sich den Wissenschaften mit ausserordentlichem Fleisse. Den Lehrmeister, der ihn im Griechischen unterrichtete, ließ er bald hinter sich. Wirklich überraschte man den Schüler, wie er seinem Mentor Handleitung gab. Die Philosophie studierte Bochat unter Crousaz, das Naturrecht unter Barbeirac. Im sechszehnten Jahre begab er sich nach Basel, woselbst er in der Theologie die Unterweisung eines Frey und Werenfelsen genoß. Durch eine bösartige Blatterkrankheit wurden seine Studien unterbrochen. Er kehrte nach Lausanne zurük und änderte seine Bestimmung. Von neuem begab er sich wieder nach Basel. Im Jahr 1716. vertheidigte er daselbst eine juridische Streitschrift: de optimo principe. In gleichem Jahre wurde durch Barbeiracs Abreise die juristische und historische Professur zu Lausanne erledigt. Bochat erhielt sie mit der Erlaubniß, drey Jahre zu reisen, um sich desto besser dazu vorzubereiten. Er besuchte die vornehmsten Schulen in Deutschland, und kam durch Frankreich wieder nach Hause.

Die Wahl einer Gattinn ist beym Fortkommen eines Gelehrten keine gleichgültige Sache. Wenn ihr richtiger und geübter Verstand ihn durch geistige Gespräche unterhält, wenn sie durch Gefälligkeit ihn ermuntert und durch Geschiklichkeit ihm die häuslichen Sorgen abnimmt, so erleichtert sie dadurch den Gatten die gelehrten Bemühungen. Alle diese Vortheile fand Bochat. Im Jahr 1723. gieng er wieder nach Holland, daselbst heyrathete er Susanna Franciſca Trissonniere, eine Nichte des englischen Residenten im Haag. Ihre jüngere Schwester vermählte sich mit

Mauclerc, k. preußisch. Kappellan, Bochats Vertrautem.

Die Geschichte, welche Bochat in den öffentlichen Stunden lehrete, bekam unter seinen Händen eine ganz neue Gestalt. Er säuberte sie von verdrüßlichen und gleichgültigen Kleinigkeiten, und machte sie weit mehr zur Beschäftigung des Verstandes und Herzens als des Gedächtnisses. Unter seiner Anleitung lieferte sie Stof zum Unterrichte in dem Naturrechte, Völker- und Staatsrechte, in der Politik und Sittenlehre. Vor andern bearbeitete er die Kirchengeschichte. Mit diesen öffentlichen Bemühungen verband er noch besondere Vorlesungen über das natürliche und römische Recht. Ihm dankt man auch verschiedene, weise, akademische Verordnungen. Auch die Musse wiedmete er den Studien. Er sammelte Materialien zu mehreren, vaterländischen Werken. Patriotismus war seine erste Leidenschaft. Gelehrsamkeit war bey ihm dem Patriotismus untergeordnet.

Im J. 1725. wurde er Beysitzer bey dem Vogtgerichte. Häufige und schwere Rechtsfragen, Prozeßvergleiche, Familienangelegenheiten, Anlauf von Advokaten, Witwen, Waysen, Armen, — alle diese Zerstreuungen raubten ihm die Zeit zu gelehrter Erholung. Nichts desto weniger verrieth er nie die geringste Ungeduld.

Inzwischen entstand zu Lausanne die Gesellschaft der Bibliothéque italique. Diese Gesellschaft bestand, nebst Bochat, aus den gelehrtesten Männern, Seigneur von Correvon, Bourguet, Ruchat, Dülignon, Vernet u. a. Bochat führte bey diesem gelehrten Comtoir das Hauptbuch, auch lieferte er in diesem Journal sehr viel vortrefliche Stücke über alle Theile der Rechtsgelehrsamkeit, des kanonischen Rechts, der weltlichen und Kirchenhistorie.

Der Streit, welcher sich im J. 1725. zwischen dem Vapst und dem Kanton Luzern erhob, gab unserm Bochat Gelegenheit, seine Talente auf einer glänzenden Seite zu

zeigen. Ein Landvogt in dem Luzernergebiet hätte den Bauern an einem Festtage das Tanzen bewilligt. Der Geistliche des Orts, der dem Schenkwirth nicht gut war, verbot nun das Tanzen. Die Bauern machten sich die von dem Landvogt erhaltene Freyheit zu Nuze. Der Geistliche donnerte. Der Landvogt wiese die Sache vor dem Magistrat zu Luzern. Der Pfarrer wiedersezte sich der Vorladung, indem er Vermög seiner Freyheitsbriefe von aller weltlichen Gewalt befreyt wäre. Der erzürnte Magistrat sezte ihn ab und verbannte ihn aus dem Kanton. Der Bischof von Kostniz und der päbstliche Nunzius verthaydigten ihn. Der Papst selbst mischte sich in den Streit. Standhaft aber behauptete der Magistrat sein Ansehen. Nach langen Unterhandlungen verglich man sich in solchen Ausdrüken, welche die Hauptfrage unentschieden liessen. Die Verbannung des Geistlichen blieb, und dem Papste ward zum Schein eine Art Genugthuung gegeben.

Bey dieser Gährung gab Bochat sein Werk heraus. Der erste Theil ist gänzlich historisch. In dem zweyten befinden sich vier Briefe eines Luzernerschen Pfarrers an einen römischen Abt, nebst den Antworten des leztern über folgende Fragen:

1.) Ob das Recht zum Verbotte des Tanzens, dem Pfarrer oder dem Magistrat zustehe?

2.) Ob der Magistrat einen Geistlichen vorladen dürfe?

3.) Ob der Magistrat, bey hartnäckiger Weigerung des Geistlichen, ihn zu verbannen befügt sey?

In diesem zweyten Theile verbreitet der Verfasser den feinsten Scherz über die Litteratur. Mit Auflösung der Hauptfrage ist die Auflösung der interessantesten Nebenfragen verbunden. Ein mittelmäßiger Geist bleibt immer unter dem Titel seines Werks; ein Mann von Genie liefert mehr als er verspricht.

Bochat war sehr tolerant. Von ungefähr fiel er auf die Kirchengeschichte des berühmten Arnolds, jenes grossen

Rächers der durch alle Jahrhnnderte verfolgten Irrgläubigen. So sehr Bochats vertragsame Denkungsart mit Arnolds übereinkam, so war er doch kein blinder Nachbeter von diesem. Er nahm sich vor, Arnolds Kirchengeschichte ins Französische zu übersezen, und seine Uebersezung mit kritischen Anmerkungen zu begleiten. Dieses Werk, das ihm so viel Arbeit und Kosten verursachte, blieb aus einem Beweggrunde liegen, welcher Bochats Gewissenhaftigkeit so viel Ehre macht, als seiner Gelehrsamkeit. Aus Besorgniß, daß seine Lehrsätze von den Freygeistern mißbraucht werden möchten, opferte er die ganze Arbeit auf.

Ohngefähr um diese Zeit rückte ein Ungenannter, vermuthlich Hr. v. St. Hyacinthe, in das Journal litteraire von Haag eine kleine Schrift gegen die fremden Kriegsdienste der Schweizer ein. Bochat edirte eine Rechtfertigung dieses Kriegsdienstes. Ein andeeer Ungenannter drukte im J. 1731. zu Genf ein Pamphlet, unter der Aufschrift: Refutation de la Dissertation de Mr. de Bochat &c. Einige Jahre hernach lieferte dieser sein Werk pour & contre les Services militaires étrangers, den er die beyden vorhergehenden Schriften beyfügte. Bochat behandelt seinen Gegenstand als ein Mann von tiefer Kenntniß in der Rechtsgelehrtheit, der Staatskunst, der Moral und Geschichte. Beyläufig löst er andere, verwandte Rechtsfragen auf, z. B. von den gegenseitigen Verbindlichkeiten der Blutsfreunde und Landsleute; von dem Schikfale der Marseiller, als sie den Cäsar und Pompejus die Eröfnung ihrer Stadtthore verweigerten; von der Ungerechtigkeit des Kriegs des Cäsars gegen den Pompejus; von der verschiedenen Beschaffenheit der Verträge u. s. w.

Unter der Menge von Schriften über die Reformationsgeschichte war noch keine, welche die Reformation ganz und eigentlich von der politischen Seite betrachtete. Aus diesem neuen und interessanten Gesichtspunkte betrachtete

sie Bochat. In einer besondern Schrift setzte er die bürgerlichen Vortheile der Reformation aus einander. Aus Besorgniß allerley Mißdeutungen unterdrükte er auch diese Schrift.

Durch unermüdeten Fleiß schwächte er seine Gesundheit. Besonders griffen die akademischen Vorlesungen seine Brust sehr an. Er legte daher sein Professorat nieder, und erhielt im J. 1740. die Stelle eines Lieutenant-Bailival zu Lausanne. Da er seiner neuen Geschäfte wegen öfters ausgehen mußte, so zog ihn dieses von dem vielen Sizen ab, welches für einen Gelehrten so betrübte Folgen hat. Wirklich verbesserte sich durch die Bewegung seine Gesundheit. Bey mehrerer Muße faßte er den Vorsaz, eine Geschichte seines Vaterlandes in französischer Sprache zu schreiben. Schon hatte er einen reichen Vorrath von Materialien gesammelt, auch unterhielt er in alle Gegenden der Eydgenoßschaft die weitläufigste Correspondenz. Damals kam Lauffers Schweizergeschichte heraus. Sogleich übersezte Bochat den ersten Band in das Französische. Lauffer war zu kurz und dürftig in der alten Geschichte. Diesen Mangel ersezte nun Bochat. In den Memoires critiqucs Sur l'histoire ancienne de la Suisse T. III. 534. sagt er: „der „siebente April war der Tag, den die Hervorgrabung einer „Steinschrift der Lausannern merkwürdig machen muß. „Diese Schrift zeigt ihren wahren, alten Namen, den „Namen ihrer Stadt, den Vorzug, den sie im zweyten „Jahrhunderte vor andern schweizerschen Städten hatte, „ihre Regierungsverfassung, einige Umstände von ihrer „Lage und von der Lage Helvetiens überhaupt. Bey dem „Anblik dieses Denkmals reizte die Liebe des Vaterlands „meine Forschungsbegierde u. s. w."

Die Auslegung, welche Bochat von der entdekten Steinschrift gab, wurde von einem andern Schweizergelehrten bestritten.

bestritten. Bochat stellt neue Untersuchungen an, und seine Muthmassungen wurden von dem gültigsten Richter, von dem Präsidenten Bouhiers, bestättigt. Im dritten Bande der Mem. crit. sur l'Hist. ancienne de la Suisse Art. Lausanne führt Bochat die Innschrift selbst an, und erläuterte sie so, daß sein Gegner nichts weiter einwendete.

Die helvetischen Alterthümer waren sein Hauptstudium Zur Erholung schweifte er in andere Felder der Litteratur aus. So z. B. untersuchte er die Verehrung der ägyptischen Götter und besonders der Isis zu Rom. Hiezu veranlaßte ihn ein Streit, der sich in Italien über eine dem Apoll und der Clatra zugeeignete Tafel des Lerperius erhob. Man weiß, daß Bourguet diese und die Eugubinische Tafel, welche Skaliger, Salmasius und Peirescius für unaufhörliche Räthsel ansahen, glüklich erklärt hat. Die Tafel, die er mit den hebräischen, samaritanischen, griechischen, arkadischen oder lateinischen, pelasgischen und etruscischen Alphabeten herausgab, bestärkte nicht nur seine Erklärung, sondern zeigte auch zugleich den Weg, auf dem er zu seiner Entdeckung gelangt war. Bochaten hatte er seine ersten Gedanken mitgetheilt, und bey der Arbeit unterstüzte ihn dieser. Ein italienischer Gelehrter, der Abt Olivieri, schrieb gegen Bourguet, und behauptete, daß das Denkmal des Lerperius untergeschoben, und wenigstens sechshundert Jahre jünger sey. Den Hauptbeweis gründete er darauf, daß die ägyptischen Götter, Osiris und Isis, welche unter dem Namen Apoll und Clatra zu verstehen wären, zu Romulus Zeiten in Rom noch unbekannt gewesen. — Bochat war damals mit der Untersuchung über die Religion der alten Helveten beschäftigt. Dieß bewog ihn zu genauer Untersuchung alles dessen, was die Verehrung der Göttinn Isis betraf. Er entdeckte das Seichte in dem System des Olivieri, und

wiederlegte es in fünf Briefen an Bourguet, die er in das Journal helvetique einrücken ließ. Seine Nachforschung über die Verehrung der fremdem Götter zu Rom, gieng nicht über die Zeiten der Könige hinaus, weil Olivieri auch seine Nachforschung nur in diesen Zeitraum einschloß. Nachher aber trieb er seine Entdeckungen weiter. In fünf andern Briefen erschöpfte er alles, was man von der freyen Verehrung fremder Götter zu Rom, unter jedem Käyser bis auf Constantin, zu wissen verlangen kann. Diese fünf leztern Briefe aber behielt er zurück. Aus seinen antiquarischen Untersuchungen entstand sein Werk: Memoires critiques pour servir d'éclairciſſement sur divers points de l'hiſtoire ancienne de la Suiſſe. Die drey erstern Bände in Quart, kamen bey seinem Leben heraus. An dem vierten arbeitete er bis an sein Ende.

Die Untersuchung über den Ursprung der helvetischen Nation ist ein Theil seiner Werke, der ihm die meiste Mühe gekostet hat. Bisher wurden die Helveten von den Einen als germanische, von den Andern als gallische Colonisten betrachtet. In der Geschichte kommen sie nicht eher zum Vorschein als in Roms zweytem Jahrhunderte, und zwar nur dunkel, zweydeutig und im Vorbeygehn. Bochat glaubte schon lange, was hernach Pelloutier ausführte, daß Europa in den ältesten Zeiten von einem einzigen Volke, den Celten, bewohnet gewesen. Die Celtische hielt er für die älteste Sprache, und für die Mutter aller abendländischen. Er studierte also die Namen der helvetischen Städte, Schlösser, Flecken, Wälder, Flüsse und Seen, und verglich sie mit der celtischgallischen und altdeutschen Sprache. Den Teutonischen Dialekt kannte er bereits von Grund aus, noch war er fremd in dem celtischgallischen. Mit unermüdetem Fleisse studierte er auch diesen. Izt fand er in der alten helvetischrömischen Sprache, welcher sich noch jezt unser Volk bedient,

sehr viele ganz celtische Wörter. Unvermerkt gründete sich sein System von dem gallischen Ursprung der Helveten. Endlich brachte er es so weit, daß er eine Karte von dem alten Helvetien verfertigte. Auf dieser Karte befinden sich mehr als 1200. celtische Namen. Bochat spürte nun unter den Galliern das besondere Volk auf, von welchem die Helveten abgestammt wären. Dieses Volk fand er in dem Schwarm der Gallier, welche in Roms zweytem Jahrhunderte aus dem südöstlichen Gallien auswanderten. Die Auswanderung geschah unter Anführung des Bellovesus und Sigovesus, auf Befehl des gallischen Königs Ambigat. Die helvetischen Streifhorden hält Bochat für die Helvii beym Cäsar, die Helvi beym Plinius, die Helouï beym Strabo. Gegen seine Hypothese erhob sich ein Gegner in dem fünften Bande der nouvelle Bibliotheque Germanique. Bochat antwortete ihm in dem Journal Helvetique vom Jahr 1750. Gänzliche Gewißheit darf man bey solchen Untersuchungen schwerlich versprechen. Wachter leitet den Namen der Helveten von Eip oder Alp, und beten, beiten, d. i. warten, wohnen, her. Helveten waren also Alpenbewohner.

Sehr interessant ist auch Bochats Memoire sur le Conventus de l'Helvetie. Die Abhandlung dient zur Aufklärung einer alten lateinischen Innschrift, die auf dem Rathhause zu Lausanne aufbewahrt wird. Der Marmorstein wurde im Jahr 1739. am See bey dem ehmaligen Hafen Vidi gefunden. Die Schrift lautet also: Soli Genio Lunæ Sacrum ex voto pro Salute Augustorum P. Clod. Corn. Primus Curator Vicanor Lousonnensium II. IIIII. vir Augustal. C. C. R. Conventus Helv. D. S. D. Die alte celtische Gewohnheit die Landesangelegenheiten in öffentlichen Versammlungen zu behandeln, ward, mit der Genehmigung der Kaiser, auch unter der römischen Bottmäßigkeit beybehalten.

In den Miscellaneis Lipsiensibus novis hatte ein Ungenannter Cäsars Stelle de B. G. qua de causa Helvetii quoque reliquos Gallos virtute præcedunt &c. anstatt auf die Helveten, vielmehr auf die Belgen gedeutet. In dem Museum Helveticum wiederlegte ihn Bochat und rettete den Heldenruhm der Helveten. In einer andern Schrift wiederlegte er den Folard, der in seinem Polyb T. I. f. 79, bey Erwähnung der Schlacht zwischen den Schweizern und den Mayländern bey Bellinzone im Jahr 1422. ohne hinreichenden Grund behauptete, daß 18000. Schweizer sich von 6000. Mann Reuterey hätten entweder einschliessen oder todtschlagen lassen.

Im Jahr 1750 erhielt Bochat das Amt eines General-Controlleurs. So sehr dadurch seine gelehrte Musse eingeschränkt wurde, so gerne opferte er sie dem unmittelbaren Dienste des Vaterlands auf,

Im März 1754. überfiel ihn ein Schnuppen, seine gewöhnliche Frühlingsbeschwerde. Es kam ein Fieber dazu. Sein Blut war erhitzt, seine Brust entzündet, und er starb den 3. Aprill im neun und fünfzigsten Jahr des Alters. Er rasete siebzig Stunden ununterbrochen. Der Innhalt seiner Phantasien waren seine alltägliche, gelehrte und politische Geschäfte.

J. Philipp de Loys de Cheseaux.*)

Ein Enkel des Crousaz, im Jahr 1718. zu Lausanne gebohren. Frühzeitig widmete er sich mit ausserordentlichem Erfolg der Astronomie, der Weltweisheit, der Gottesgelehrtheit, der Rechtswissenschaft, der Arzneykunst,

*) S. Strodtmanns neues gelehrtes Europa Th. VIII. §576. seq.

der Geschichte und Erdbeschreibung, den Profanen und Alterthümern. In jedem Fache war er so groß, daß man ihn in keinem hören konnte, ohne es für sein ausschliessendes oder Lieblingsfach anzusehn. Auch den alten Sprachen widmete er seinen Fleiß, und er war nicht weniger geschikt im Griechischen und Lateinischen, als im Syrischen, Arrabischen, Aegyptischen, Chinesischen. Zur Erholung übte er sich in der Mahlerey und Tonkunst.

In einem Alter von siebzehn Jahren verfertigte er drey zur Naturlehre gehörige Abhandlungen: 1.) Essais de Dynamique. Diese Schrift enthält eine Erklärung der neuern Erfahrungen vom Stosse der Körper, zu Folge des Grundsatzes von den bewegenden Kräften in ihrem Verhältnisse gegen die Producte der Maassen der Körper durch ihre Schnelle. 2.) Ueber die Kraft des Schießpulvers, erklärt durch die Wirkungen des Triebes der Luft. 3.) Ueber die Bewegung der Luft bey der Fortsezung des Schalles. In diesem Aufsatze hatte der Verfasser die Absicht, die Säze näher zu entwickeln, welche Newton B II. §. 8 seiner Mathematik nur bloß angezeigt hatte, Im Jahr 1743. erschienen diese Abhandlungen, unter der Aufschrift Essais de Physiqué im Drucke.

Ohngefähr um gleiche Zeit schrieb er Wahrnehmungen am Saturnus. In denselben erläuterte er dasjenige, was Caßini hierüber in die Memoires de l'Academie Royale des Sciences eingerückt hatte. Caßini bewunderte das Werk des jungen Gelehrten.

Eine langwierige Krankheit, von welcher Cheseaux bloß durch eine ganz ausserordentliche Diät wieder aufkam, verhinderte ihn an der Ausarbeitung, aber nicht an der Entwerfung verschiedener anderer Schriften. Es half nichts, daß man ihm die Bücher wegnahm. Sein unablässiges Nachdenken erschöpfte ihn je länger je mehr. In diesem ohnmachtigen Zustande lebte er vom Jahr 1736. bis bis zum Jahr 1741.

Ein Comet, welcher im December 1743 erschien, veranlasete ihn zu einem Briefwechsel mit Reaumür, le Mounier, von Mairan, Racine und andern. Bereits vorher stand er in Briefwechsel mit Poleni, Caßini, König, Dan. Bernouilli, Calendrin u. a.

Oefters fand er durch eigenes Nachdenken, was Neuton bereits gelehrt hatte. So z. B. brachte er im Jahr 1736. eine Theorie der Bewegungen des Mondes beynahe zu Stande, als ihm erst hernach die Neutonische Thorie in die Hand fiel. Neuton leitete die Theorie aus den Gesetzen der anziehenden Kraft her; Cheseaux gründete sie auf Wahrnehmungen. Kaum hatte er die Werke des Neuton gelesen, so beförderte er mit Enthusiasmus die Ausbreitung seines Systems.

Neunzehn Tage nach Erscheinung des oben erwähnten Cometen, wagte es Cheseaux ihm, zu Folge des Neutonischen Lehrgebäudes den fernern Weg vorzuzeichnen. Bey Zeiten besorgte er die Absendung einiger Abzeichnungen an auswärtige Astronomen. Wie groß war nicht ihre Verwunderung, da sie den Cometen während eines sechs monatlichen Laufes genau den Weg nehmen sahn, den ihm Cheseaux gebahnet hatte? Wie sehr wurde nicht durch eine solche Erscheinung die Gewißheit der Grundsätze bestätigt? Auch im Febr. 1749 schrieb Cheseaux an Dan. Bernoulli und König, daß der Comet im Anfang des folgenden Monats mit einem gedoppelten Schweife erschienen würde, und abermal traf seine Vorhersagung ein. — Eine gleiche Vorhersagung that freylich auch Caßini; die seinige aber konnte man nicht wol anders als wie eine glückliche Muthmassung betrachten. Bey Wahrnehmung des im December 1680 erschienenen Cometen hatte Caßini verkündigt, daß er eben die Bahn nehmen werde, welche der von Tycho de Brahe im Jahr 1577 beobachtete Komet nahm. Da er den meisten Cometen ihren eigenen Weg oder Thierkreis

angewiesen hatte, so entdeckte er nun den Stern, der im Jahr 1680. erschienen war, in dem Thierkreis desjenigen, den man im Jahr 1577. gesehen.

Cheseaux Wahrnehmungen über den Cometen vom Jahr 1743 wurden im folgenden Jahre durch den Druck bekannt gemacht. Durch zween Vorzüge zeichnet sich dieses Werk aus: Auf gewisse Weise sezt es nur eine allgemeine Theorie der sichtbaren Bewegungen desjenigen Cometen voraus, dessen Lauf man ausrechnen will, und die Berechnung selbst ist kürzer und leichter, als die Berechnungen des Gregory und Neuton. Ueberdieß ist Cheseaux Arbeit mit zwo Zeichnungen versehen, wovon die eine die wahre Bewegung des Cometen am Himmel, und die ander sichtbare Bewegung desselben zwischen den Fixsternen beschreibet. Bisdahin sah man dergleichen noch nicht, selbst nicht in den Tabellen des Whiston und Halley. Mehrere astronomische Berechnungen hinterließ er in Handschrift.

Um gute Anfangsgründe und besonders Abrisse der Wissenschaften zu machen, muß man die Wissenschaften selbst nicht bloß in den Anfangsgründen verstehen: dringt man aber einmal ganz in ihre tiefsten Geheimnisse hinein, so kehrt man nicht ohne Mühe zu dem ersten Noiviciate zurück. Nichts desto weniger war bey unserm Cheseaux der Eifer für die Ausbreitung der menschlichen Kenntnisse so groß, daß er willig sich zu den Anfängern herabließ, um desto sicherer auch sie auf seine Höhe zu leiten. In den Jahren 1747 und 1748 verfertigte er für einen vornehmen Jüngling, den man seiner Anleitung anvertraute, Anfangsgründe der Cosmographie und Astronomie, ein wahres Meisterstük eines Abrisses, bey dem Kürze mit Deutlichkeit gepaart ist. Für eben diesen Jüngling schrieb er auch einen historischen Auszug. Beynahe zu gleicher Zeit übersandte er der königlichen Akademie zu Paris eine Cometentheorie, und die Akademie beehrte sie mit ganz beson-

derm Beyfall. Bisdahin hatte man diese leichte und schnurgerechte Methode zur Berechnung des Cometenlaufs noch nicht gefunden. In Ermanglung einer solchen Methode, sagte de la Caille, sieht man sich genöthigt, zu falschen Säzen und verwickelten Muthmassungen Zuflucht zu nemmen. Und dieser berühmte Verfasser der Elemens astronomiques war es, der hernach Cheseaux Methode bewunderte.

In Lausanne vereinigte sich, besonders zum Unterricht eines fremden, jungen Herrn, eine gelehrte Gesellschaft. Eines der vornehmsten Glieder war Cheseaux. In der Gesellschaft las er verschiedene Abhandlungen, z. B. über den Nutzen der Künste und Wissenschaften, über die Glückseligkeit eines zukünftigen Lebens, u. a. m. Sie blieben in Handschrift so wie seine Abhandlungen von der Einbildungskraft, von den Eigenschaften nnd Kräften der Seele, wie auch ein Brief über die von Phlegon bemerkte Finsterniß, ein Aufsatz von Verbesserung der Calender, ein Verzeichniß der kaum merkbaren Sterne, und eine im Julius 1751 in der Akademie der Wissenschaften zu Paris gelesene Rede, von der Figur der Erde.

Auf seinem Landguthe Cheseaux, hatte er ein astronomisches Observatorium aufrichten lassen. Er brachte öfters ganze Nächte darauf zu. Um sich von seiner wahren Lage zu versichern, machte er verschiedene Versuche, deren Schlnßfolgen er seinem im Jahr 1744 gedrukten Traité de la Comé te beygefügt hat. Seine Beobachtungen belehrten ihn, daß die eigentliche Länge der Schweiz noch wenig bekannt sey. Er that deßwegen in Ansehung des Pays de Vaud und des Genfersees eben das, was er wegen seines Observatoriums gethan hatte. Hieraus entstand eine Charte dieses Sees und der umliegenden Gegend, die von den bisherigen Charten sehr abgeht Der Theil des Pays de Vaud zwischen dem Genfersee und Neuenburger-

see ist schmaler als auf den andern Charten, und man sieht Genf fünfzehn Minuten weiter Westwärts, als auf den Charten des de l'Isle. Ein gelehrtes Mitglied des Raths zu Lausanne arbeitete an der helvetischen Geschichte. Diese Geschichte wurde mit Cheseaux Charte geziert, jedoch ohne Namen ihres Verfassers.

Die Charte seines Vaterlandes war nicht die einzige die er verfertigte. Unter seinen Händen erhielt Palläſtina eine neue Gestalt, und er setzte die Länge der Stadt Jerusalem mehr westwärts, als in den ehemaligen Charten.

So ausgebreitet auch seine Gelehrsamkeit war, so sättigte sie allein seine Seele nicht ganz. Er schäzte die Wissenschaften nur in so weit, als sie ihn auf der Leiter der Geschöpfe zum Schöpfer hinaufleiteten. Mit Schmerzen, voller Wehmuth betrachtete er den um sich fressenden Unglauben, und er faßte den Entschluß zur Vertheidigung der heiligen Bücher. Er las zu dem Ende die Propheten mit besonderm Fleisse in der Grundsprache, und studierte sie mit eben der Anstrengung des Geistes, mit welcher er seine mathematischen Probleme auflöſete. Auf solche Weise fand er befriedigende Auslegungen von verschiedenen bereits erfüllten, und bisher nicht verstandenen Weissagungen. Er gieng wirklich so weit, daß er auch den Sinn noch unerfüllter Weissagungen festsezete. Hierüber edierte er im Jahr 1751. ein Werk unter folgender Aufschrift: Dissertations critiques sur la partie Prophetiques de l'ecriture Sainte. Sein Nachforschen in den Weissagungen brachte ihn so gar auf astronomische Wahrheiten. Nach den alten heiligen Büchern, verbesserte er die Theorie der Sonne und des Monds, und er wagte es so gar die Figur der Erde durch Zahlen aus der H. Schrift zu bestimmen. Verschiedene der berühmtesten Sternkundigen in Paris, welche die Handschriften haben, urtheilen davon in den vortheilhaftesten Ausdrüken.

Cheseaux Ruhm hatte sich überall verbreitet. Aus Rußland erhielt ev von dem Grafen von Rasumovski, Präsidenten der kaiserlichen Akademie zu Petersburg, eine sehr verbindliche Einladung zur Stelle eines Directors des dortigen Observatoriums, ersten Professors der Astronomie, und Mitglieds der Akademie, nebst der Erlaubniß, durch Frankreich, England, Deutschland und Norden, auf akademische Unkosten zu reisen. Alle diese Vortheile opferte er auf, um in dem Vaterlande bleiben zu können. Im Anfange des Jahrs 1748 nahm ihn auch die königliche Akademie der Wissenschaften in Paris zum Correspondent auf. Während seiner lezten Krankheit empfieng er auch ein Schreiben von dem grossen Haller, mit dem Diplom eines Mitglieds der göttingischen Akademie, und einige Tage vor seinem Tode ward er in die königliche Gesellschaft zu London aufgenommen. Auch soll er ein Mitglied der schwedischen Akademie gewesen seyn.

Cheseaux hatte ein freundliches und einnehmendes Wesen. In der Kleidung und in seinem ganzen Betragen herrschte die edelste Einfalt. Sein tiefes Nachsinnen und seine öftern Krankheiten verursachten bey ihm einen Hang zur Schwermuth. In den lezten Jahren war er zu einer ziemlich festen Gesundheit gelanget, und nunmehr ward er geselliger. Wolthun war so sehr seine Freude, daß ihn der Hang dazu öfters zu einer sonderbaren Sparsamkeit führete. Während seines Aufenthalts zu Paris z. B. bediente er sich blos deßwegen keines Miethwagens, damit er von dem auf solche Weise ersparten Gelde zu demjenigen etwas beylegen könnte, welches er zur Unterstüzung der Elenden bestimmte. Aeusserst bescheiden, sprach er nie von sich selbst. Mehrmal stieß er den Ruhm, der ihn gleichsam verfolgte, mit Vorsaz von sich, und er wäinte vor Betrübniß, wenn man ihn seiner Meynung nach, zu sehr erhob. Weit mehr Vergnügen schöpfte er in dem Umgang

eines ehrlichen Mannes, der weit geringer als er war, als in dem Umgang einer Person von weit höherm Rang, welche dieselben guten Eigenschaften nicht gehabt haben würde. Eine seiner angenehmsten Erholungen war, daß er in einem Lusthayn oder an dem Ufer eines Bachs seinen Gedanken nachhieng. Man hatte Mühe, ihn zur Reise nach Paris zu bewegen. Er entschloß sich dazu, theils aus Hochachtung für einige Glieder der Akademie, theils aus Liebe für einen jungen Prinzen, welcher ihn dahin zum Führer berief.

Cheseaux war ein eifriger Protestant, allein nach genauer Prüfung der meisten Hauptreligionen, erkannte er gleichwol das Gute in jeder derselben. So z B. erklärte er sich in Ansehung der Mahomedanischen, daß sie weit weniger ungereimt wäre, als man sie gemeiniglich vorstelle. Liebreich gegen jedermann, war er nur intolerant gegen Intoleranz. Die Bauern auf seinem Landguthe waren in seinen Augen ehrwürdige Geschöpfe, Philosophen der Natur, und seiner vorzüglichsten Theilnehmung würdig. Er theilte gute Bücher unter sie aus, unterrichtete sie selbst, und gab ihnen bey ihrem Krankenbethe Besuche. Einen besondern wachsamen Blik warf er auf die Erzieher der Jugend. Er selbst hatte an dem Entwurf eines Lehrbuchs für das Landvolk gearbeitet. Von dem Zukünftigen Leben, hatte er die erhabensten Begriffe. Er starb nach einer achttägigen Krankheit, zu Paris den 30 Nov. 1751. Nach seinem Tode sammelte sein Vater alle seine Werke und edierte sie zu Lausanne, unter folgender Aufschrift: Memoires posthumes d'Astronomie & de Mathematique, avec des nouvelles tables trés epartes des moyens mouvememens du Soleil & de la Lune 1754. Quart.

Franz Urs von Balthasar. *)

Er erblickte das Licht der Welt den 7. Winterm. 1689. zu Luzern. Seine Familie war seit alten Zeiten fruchtbar an verdienstvollen Männern. Sein Stammvater, Dietrich von Balthasar, erfocht grossen Ruhm in dem einheimischen Religionskriege vom J. 1531. Nicht nur stritt er als Held, sondern als dem Schultheissen und Feldoberist, Johann Hug von Luzern, sein Pferd nnter dem Leib todt geschossen worden, sprang er mit Lebensgefahr von dem seinigen und hob auf dasselbe den Schultheiß. Zur Dankbarkeit beehrte ihn die Stadt Luzern mit dem Bürgerrecht.

Der Vater unsers Franz Ursen war Johann Karl, von dem wir im Vorbeygehn nur folgende Umstände anführen: Seine Geburt fiel in das J. 1648. Schon im J. 1653. verlor er den Vater. Die Wittwe sah sich mit zahlreicher Haushaltung beschwert; gering war das Erbtheil der Waysen. Es begegnete dem jungen Johann Karl, was jedem Weltweisen, der erst alsdenn seinen Beruf fühlte und erreichte, als die Abgründe des Meeres seine Schätze verschlangen. Durch Fleiß und Geschicklichkeit erhob er sich von dem untersten Staatspulte bis zu dem höchsten. Nachdem er mit seiner Feder dem Vaterlande bey vier und zwanzig Jahren gedient hatte, ward er im J. 1699. zum Mitgliede des innern Rathes, und zwey Jahre später zum Schultheisse ernennt. Im J. 1703. in dem fünf und fünfzigsten Jahre seines Alters, unterbrach ein plötzlicher Tod seine ruhmvolle Laufbahn. Damals hatte unser Franz Urs nicht mehr als vierzehn Jahre. Seine ersten Studien trieb der verwayste Jüngling in den Jesuiter-Schulen mit ziemli-

*) S. Verhandlungen der helvet. Gesellsch. in Schinznach 1764. wie auch das Eloge de Mr. de Balthasar, Conseiller d'Etat de la Republique à Lucerne.

lichem Erfolge. Bey Hause studierte er die ältere und neuere Geschichte, besonders die römische, welche in seiner warmen Seele den Enthusiasmus für Vaterland und Freyheit entflammten. In Welschland verband er mit dem Studium der höhern Wissenschaften die Uebungen in ritterlichen Spielen und Künsten, — Fünf Jahre hernach kehrte er nach Luzern zurück. In dem letzten einheimischen Kriege vom J. 1712. dienete er als Hauptmann. Nach geschlossenem Frieden that er eine Reise nach Frankreich. Bey seiner Zurückkunft ward er im J. 1715. Stadtschreiber zu Willisau; sechs Jahre hernach Staatssecretair des Kantons. Auch dieses Amt verwaltete er nicht länger als sechs Jahre, indem er auf erfolgten Hinscheid seines ältern Bruders in den innern Rath befördert wurde. Als er noch an dem Staatspulte saß, war jener Streithandel zwischen dem Papst und dem Kanton entstanden. Merkwürdig ist es, daß gerade unter seiner Verwaltung begegnete, was sein Vater geweissagt hatte, als er bey Anordnung der Staatsarchive seine jüngern Kanzleybedienten zur Behauptung der vaterländischen Rechte und Freyheiten ermunterte, indem er beyfügte: Es kömmt eine Zeit, wo die Priesterschaft sie durch ihre Eingriffe in die weltlichen Rechte zu eydlicher Verthaydigung derselben nöthigen werde. Diese Zeit kam, als der Senat zu Luzern im J. 1725. den Priester von Udlingenschwyl wegen seines Ungehorsams aus dem Lande verbannte. Von jedem der Rathsglieder, auch selbst von denjenigen, die wegen Krankheit nicht ausgehen konnten, mußte der Staatsschreiber einen Eyd abfordern, daß sie die landesherrlichen Rechte gegen den Papst in Schutz nehmen wollen.

Je länger je mehr entwickelten sich Balthasars gemeinnützige Kräfte. Sein Patriotismus und seine Verdienste erweckten ihm Neider. Sie erkannten die Vortreflichkeit seiner Rathschläge, und sie hinderten die Vollen-

dung derselben, blos aus Besorgniß, daß sein Einfluß allzu groß werden möchte. In den Jahren 1730, 31, und 32, reiste er als Gesandter in die italiänischen Vogteyen und erwarb sich auch dort den Nachruhm eines uneigennützigen, aufgeklärten Rechtsprechers. In den folgenden Jahren befand er sich bey den ordentlichen und ausserordentlichen Tagleistungen zu Baden und Frauenfeld. Nicht ohne bange Kümmernisse sah er daselbst der Auslöschung des alt-eydgenößischen Geistes entgegen

Bey neuem Ausburch der Eifersucht zwischen Oesterreich und Frankreich befand er sich in den Jahren 1739. 1744. als Repräsentant des Staates in Basel.

Unter den verschiedenen Aemtern, die er im Vaterlande bekleidete, erwähnen wir nur des beschwerlichen Bau- und Spitalamts, die er beyde mit uneigennütziger Treue und ökonomischer Klugheit verwaltete.

Während dieser Zeit war es, daß er jene fünf Reden verfertigte, welche so sehr die öffentliche Aufmerksamkeit erregten, und zwar besonders auch die der französischen Parteyen in der Schweitz. Die erste von diesen Abhandlungen über die Bundesbrüche, liefert das Gemählde der von den Eydgenossen geleisteten Kriegsdienste, ohne daß sie dazu durch Verträge verpflichtet gewesen. Mit Grund kann man solche Kriegesdienste, die ohne Oberkeitliche Bewilligung geschahen, als eine von den Hauptursachen des Verfalls der Eydgenoßschaft ansehn. Balthasar zeigt, durch was für Mittel und Wege das Vaterland sich wieder zu dem ehmaligen Glanz empor heben könnte. — Zum Innhalte seiner zwoten Abhandlung macht er den Abscheid der Badischen Tagleistung vom J. 1580. In auffallendem Lichte zeigt er den Unterscheid der ehmaligen und der dießmaligen Manier, mit Frankreich in Unterhandlung zu tretten. — In der dritten Abhandlung liefert er die Uebersetzung des LXIsten Hauptstückes von Boccalini's politischen Werken.

Boccalini schildert das Schicksal der römischen Hilfsvölker. Hieben nihmt Balthasar Anlaß, die Eydgenossen auf die Folgen ihrer auswärtigen Kriegsdienste aufmerksam zu machen. — Die vierte Abhandlung, die allein durch den Druck bekannt gemacht worden, hat folgende Aufschrift: Patriotische Träume über die Wiederaufiebung der veralteten Eydgenoßschaft. Balthasars Vorschlag geht auf eine öffentliche oder Nationalerziehung; es ist der Entwurf zu einem helvetischen Seminar, wo aus jedem Kantone die hofnungsvollesten Jünglinge sich vereinigen sollten, um die allgemeine und die besondere Geschichte, die vaterländischen Gebräuche und Rechte, die innern und äussern Verhältnisse, Verträge, Bündtnisse, die Statistik u. s. w. kennen zu lernen, und so von Jugend auf in vertraulichem Umgange sich gleichförmige Gesinnungen eigen zu machen. Wenn auch dieser Entwurf nicht ganz ausgeführt wurde, so veranlasete er doch eine von den vortreflichsten Anstalten, nämlich jene patriotische Wallfahrt, welche alljährlich die edelsten Söhne des Vaterlandes bald zu Schinznach, bald zu Olten vereinigt. Nicht weniger merkwürdig ist Balthasars fünfte Rede: Politische Betrachtungen über den Bund der katholischen Eydgenoßschaft mit der französischen Krone im J. 1715. Unter denjenigen Schriften, die den Kanton Luzern besonders betreffen, erwähnen wir nur seines historischen Versuches über die Luzernersche Verfassung. Es ist dieß gleichsam ein politisches Testament, welches er seinem Sohn, dem einzigen, der ihm von sieben übrig blieb, zum Andenken zurück ließ. „Erinnere dich, sagt er unter anderm „zu seinem würdigen Sohne, daß nichts süsser, nichts „ehrenvoller ist als wenn man Gutes thut und auch Andere zum Gutesthun antreibt Der Tugendhafte gefällt „Gott und den Menschen; der Lasterhafte und der Müssiggänger sind dem Menschen verhaßt und Gottes-Ge-

„richt unterworfen. Ueber alles liebe Gott, und nächst
„Gott sey dir nichts theurer als das Vaterland, keines-
„wegs aber (wie es so gewöhnlich ist, aus Eigennutz,
„sondern aus edlem Stolz und kindlicher Anhänglichkeit.
„Derjenige, der nur aus Ehrgeitz emporstrebt, weiß nichts
„von der wahren Grösse der Seele, von Rechtschaffenheit
„und Patriotismus. Vermeide auswärtige Jahrgehalte
„sie nähren Hochmuth und Ueppigkeit: in ihrem Begleite
„sind Elend und Armuth. Weit mehr beförderst du dein
„Glück durch häusliche Wirthschaft und gemeinnützige
„Thätigkeit als durch die Pensionen der Grossen. Ueber-
„lege alles, was du thust, bleib aber nicht unentschlos-
„sen; sey sparsam, nicht geizig, zutraulich, aber behut-
„sam; fromm, aber nicht heuchlerisch u. s. w.„

Bey zunehmenden Altersschwachheiten zog er sich in sein Haus, in sich selbst zurückt. Den 5 Christm. 1760. erschien er in voller Rathsversammlung und begehrte seine Entlassung. Ihm ward sie von den versammelten Vätern verweigert. An ihn schickten sie zwey von den angesehensten Rathsgliedern, die im Namen des Senates dem Greisen so lange zuredeten, bis er endlich nicht mehr widerstehn konnte. In der hierüber beschlossenen Rathserkanntniß heißt es: „Er sey ersucht worden, seine Rathsstelle
„beyzubehalten, Lieb und Leyd fernerhin mit U. U. G.
„G. H Herren und Oberen zu tragen und mit seiner
„Klugheit und Erfahrenheit, mit seinem Fleiß und Eifer
„Hochdenselben mit ratheu zu helfen, mit angehängter
„tröstlicher Versicherung, daß er zur Besuchung der
„Rathsversammlungen keineswegs angehalten, sondern
„einzig und allein erbetten seyn soll, sich in dringenden,
„schweeren Vorfällen gebrauchen zu lassen, in wiefern
„seine Gesundheitsumstände ihm solches gestatten.„ Ungeachtet dieses Ansuchens entschloß er sich hieranf, jedoch

nur

„ nur unter Eydsnachlassung, bey der Regierung mit Rath,
„ That und Treu auszuhalten, so lang ihm der Allmäch-
„ tige Leben und Kräfte schenken werde. „

Von jezt an erschien er nur selten bey öffentlichen Rathsversammlungen; seine Gesundheit wurde je länger je schwächer. Er starb den 30. Maymonat 1763. in einem Alter von vier und siebzig Jahren, und zwar an eben dem Tage da ihm des Abends vorher jenes schmeichelhafte Schreiben unsers Salomon Geßners im Namen der helvetischen Gesellschaft überreicht worden war. Dieses Schreiben und Balthasars letzte Wünsche eines helvetischen Patrioten findt man in den Verhandlungen der Schinznacher-Gesellschaft vom J. 1763.

Franz Urs hinterließ einen Sohn, Joseph Anton Felix von Balthasar, den noch lebenden gewesener Staats-Seckelmeister. Nach dem Vorbilde des Vaters ist er ein Wohlthäter des Volkes und mit Eifer hat er über sein Vaterland grössere Aufklärung verbreitet. Unter seinen gedruckten Schriften erwähnen wir folgender:

Defense de Guillaume Tell. 8. Zuric. 1760.

Lettre à un François contenant une légére Ebauche de la Suisse litteraire. Journal de Neuchaltel, Juillet 1760.

Schutzschrift für die Thebaische Legion oder den h. Mauritius und seine Gesellschaft. Luzern 1760.

Zusatz zu dieser Schutzschrift Luzern 1761.

De Helvetorum juribus circa Sacra, d i. kurzer, historischer Entwurf der Freiheiten und der Gerichtsbarkeit der Eydgenossen in so genannten geistlichen Dingen. Zürich 1768.

Eloge historique de Maurice Antoine Cappeler, Docteur en Medecine. Journ dc Neuchatel Nov. 2869.

Museum Virorum Lucernatum fama & meritis illustrium. Lucern 1777.

Lobrede auf Albrecht von Haller. 8. Basel 1778.

Lobrede auf der Zürchertischen Bürgermeister Jos. Conr. Heidegger. Basel 1778.

Moralische Empfindungen beym Grabe Jos. Leod. Ant. von Keller, Schultheissen zu Luzern. Luzern 1782.

Fragmente zur Geschichte der Denkungsart und der Sitten der alten Schweizer. Luzern 1781.

Urkundliche Geschichte der eydgenößischen Verkommniß zu Stanz im J. 1481. Luzern 1781.

Urkundliche Geschichte des Luzerner- oder Vierwaldstädter-Bundes. Luzern 1782.

Gedanken und Fragmente zur Geschichte des gemeineydgenößischen Rechtes. Luzern 1783.

Nachrichten von der Stadt Luzern und ihrer Regierungsverfassung. Luzern 1785.

Historisch Topographische und ökonomische Merkwürdigkeiten des Kant. Luzern 3 Thle.

Johann Tobler.

Er ward den 10. Aprill 1732. zu St. Margarethen im Rheinthal getauft. Sein Vater war damals Pfarrer daselbst. Da dieser im März 1738. als Pfarrer nach Meila kam, so ging der junge Knabe mit ihm. Unter der väterlichen Aufsicht übersetzte er ein Paar lateinische Klaßiker, das neue Testament, die Ebräische Genesis und das Deuteronomium. Auf Anrathen eines Freundes las er für sich selbst Baumeisters Logik und Metaphysik. Im Sommer 1747. kam er nach Zürich und besuchte bis in den December die philosophischen Lehrstunden als Honorarius. Unter glücklich eintreffenden, zufälligen Umständen ward er hierauf in die theologische Classe erhoben. Den 12. Aprill 1750. erhielt er die Einweyhung zum Kirchendienst.

Es herrschte eine Belletristenepoche. Grossen Reitz hatte für unsern Tobler die Dichtkunst. Haller und Klopstock entzückten ihn. Mit letzterm pflog er, während seines Aufenthaltes in Zürich, persönlichen Umgang. Fleißig las er Bodmers und Breitingers kritische Schriften, unter anderm wegen der darinn übersetzten Stellen aus dem Homer. „Den Homer, schreibt er selbst, „las ich schülerisch, „ziemlich lang, ohne ihn so treflich zu finden, wie ich seinen Ruhm allgemein fand, also zum Theil aus Eitelkeit „Sehr frühzeitig kam der Jüngling ins Schreiben hinein. Nicht bloß übersetzte er aus Bükingham, Thomson und andern, sondern ehe er noch 24 Jahre alt war, lieferte er Prosa und Verse in verschiedene Wochen- und Monatsschriften, in einen fliegenden Merkur zu Schaffhausen, in Zieglers vermischte Schriften und hernach ins Angenehme mit dem Nützlichen. Seine Uebersetzung von Thomsons Frühling erschien mit einer treflich geschriebenen, empfehlenden Vorrede von und bey Geßner, im J. 1757.

Im J. 1754. wurde Tobler Pfarrer zu Ermatingen, also in gleichem Jahr, als sein Vater, als Canonikus und Stadtprediger nach Zürich kam. Von Ermatingen schikte Tobler im Jahr 1755. einen Versuch heametischer Uebersetzung des ersten Gesanges der Ilias an seine Freunde in Zürich Dieser Versuch erhielt durchgängigen Beyfall. Besonders erhob man seine meist wörtliche Treue. Er wollte noch treuer seyn, und ward nun, (wie er wol selbst, aber allzubescheiden sagt,) bald undeutsch, bald hart, bald klanglos, bald was weiß ich alles. Steinbrüchel und Bodmer hatten für ihn die Freundschaft, dieß am vierten Gesang durchaus anzustreichen. Eben dieß that Breitinger beym ersten Stück des sechszehnten Gesanges. Immer eine merkwürdige Arbeit, wenn sie auf solchen Grad die Aufmerksamkeit so grosser Kunstrichter auf sich zieht.

Inzwischen schrieb Tobler vom J. 1757. — 1761. von Zeit zu Zeit auch etwas kritisches in die freymüthigen Nachrichten von Zürich, und hernach verschiedene Aufsätze und Recensionen in den Lindauer-Journal.

Als er seiner Gattin einige vereinzelte Blätter zur Abendmalsandacht in ihr Kirchenbuch geschrieben hatte, war dieß der Anfang zu dem Christlichen Nachdenken über guten Gebrauch des h. Nachtmals, das er ohne Namen bey Rud. Füßli in Zürich herausgab. Es ward viermal in etwann sechs Jahren aufgelegt. Es folgten hierauf Empfindungen und Gebethe der Christlichen Rechtschaffenheit und Andachten für Alte, nebst andern Erbauungsschriften, zum Theil auch für Kranke. — Ganz ohn' alle frömmelnde Praleren, schreibt hierüber der Verfasser selbst mit edler Naivität: „Was mir Lavater und Felix Heß „von Berlin und Barth aus vom Beyfall dortiger Ge„lehrten allzustark schrieben, machte mir ein wenig den „Kopf groß; zum Theil auch das Nachtwerben der Ver„leger.„ Sehr richtig characterisirt er sich als Schriftsteller selbst, wenn er hinzusetzt: „Ich schrieb manches „auf Anschaun hin, sehr aus meinem Herzen.„ In der That ist er ganz originell und macht Epoche in der Ascetik. Wie manches schlechtes Erbauungsbuch verdrängt er nicht durch seine bessern? Wie viel mehr Licht und Wärme bringt er nicht in seine Betrachtungen? Durch ganz neue, zum Theil vielleicht fremdscheinende, aber glücklich eingewobene, philosophische und litterarische Bemerkungen sind dergleichen Erbauungsbücher willkommen selbst an solchen Orten, wo die gewöhnlichen bisher wenig hervordringen konnten.

Im J. 1768. wurde Tobler zum Diaknate beym Fraumünster in Zürich befördert. Besonders freute ihn diese Verpflanzung wegen seiner kränkelnden Gattin, wie auch wegen des öffentlichen Unterrichtes, den er seinen anwachsenden Söhnen in der Stadt konnte zukommen lassen. Sonst

glaubt er, sich in das Stadtleben nur mittelmäßig zu schicken.

Im J. 1769. schrieb er bey Anlaß der Bewegungen, welche die Schrift sur l'origine des principes religieux verursachte, die Ueberlegungen eines unstudirten Christen bey öffentlichen Angriffen auf seinen Glauben. — Bey Anlaß der neuen, zürcherschen Bibelausgabe schrieb er in den Jahren 1771 und 1772. die Anmerkungen zur Ehre der Bibel. Bey jedem Stück entkräftete er diese oder jene Verunglimpfungen der Offenbarung, so wie sie ihm neuerlich aufstiessen. Man sieht darinn einen Verfasser, bey welchem Licht und Wärme vereint sind, und der gleich weit von sclavischer Systemsucht und von zügelloser Freydenkerey entfernt bleibt. — Im J. 1772. schrieb er auch, bey Erscheinung von Merciers l'an 2440. seinen Oniramint. — Im J. 1774. edirte er: Andenken an meine verstorbene, l. Kinder, besonders Elisen. — Im J. 1776. wurden seine Erbauungsschriften in drey Bände zusammengedruckt. Hiebey übernahm Zollikofer, er selbst ein vortreflicher Schriftsteller, die grammatische Ausfeilung. — Im J. 1779. schrieb Tobler Gedanken und Antworten gegen den Wolfenbüttelschen Fragmentisten. — Im J. 1783. erschienen die Toblerschen Blätter und bald hernach ein Weynachtblatt. Ohne Namen hat man von unserm Verfasser noch andere Schriften, entweder besonders gedruckt, oder in verschiedene Sammlungen eingerückt.

Noch so berühmt als Schriftsteller, noch so vetraut mit den Wissenschaften, fühlt er sich doch immer am glücklichsten, als Gatte und Vater, im Schooß seines Hauses. Von dreyzehn Kindern, die ihm bis zur Beförderung zum Archidiaconate im J. 1777. gebohren wurden, leben sechse. „Mein „Vateraug, schreibt er mit Rührung, „sieht recht viel an ihnen, und mein Herz hat viel mit ihrer kränklichen Mutter „und ihnen gelidten und genossen.„

Jakob Gujer, genannt Kleinjogg. *)

Seitdem Hirzel diesem Feldbauer ein Denkmahl geweyht hat, darf es niemand befremden, ihn in dem Chore berühmter Zürcher zu sehen; obgleich er weder ließt noch schreibt, so nimmt er seinen Platz bey den Gelehrten, da er mit besonderm Erfolg das wichtigste Buch, das Buch der Natur und das menschliche Herz studirt, da er durch eignes, lebendiges Vorbild weit nachdrüklicher als so mancher Schriftsteller durch todten Buchstaben gelehrt ha. Keineswegs werden an seiner Seite weder der Feldherr noch der Staatsmann sich schämen. Im Kleinen zeigt diesem sein Hauswesen das schönste Bild der grossen Hsushaltung des Staates; mag jener durch die Waffen die Gränzen des Landes erweiteru, so kämpfte Kleinjogg mit dem Spatt und der Hacke; seine ehrenvolle Beute zieht er aus dem Schosse des Bodens; als Held verfolgt er die Feinde; seine Feinde aber sind Vorurtheile und Laster, die vor seinem hellen Blicke verschwinden Gleichwie für die öffentliche Ehrbegierde Curia und Forum, Academ und Olimpischer Spielplaz, so sind für die häusliche Ehrbegierde Haus und Meyerhof und Werkstätte das schönste Theater. Und wer könnte wol besser so viele fade Romane als ein häuslicher Plutarch oder Nepos verdängen? Würde nicht zur Bildung des gemeinen Mannes eine Sammlung von Lebensbeschreibungen guter Bürgersleute und Bauern weit lehrreicher seyn als keine Welt- und Staatengeschichte?

Jacob Gujer wurde in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts zu Wermetschweil bey Uster im Zürichgebiete geboren. Bey dem vollblütigen Jungen waren Fleisch und Geist immer im Streite; ihn lockte die Sinnlichkeit in die Lustgefielde der Wollust, der Pfarrer hingegen riß ihn

*) S. Hirzels Wirthschaft eines philosophischen Bauren

mit sich in die Labrinthe des Mysticismus; in der Verwirrung war ihm die weite Welt zu enge geworden; wie ein Besessener, von den Schattenbildern bald der Houris, bald der Dämone verfolgt, lief er über Gebürge und Thäler; etwas ruhiger fühlt er sich nach der Ermüdung, dardurch gieng ihm ein neues Licht auf; er verbannte Bücher und Grillen und fieng an von Morgen bis Abends sein Feld zu besorgen; unterm Tagwerk vergaß er beydes, die pietistischen und die wollüstigen Grillen.

Gemeinschaftlich lebte er mit seinem Bruder Felix auf einem Hofe von ungefähr 94 Jucharten Lands. Der Boden war wenig ergiebig und über dieß mit Schulden belastet. Anstatt deswegen muthlos zu werden, spornte vielmehr Kleinjogg seinen Fleiß an; unermüdet war seine Hand: erfindsam war sein Kopf; sparsam wußte er jeden Strohalm, jedes Tannreis, jeden Augenblick zu rathe zu ziehen; nicht blos die Früchte seiner Arbeit, die Arbeit selbst machte ihm Freude. Niemals stand er still bey den einmal gemachten Beobachtungen; durch immer folgende bekräftigte und erweiterte er die vorhergehenden. Nur zu bedauren ist es, daß er, als ein ungelehrtes Genie, sie nicht allemal auch andern in üblichen Worten mitzutheilen im Stande ist: indeß hat er sich eine eigne, bilderreiche Sprache erschaffen; wer einmal mit dieser vertraut ist, versteht ihn und sieht, daß er sich selbst vollkommen versteht. — Gleich einem weisen Monarchen, denkt er nicht an Vermehrung der Güter, als nur in so fern sie zur Verbesserung des schon erlangten Eigenthums entweder unvermeidlich erfordert wird, oder dieses Eigenthum schon den höchsten Grad der Cultur erreicht hat. So wenig als immer möglich bedient er sich fremder Hilfshände; patriarchalisch ist seine und seines Bruders Haushaltung nur in eine einzige zusammengeschmozen. Gegen die Gewohnheit der Leute seines Standes klebt er so wenig an den hergebrachten

Uebungen, daß er vielmehr mit Dank sich iede ihm mitgetheilte Erfindung zu Nutze macht. „O wie sehr, sagte „er oftmals, könnte nicht unser ganze Zustand verbessert „werden, wenn der Herr in der Stadt und der Bauer „auf dem Lande mehr gegenseitige Theilnehmung hätten? „Hiebey fuhr er fort, könnten die Prediger am meisten „ausrichten, wenn sie in den Predigten und bey Besuchen die Leute genauer mit den Pflichten ihres besondern „Berufes bekannt machen würden. Diese Herren sind „gemeiniglich in ihren Predigten gar zu gelehrt, hingegen „sagen sie nicht deutlich und einfältig genug, wie man „und was man thun solle. Daher glauben die meisten, „es sey genug, daß man zur Kirche gehe, daß man singe „und bete; alsdann habe es nichts zu bedeuten, wenn „man sich Müßigang, Kleiderpracht, Unmäßigkeit, Betrug und Ränke erlaube. — Ueberdieß, meinte er, sollten die Landvögte fleißig die Feldgüter durchreisen, und „jeden bestraffen, der die seinigen verwahrloset. „ Als man ihm hiebey die Schwierigkeit zeigte, erwiederte er: „Ein einziges Beyspiel kann oft auf eine grosse Menge „würken. Habt ihr noch nie gesehen, wie eine widerspenstige Heerde so leicht folgt, wenn nur einmal eins der „Schafe über Brücke geführt wird? Glaubt ihr denn „nicht, daß das Gute in rechtem Lichte gezeigt, nothwendig Beyfall erpresse? „

Kleinjogg ist zwar der jüngere Bruder, allein der ältere hatte Verstand genug, die grössern Fähigkeiten des jüngern einzusehen und ihm die Herrschaft in der Haushaltung abzutretten. Um so viel lieber würden ihm die meisten Menschen diese Herschaft gönnen, da Kleinjogg nur herrscht, um zu dienen; je grösser Macht und Fähigkeit sind, desto grössere Verpflichtung zum Wohlthun; als Hausvater ist er bey jeder Arbeit der erste und der lezte; wenn er befiehlt, so giebt er den Befehlen Nachdruck durch

eigenes Beyspiel, Der Hausvater ist die Wurzel, sagt er seiner metaphorischen Sprache; wenn die Wurzel keinen Saft treibt, so welken die Pflanzen; die Haushaltung gleicht einem Wagen; wenn unter den vorgespannten Pferdten das erste den rechteu Weg geht, so folgen von selber die andern. — Sein Freund klagte über die Trägheit und Nachläßigkeit eines Knechtes. Findest du ihn auch müßig, fragte Kleinjogg, wenn du neben ihm arbeitest? das kann ich nicht sagen, erwiederte jener; dafür aber gab ich ihm den Lohn, daß er ohne mich die härtere Arbeit verrichte. — Halteſt du also solche Arbeit für eine Mühe, die dich unglücklich machen würde? — Wenn du dieß glaubst, so verwundere dich nicht, daß dein Knecht in deiner Abwesenheit müßig geht; natürlich ist es, daß ein jeder glücklich seyn will. Ich selbst befinde mich niemals gesunder und glücklicher als bey der Arbeit. — Mit unerschütterlicher Standhaftigkeit führt er mit seinen Hausgenossen aus, was er einmal als gut ausieht. Sein Grundsatz ist, daß man in der Haushaltung, wie auf dem Felde, zuerst dem Unkraut begegnen müsse, bevor man mit Erfolg den guten Saamen ausstreuen könne. Mit größtem Eifer wiedersezte er sich daher dem Sittenverderben. Nicht ohne eisernem Widerstand konnte er die Eitelkeit und Weichlichkeit der Weiber in seiner Haushaltung besiegen. Er war der einzige Weinschenk in seinem Dorfe; dem Anschein nach bezog er beträchtlichen Gewinnst; bey näherer Untersuchung schauerte ihm vor dem Gedanke, daß die Kinder durch das Beyspiel der Gäste möchten angesteckt werden; auf einmal nahm er den festen Entschluß, keinem Gast mehr Wein zu geben, als er nach harter Arbeit oder Ermüdung auf Reisen, nöthig hätte zur Erholung der Kräfte. Nach eigner Erfahrung sezte er dieses Maaß auf einen Schoppen, ungefähr ein medizinisches Pfund am Gewichte; hierüber giengen die meisten Gäste und damit

zugleich ein grosser Gewinnst verloren. Die Hausmütter, von denen die eine in einem Wirthshause erzogen war, wurden äusserst erbittert; sie warfen ihm vor, daß er mit seinen seltsamen Einfällen die ganze Haushaltung zu Grund richten werde. Es ist wahr, sagte er lächelnd, daß der Gewinnst an Gelde grösser war, als derjenige, den uns die Feldarbeit verschaft; allein glaubt Ihr, daß ein solcher Gewinnst von Gott gesegnet seyn könne, der aus anderer Leute Schaden erwachset? Habt ihr noch niemal das Weib eines lüderlichen Saüfers klagen gehört, wie unglücklich sie durch die Schwelgerey ihres Mannes geworden? Denkt ihr nicht, daß das Elend solcher Haushaltungen zu Gott um Rache schreyt über die Wirthe, die ihn hiezu gereizt haben? Die Kinder solcher Weinschenke gewöhnen sich an lüderliches Leben, sie verlieren die Lust zur Arbeit, und indem sie gewohnt werden, bey fremden Sachen sich zu bereichern, so werden sie betriegerisch und boshaft. Wollt Ihr, daß unsre Kinder in gleiche Gefahr kommen und daß sie einst in einem Tage mehr durchjagen, als sie in zwanzig Tagen mit diesem niederträchtigen Gewinnste erwerben? Thu, was du willt, war die Antwort; immer muß es nach deinem Kopf gehn.

Eine andere Quelle des Verderbens in den Haushaltungen entdeckte Kleinjogg in der Gewohnheit, bey Kindtauffen, Jahrwechsel u. s. f. die Kinder zu beschenken. Diese Geschenke, sagte er, kommen meistens niemand zu gute; sie erheischen Gegengeschenke und gewöhnen zur Eitelkeit und zu einer sträflichen Neigung, auf andre Weise als durch Arbeit Vortheil zu suchen Er machte sich also ein Gesetz, weder von Gevattern noch Verwandten, noch irgend jemand Geschenke anzunehmen und auch keine zu geben, als würdigen Armen. Die Allmosen gegen Unwürdige erklärt er als Verderben des Volkes und rechnet sie den Gebern zur Sünde. Seine Kinder haben nun keine

Begriffe von der Annehmlichkeit der Geschenke; desto glücklicher sind sie bey dem zufriedenen Genusse des Nothwendigen.

Mit nicht geringerer Standhaftigkeit verbannte er den Unterscheid der Tage; widersinnig fand ers, an Sonn- und Fest- oder andern Ruhtagen dem Leib mehr und bessere Nahrung zu geben als an den Werktagen, da doch in diesen leztern die Kräfte durch Arbeit mehr verzehrt werden; darum vermehrte und verbesserte er die Malzeit nach Beschaffenheit der grössern Geschäfte. Seinen Leuten sagte er zum voraus, daß sie beym Beschluß der Aerndte nichts mehrers zu erwarten hätten; sie sollten aber dieses nicht dem Geize zuschreiben; lieber wolle er während der harten Arbeit die Malzeit verbessern. Bey Tische trinkt er keinen Wein; sein bestimmtes Maas nimmt er mit sich aufs Feld und erquickt sich, wenn er anfängt von dem Tagwerk müde zu werden. Das Schweinefleisch macht kein besonders Gericht auf seinem Tisch; täglich wird ein Stück klein zerschnitten unter das Gemüse verkocht, wodurch dieses nach seiner Erfahrung nährender gemacht wird. Je schwerer die Speisen zu verdauen sind, desto stärkender sind sie; daher zieht er die Erdäpfel allen andern Speisen vor und Roggenbrod dem Waizenbrod.

Ueber alles wandte er seine Aufmerksamkeit auf die Kindererziehung. Er unterwiese sie selbst und wiedmete dieser Beschäftigung die sonntäglichen Ruhestunden; aus Besorgniß, sie möchten in dem Umgange ungesitteter Kinder verderbt werden, läßt er sie nicht einmal in die Schule gehen, viel weniger den öffentlichen Lustbarkeiten, Jahrmärkten, Kirchmessen u. s. w. beywohnen. Damit zieht er sich viele üble Nachreden zu; man nennt ihn einen sectirischen Mann, einen harten, geizigen Vater. Wenig bekümmert ihn dieß; er weiß, daß man schuldig ist, für den guten Namen zu sorgen, aber daß man nicht gut und

weise seyn kann, so lang man sich scheut, den Thoren verachtungswürdig, oder lächerlich zu scheinen. — Du thust Unrecht, sagte ihm ein Nachbar, daß du gegen deine Kinder so grausam bist und ihnen keine Freude gönnen magst. Wer sagt dir, war seine Antwort, daß ich ihnen keine Freude gönne? — Du lässest sie ja, versezte jener, niemals zum Wein oder Tanz gehn. — Meinst du, fraate Kleinjogg, man könne sich nicht anders als im Wirthshause belustigen? Kannst du im Wirthshause mehr als satt essen? Kannst du mehr als froh seyn? — Dieß alles können meine Kinder bey Hause. Mit mir finden sie das Vergnügen bey der Arbeit. Niemals wird sie der Arbeit reuen; wol aber die deinigen, daß sie im Schenkhause Geld und Zeit verlieren, und, anstatt sich zu erholen, nur desto weniger zur Arbeit bereit sind.

Auf folgende Weise ermuntert er durch gereizt Ehrbegierde die Kinder zum Fleisse. Die jüngste, so lang sie zur Feldarbeit untüchtig sind, geniessen ihr Mittagessen auf dem Boden; so bald sie den andern auf dem Felde Hülfe leisten, sitzen sie mit den andern zu Tische. Uebrigens hütet er sich gewissenhaft, nicht den geringsten Unterschied unter den Kindern zu machen; er liebt sie alle gleich, die Kinder des Bruders wie seine eigene; auch wird er gleicher Weise von allen geliebt und geehret. Sein Beyfall ist ihre einzige Belohnung. Er verabscheut's, leckerhafte Speisen zu machen; daher haben die Kinder keine Leidenschaft für besondere Speisen; derselben bedienen sie sich nichts anders als zur Stillung des Hungers, eben darum kann er ohne Gefahr alle Vorrathskammern und Schränke beständig offen lassen; auch der Geldschrank ist offen; da das ganze Vermögen allen gemein ist, so weicht er den Schein eines besondern Vortheils sorgfältig aus und dadurch wird die Geldbegierde aus dem Hause verbannet. Das Geld ist ein Mittel zur Befriedigung der Bedürfnis-

se; diese sind auf die nothwendigen eingeschränkt und ohne Mühe werden sie gestillet; daher nicht die geringste Versuchung zur Habsucht. Nach Kleinjoggs Ideal sollten alle seine Kinder und Kindeskinder immer in patriarchalischer Familie vereinigt bleiben. Alle, sagt er, werden von Jugend auf der Arbeit gewohnt und durch Arbeit glücklich seyn, alle werden Kleidung und Speise genug haben. Dnrch Entfernung von schlimmer Gesellschaft bleiben sie von jeder unmäßigen Begierde entfernt; bey völliger Gleichheit wird jede Zweytracht, Uebermacht und Unterwürfigkeit gleicher Maassen vermieden werden.

Sein Bruder wurde zum Schulmeister erwählt. Nun, sprach er, wird sich unser Einfluß vermehren; ungemein werden wir durch neues Ansehn die Kraft unsers Beyspiels und unsrer Vorstellungen verstärken; nunmehr fangen wir bey den Kindern an, das Böse auszuwurzeln und das Gute zu pflanzen. Sogleich verbot er den Singschülern das nächtliche Schwärmen; durch Unerbittlichkeit gelang es ihm, dasselbe ausser Uebung zu bringen; durch gleiche Unerbittlichkeit schafte er auch jene St. Niclaus- und Fastnachtsspiele ganz ab. Um den Schulordnungen mehr Nachdruk zu geben, verwarf er alle, noch so gewohnten Geschenke. Man reicht den Aufsehern Geschenke, sagte er, und wenn sie nach solchen greifen, so werden ihnen Hand und Zunge gelähmet.

Er spottet der verstellten Frömmigkeit, die bey jedem Gewinnst immer mit Gottes Segen prahlt. Dieß Gott Lob, sagt er, ist ein hungriger Wunsch nach grösserm Vortheil; das wahre Gott Lob ist die Zufriedenheit mit demjenigen, was man mit Fleiß und Arbeit gewinnt.

In dem Bewußtseyn der Ausübung der Pflichten findet er die wahre, menschliche Glückseligkeit; in den natürlichen Folgen unsers Betragens entdeckt er die Belohnungen und Strafen eines gerechten Gottes; niemals hat man ihn traurig oder muthlos gesehen, auch in Krankheiten nicht.

Er ist sehr menschenfreundlich und theilnehmend; obgleich der Arbeit eifrigst ergeben, verläßt er sie gerne, wenn er gegen iemand gefällig seyn kann. So sehr er alle Menschen liebt, so richtet sich doch seine Liebe nach dem Grade des Eifers für Recht und Wahrheit; schnell und scharf ist sein Beobachtungsgeist; auch beym ersten Besuch ist sein Umgang zwanglos und mit geistreichen Einfällen beseelet; um so viel mehr müssen diese entzücken, da sie niemals entlehnt, sondern in seinem eigenen Kopfe erzeugt sind. Wenn er eine gute, neue Bemerkung gemacht hat, so ist er ungeduldig, bis es ihm gelingt, sie auch andern mitzutheilen. Der Beyfall der größten Männer macht ihn nicht stolz; er bleibt, was er ist; sehr rein und simpel sind seine religiose Begriffe; schwärmerischen Wahnwiz (wie wir Anfangs bemerkten,,) und abergläubische Aengstlichkeit hatte er durch thätiges Leben besieget; — ich nahm mir vor, sprach er, keinen Augenblick müßig zu gehn und gegen jedermann mich so zu betragen, wie ich wünschte, daß man es gegen mich thun möchte. — Dadurch ward mir von einem Tage zum andern die Brust erleichtert und wenn ich in den Ruhestunden zu der heiligen Bibel zurück kam, so fand ich alles deutlich und klar, da mir vorher alles dunkel gewesen; da empfand ich, daß Beten und Lesen fruchtlos bleiben, bis man seine Pflichten erfüllt. — Besonders bezauberte ihn die Geschichte jener Erzväter und die Beschreibung ihrer zahlreichen, ungetheilten Familien; Jesus Christus pflegte er zu sagen, hat uns die besten Lehren, das beste Beyspiel gegeben; alles hat er gethan und gelidten; nunmehr kömmts darauf an, daß wir auch das unsrige thun. — Eben war ich bey ihm, als sein Weib starb; dieser Gelegenheit bediente ich mich zur Hervorlockung seiner Begriffe über die Zukunft; ohne mein Zuthun, sprach er, kam ich auf diese Welt: ohne mein Zuthun geh ich einst in eine andre hinüber; so wie Gott bisher für mich

gesorgt hat, so wird er auch künftig für mich sorgen. Wenig kümmerts mich, wie eigentlich mein Schicksal in der Ewigkeit beschaffen seyn werde; Genug, daß wenn wir gut leben, es gewiß glücklich seyn wird! Mit kindlicher Ergebung überlaß ich mich der göttlichen Leitung. Würklich ist sein religioses Vertrauen so lebhaft, daß ihn auch der Tod, auch der Verlurst der Geliebten nicht aus dem Gleichgewichte heraushebt.

Zur Ermunterung für andere wurden die Verdienste dieses würdigen Landmanns von der Regierung bekrönt, indem ihn diese mit einem weitläuftigen Meyerhofe belehnte welchen er in wenigen Jahren ausserordentlich verbesserte. Er starb im J. 1784. und hinterließ eine zahlreiche ihm ähnliche Nachkommenschaft. —

Isaac Iselin.

Iselin ward den 7. März 1728. in Basel gebohren. Sein Vater war ein Handelsmann; seine Mutter Anna Maria Burkhardt, eine Tochter des Rathsherren Christoph Burkhards. Wegen den unglüklichen Umstände seines Vaters, ward der junge Iselin ausser dem väterlichen Hause von seiner Mutter und Großmutter erzogen. Frühzeitig ward er von diesen beyden vortreflichen Frauen zur Weisheit und Tugend gebildet. Die Mutter insonderheit war eine der rechtschaffensten und aufgeklärtesten Damen. Ihr einziger Fehler war, eine ausserordentliche Empfindlichkeit nnd ein allzugrosses Mißtrauen in die Gesinnungen der Menschen. Diese Gemüthsart war eine Folge nicht bloß ihres Temperaments, sondern auch verschiedener Uebel, die sie eben in demjenigen Alter auszustehn hatte, in welchem der Character Festigkeit zu bekommen anfängt. Aller Orten sah die zärtliche Mutter Gefahr der Verirrung

für ihren einzigen Sohn: daher kam es, daß dieser sich eine Art von Süchternheit zuzog, die ihm in der Jugend ein etwas pinselhaftes Aussehn gab, das er hernach nicht ohne Mühe abzulegen im Stand war.

Dem Doctor Linder, seinem ersten Lehrer in den Studienjahren, glaubte Iselin am meisten zu danken zu haben. Ungeachtet die Gelehrsamkeit dieses Mannes ziemlich unbedeutend gewesen, so fiel er doch glücklich auf den Einfall, seinem Schüler nebst Quintilians Schriften des Heineccius Elementa Styli cultioris und Winklers Anfangsgründe der Wolfischen Philosophie zu erklären. Diese Schriften und Gottscheds vernünftige Tadlerinnen brachten dem jungen Menschen den ersten Geschmack für Philosophie und schöne Litteratur bey; nachher fielen ihm Wolfens eigne teutsche Schriften in die Hand; mit Entzücken las er desselben vernünftige Gedanken von Gott, von der Seele des Menschen und von der Welt. Des Morgens studirte er diese und ähnliche Schriften mit seiner verehrungswürdigen Mutter; des Abens mit seinem Herzensfreunde, dem Obrist Frey. Dieser letztre machte ihn mit der französischen Litteratur bekannt. So sehr sichs einige unsrer teutschen Schöndenker angewöhnt haben, die französischen Schriftsteller verächtlich anzusehn, so glaubte Iselin immer, daß sie für die Teutschen eben so wichtig seyn, als es z. B. die Griechen für die Römer gewesen.

Ziemlich jung ward er mit Spreng, dem Uebersetzer der Psalmen, bekannt; diesen Mann suchte er als grossen Poeten: Von demselben aber lernte er bloß das Mechanische der Dichtkunst. Die ächten, poetischen Schönheiten, die Erfindung, die Zusammenordnung der Theile, die Oekonomie des Ganzen, die Auswahl der Farben und Bilder das glückliche Mittel zwischen Verschwendung und Dürftigkeit im Ausdruck, die moralische Würkung u. s. w. —

alles

alles dieß ward wenig in Betrachtung gezogen. Immerhin wagte es der junge Lehrling Verse über Verse zu schmieden: mehr als einen Band von solchen hatte er seither den Flammen geopfert, und von allen seinen poetischen Versuchen ward nicht mehr als ein einziger Bogen gedruckt. Durch dergleichen Uebungen indeß erwarb er sich jene Leichtigkeit des Styls, die man in seinen Schriften bemerkt.

Spreng brachte ihn in Bekanntschaft mit einem gewissen Herrn Beck von Thun, der nachher (wo ich nicht irre, als preussischer Kriegs- und Domainenrath gestorben ist. Dieser damals noch sehr junge Mann hatte weit mehr poetisches Genie als Spreng; dessen Schüler er in der Ferne war; er lebte nämlich niemals in Basel, sondern schickte Sprenge dahin seine schriftlichen Versuche. Zwischen diesem Jüngling und Iselin entstand ein freundschaftlicher litterarischer Wetteifer. Noch weit mehr hatte Iselin dem berühmten Rhätier, Ulysses von Salis, zu danken, diesem nachherigen Eiferer für die Beförderung des Erziehungswesens. Derselbe besaß eine reiche und starke Einbildnngskraft; jener feurige Muth, der ihn seither bey so vielen, wichtigen, politischen uud litterarischen Unternehmungen begeisterte, belebte schon damals sein aufblühendes Genie. Electrisch theilte die Flamme sich mit und ergriff seine Freunde. Schon war er durch die Bekanntschaft Vater Bodmers und einiger junger Gelehrten in Zürich mit den ächten Grundsätzen der Philosophie und Critik vertraut geworden. Durch ihn gerieth Iselin in gleiche Bekanntschaft. Unter anderm verschaffte er ihm den Briefwechsel mit einem jungen Gelehrten in Zürich, dem nachherigen Pfarrer Schinz in Altstetten. Auch ward er, gleich diesem nnd mehrern andern Zeitgenossen, von dem Fieber der anakreonischen Musse ergriffen; eine Krank-

heit, welche Hirzel sehr wohl die Kinderpocken des helvetischen Witzes genannt hat.

Durch das Beyspiel andrer junger Genien in Bern und in Zürich erwachte auch in Iselin jener enthusiatische Stiftungsgeist. Nebst einigen Freunden errichtete er eine gelehrte Gesellschaft, zu deren Vorsteher er sich aufwarf; dieselbe daurete aber nicht lange.

Als die Zeit zur Erwählung einer Berufsart herannahte, entschloß er sich, ohne daß seine Mutter ihn weder auffordete noch hinderte, ganz den Wissenschaften zu leben. In dem Studium der alten, classischen Litteratur genoß er, ausser Andreas Linders Handleitung, den Unterricht des Antonius Birrs. — Fleissig besuchte er Thurneysens Vorlesungen über die Vernunftlehre und Redkunst, über die Sittenlehre, über das canonische Recht und über die Pandecten. In der Meßkunst hörte er Johann Bernoulli; indeß beschäfftigte er sich mit mathematischen Wissenschaften nicht sehr, da ihm andre Lieblingswissenschaften ganz alle Zeit wegnahmen. Bey Andreas Weyß, nachherigen Professor in Leyden, nahm er Unterricht in dem Naturrecht. Nicht so fast aus besonderer Neigung, als vielmehr um sich einen Stand zu verschaffen, legte er sich nunmehr auf die Jurisprudenz. Er begab sich nach Göttingen, wohin er vorzüglich durch den Namen eines Simonetti hingelockt wurde. Bey diesem studirte er die Vernunftlehre. Der methodische und fast mechanische Gedankengang seines Wolfianismus sollte bey dem Jüngling den Mangel mathematischer Kenntnisse und Uebungen ersetzen. — Ein andrer seiner Lehrer in Göttingen war Hofrath Schmaus, welcher dem Wolfianismus eben so sehr zuwider, als hingegen Simonetti demselben günstig gewesen. Nichts desto weniger war Schmausens historischer Vortrag, so wie seine Methode in Behandlung des Staatsrechtes und der Statistik so hell, so bestimmt, so ordnungsvoll als bey irgend

einem der geübtesten, philosophischen Denker. Hätte er mit seinen historischen und juridischen Kenntnissen Geschmack und Schreibart verbunden, vielleicht wäre er alsdann einer der besten, teutschen Schriftsteller geworden. Von Göttingen aus hatte er immer viel Licht über ganz Teutschland verbreitet. Die Schweiz liebte er vorzüglich, woselbst er einige Jahre zu Basel in dem Dienste des Marggrafen von Baden zugebracht hatte. Unserm Iselin flößte er den Gedanken ein, das eydgenössische Staatsrecht in ein System zu bringen. Nur das erste Buch desselben ist als eine Inaugural-Disputation in öffentlichem Drucke erschienen; von dem zweyten und dritten ist nicht viel mehr als das Gerippe vorhanden. Vor ungefähr zwanzig Jahren überließ Iselin die gesammelten Materialien dem seligen Gl ser zu Verfertigung seiner academischen Abhandlung über die eydsgenößischen Bündnisse. — Bey Ludwig Martin Kahle hörte unser junge Gelehrte das bürgerliche Recht. So geschickt Kahle als Philosophe gewesen, so mittelmässig war er als Rechtsgelehrter; daher kam es, daß unter solcher verkehrter Anleitung Iselin die ohnehin schwache Neigung zur Rechtsgelehrsamkeit noch völlig verlor. Mit mehr Eifer studirte er bey Schmaus die Reichsgeschichte, und bey Georg Ludwig Böhmer das Feudalrecht, das canonische und Kirchenrecht; auch schätzte er sich ungemein glücklich, den Umgang eines Mosheims, Hallers, Geßners, Ayrers u. a. genossen zu haben. Unter andern Freunden, mit welchen er in Göttingen bekannt wurde, waren auch Rathsherr Jenner von Bern und Leibarzt Zimmermann in Hannover.

Als er wieder in seine Vaterstadt nach Basel zurückgekehrt war, wurde er im J. 1749. nebst zween andern Candidaten von dem academischen Senate zu dem Lehramt des Natur- und Völkerrechtes vorgeschlagen; das Loos

aber, welches entscheidet, war ihm nicht günstig. Im J. 1754. gieng er, (nach vaterländischer Uebung) auf Reisen. Selbst gesteht er, daß er in Paris weit mehr Zeit auf Besuchung der Schauspiele als auf das Studiren verwendt habe. Indeß besuchte er nichts desto weniger fleissig die königliche Bibliotheck; auch sah er zuweilen die berühmten Parisergelehrten, einen Fontenelle, den Abt Sallier, Rousseau, Nollet u. a. Bey diesem letztern studierte er die Experimental-Physik. Sehr oft pflog er Umgang mit dem berühmten Mignaturmahler Massee. Dieser damals schon ziemlich betagte Mann zeichnete sich durch edles und ofenes Betragen, durch gefälligen Witz und durch ausgewählte Schreibart eben so sehr aus als durch seine Mahlertalente. Immer hatte dieser Künstler viel Güte und Freundschaft für unsern Iselin. Eben so genoß er des freundschaftlichen Umgangs der Frau von Graffigni, dieser berühmten Verfasserinn jener peruvianischen Briefe. Das gröste Vergnügen und den meisten Vortheil, welche Iselin aus seinem Aufenthalt in Paris zog, hatte er diesen beyden letztern Personen zu danken. Immerhin fand er sich durch das Andenken an jene Zeiten in dem Gedanken bestätigt, daß junge Leute auf Reisen mehr Zeit und Geld verlieren als sie Vortheile gewinnen, und daß es höchst selten sey, vor dem dreyssigsten oder wohl gar vor dem vierzigsten Jahr mit vorzüglichem Nutzen zu reisen.

Noch einige Zeit nach seiner Zurückkunft in Basel unterhielt Iselin mit oben erwähnter Frau von Graffigni einen Briefwechsel, der grossentheils die teutsche Litteratur zum Gegenstand hatte. Besonders entzückt schien diese Dame über einige Stellen aus Wielands Natur der Dinge, die ihr unser junge Gelehrte in der Uebersetzung mitgetheilt hatte.

In seiner Vaterstadt fieng er nun an, sich eifriger als als niemals den jurischen Studien zu wiedmen. Er nahm sich vor, das römische Recht nach philosophischen Grundsätzen zu untersuchen: seine Lieblingsstudien waren Philosophie und Geschichte; beyde verband er; der einen bediente sich, um mehr Licht, mehr Anmuth und Nutzen aus der andern zu ziehn. Schon damals setzte er sich ein Werk vor, welches mit seiner Geschichte der Menschheit die er hernach verfertigte, einige Aehnlichheit hatte. Auch las und sammelte er Urkunden, um sein eydgenössisches Staatsrecht vollenden zu können; zugleich war er mit philosophisch = politischer Behandlung der helvetischen Geschichte beschäftigt. Alle diese Entwürfe wurden vereitelt, als im J. 1754. das Loos ihn von dem historischen Catheder ausschloß und ihn hernach im J. 1756, durch eben dieses Loos die äusserst mühsame Aufsicht über die Staatskanzley zufiel.

Da im J. 1755. sein Oncle, Isaac Burkhardt, als Gesandter auf die eydgenössische Tagleistung verreiste, begleitete ihn unser Iselin. Unterwegs hatte er Gelegenheit in Zürich die grossen Beförderer des guten Geschmacks, einen Bodmer und Breitinger, kennen zu lernen. Mit Salomon Geßner, dem Dichter, mit dem damaligen Staatsschreiber nnd nachherigen Rathsherr Hirzel und mit andern geistreichen Jünglingen, die seither die Zierde des Vaterlandes geworden, trat er in genaue Bekanntschaft.

Im J. 1769. hatte er aus Anlaß des Jubiläums der baslerischen Universität das Vergnügen, die eben erwähnte Freunde, Geßner und Hirzel, nebst dem itzigen Statthalter Schinz bey sich zu sehn. Ohne weitere Absicht, als nur um die Freuden des freundschaftlichen Wiedersehens wiederholt zu geniessen, verabredeten sie eine Zusammenkunft in Schinznach; diese Zusammenkunft war es, welche der helvetischen Gesellschaft den Ursprung gegeben.

Im J. 1755. fieng er an, seine schriftstellerischen Talente dem Vaterlande zu wiedmen. Nicht als Schulgelehrter, als Mensch und als Bürger betrat er die litterarische Laufbahn. Durch Ungereimtheiten, die er auf seiner Zunft hörte, ward sein edler Enthusiasmus entflammet; er gieng nach Haus, setzte seine Feder an und schrieb die patriotischen und philosophischen Traume eines Menschenfreundes. Ungefähr zu gleicher Zeit schrieb er die Warnungen wieder die Geringschätzung des Wahleydes, wie auch den Entwurf zu einer Gesellschaft, welche er gerne in Basel zu Beförderung der Künste und Wissenschaften hätte erreichen mögen. Diese patriotischen Warnungen und Wünsche blieben fruchtlos, so wie die freymüthigen Gedanken über die Entvölkerung seiner Vaterstadt, die er im J. 1758. herausgab, und die Entwürfe zur Verbesserung der Baslerischen Erziehungsanstalten, die er in den J. 1762. und 1779. durch den Druck bekannt gemacht hatte. — Unter mehrern andern Schriften, wodurch er sich die Hochachtung jedes Menschenfreundes erworben, erwähnen wir nur seiner Geschichte der Menschheit, die zu wiederholten malen vermehrt aufgelegt worden, wie auch seiner Ephemeriden der Menschheit. Aus diesen beyden Werken leuchtet ein Geist hervor, dem es bey Ausbreitung der mannigfaltigsten Kenntnisse um nichts anders als um Ausbreitung menschlicher Glückseligkeit zu thun ist. Mit Hintansetzung aller Nebenabsichten, schreibt er voll warmen Gefühls für die Tugend; vielleicht daß er, aus edler Güte des Herzens, zuweilen allzu sehr lobte, was ihm im Ganzen und durch die Absicht gut schien, obgleich es in den Theilen und in der Ausführung fehlerhaft seyn mochte; eben so freymüthig tadelte er alles dasjenige, wovon er überhaupt eine schlimme Würkung im Moralischen oder im Politischen befürchtete, wenn es schon in seinen Theilen oder auch im Ganzen kunstrichterischen

Beyfall verdiente. So absichtlos er aber immer zu handeln glaubte, so konnte er doch nicht verhüten, daß man ihm nicht oft Absichten zuschrieb; so kömmt es zuweilen, daß, je unparteyischer der Schrifisteller ist, er es zuweilen mit allen Parteyen verderben. Mit Recht pflegte er von sich selber zu sagen;

In Moderation placing al my glory,
The Thorys call me Whig, and Whig a Tory.

Salomon Geßner

Derselbe ward im J. 1730. in Zürich gebohren. Unter der Aufsicht eines ungeschickten Lehrers wäre ohne Zweifel sein Genie zu Grunde gegangen, wenn nicht das Genie seiner Natur nach alle Schwierigkeiten besiegte. Noch so erbaulich mochte ein poetisches Werk seyn, wenn ihn der Lehrmeister bey Lesung desselben ertappte, so hatte es der Knabe mit Ohrfeigen zu büssen. Lieber thut das junge Genie gar nichts, als daß es gegen seinen innern Hang würkt. Daher jener Anschein von Trägheit und Sorglosigkeit! So bald hingegen durch irgend einen Zufall der Geist sich entzündet und auf die angemessenste Nahrung geführt wird, alsdann erwacht er aus Todesschlummer zu geschäfftigem Leben. „Sie wissen schreibt „Geßner an Fueßli, daß mein Beruf niemals seyn konn„te, Künstler zu werden; daher war ich in meiner Ju„gend ganz ohne Anleitung. Beschmierte ich gleich in „meinen jungen Jahren die Menge Papier, so wars doch „nur elendes Spiel, ohne Absicht und ohne Anführung; „so mußte ich nothwendig zurücke bleiben; und es war „eine natürliche Folge, daß meine Neigung sich um vie-

„les verlor. Die besten Jahre giengen so dahin, ohne „daß ichs versuchte, ob ich in der Kunst wohin gelangen „könnte. Indeß thaten die Schönheiten der Natur und „die guten Nachahmungen derselben von jeder Art immer „die gröste Würkung auf mich; aber in Absicht auf Kunst „wars nur ein dunkles Gefühl, das mit keiner Kenntniß „verbunden war; und daher entstand, daß ich meine Em„pfindungen uud die Eindrücke, welche die Schönheiten „der Natur auf mich gemacht hatten, lieber auf eine „andere Art auszudrücken suchte, derer Ausdruck weni„ger mechanische Uebung, aber die gleichen Talente, eben „das Gefühl für das Schöne, eben die aufmerksame Be„merkung der Natur forderet.„

Die Jugend unsers Geßners fiel nämlich in jene poetische Epoche, da in dem südlichen Teutschland Haller und Bodmer, in dem nördlichen Kleist und Klopstock durch unsterbliches Vorbild so manchen edlern Jüngling zur Dichtkunst leiteten. Sowol der freye Sinn und Sitteneinfalt der Schweizer als auch die würklich romantischen Naturscenen um Zürich her stimmten glücklich zum Gesange der Musen. Auch sammelten gerne Deutschlands Dichter an den Ufern der Limmat, in den Haynen und auf den Hügeln bey Zürich poetische Blumen, wie denn von Zeit Zeit diese Stadt der Aufenthalt der Klopfstocke, der Kleiste, der Wielande u. a. d. gewesen. Daher ein poetischer Wetteifer, welcher an jenes güldene Zeitalter der zürcherischen Minnesinger, Hadloub, Maneß u. a. erinnert! — Einen ganz eignen Blumenweg öffnete sich durch poetische Wildniß die geßnerische Muse. Wenn wir Kleisten als vortreflichen Landschaftsmahler, Mahler der leblosen Natur; — wie sehr müssen wir nicht in Salomon Geßner das Genie bewundern, welches lachende Fluren, blumigte Ufer, die ganze arcadische Schöpfung mit den liebeswürdigsten Figuren beseelt! Welche Feinheit und Rührung in den klein-

sten Nüancen seiner schäferischen Sittengemählde! Wie im Strahl der Morgenröthe neugebohren die Natur dem aufdämmernden Himmel zulacht, so lächelt sie unter Geßners reichem, belebenden Pinsel. Kein Wunder, daß seine ländliche Muse, indem sie aus dem eisernen Zeitalter in das güldene Alter der Natur und Freyheit, der Unschuld und Minne versetzt, die Lieblingsmuse jeder schönen Seele, nicht bloß in Teutschland, sondern auch bey allen gesitteten Völkern geworden! Wenn wir in Geßners Schäfergedichten die intressantesten Geschichtgen, die gefälligsten Characteres, die rührendsten Situationen studieren, kein Zug zu viel, keiner zu wenig, jeder durch den andern erwärmt nnd verschönert, müssen wir nicht gestehen, daß sich der Dichter, noch so vertraut mit den Moschus und Bions, mit den Theokriten und Maro's, immer eine eigne Idealwelt, und eben so eine eigne, der Huldgöttinnen würdige Sprache geschaffen habe? — Eine ganz neue Dichtart schuf er sich auch in dem Tod Abels, schäferische Naivität mit religioser Würde verbunden. — Gleichwie er mit allen Sinnen, in jeder mannigfachen Scene der Schöpfung das Schöne empfindet, eben so gelingt ihm nicht bloß eine Art des Ausdruckes allein: so bezaubernd spricht sein Pinsel wie sein Gedicht mahlt.

Durch was für Veranlasung und mit welchem Erfolg bey ihm die Liebe zur Zeichnungskunst und Mahlerey wieder erwacht sey, beschreibt er in seinem Brief an Füßlin folgender massen: *)

„Da ich Gelegenheit bekam meines seligen Herrn „Schwehervaters fürtreffliche Sammlung täglich zu sehn, „erwachte meine Leidenschaft für die Kunst von neuem, „und ich faßte im dreyzigsten Jahr meines Alters den Ent„schluß, zu versuchen! ob ich noch zu einem Grad ge-

*) S. Joh. Caspar Füßlins Geschichte der besten Künstler in der Schweiz, Band III. in der Vorrede.

„langen könnte, der mir bey Kennern und Künstlern Ehre
„machen würde. — Meine Neigung, fährt Geßner fort,
„gieng vorzüglich auf die Landschaft, und ich fieng mit
„Eifer an zu zeichnen; aber mir begegnete, was so vielen
„begegnet. Das Beste und der Hauptzweck ist doch immer
„die Natur; so dacht ich, und zeichnete nach der Natur;
„aber was für Schwierigkeiten, da ich mich noch nicht
„genug nach den besten Mustern in der verschiedenen Art
„des Ausdrucks der Gegenstände geübt hatte! Ich wollte
„der Natur allzu genau folgen, und sah mich in Klei-
„nigkeiten des Details verwickelt, die den Effect des Gan-
„zen störten, und fast immer fehlte mir die Manier, die
„den Gegenständen der Natur ihren wahren Character bey-
„behält, ohne sclavisch und ängstlich zu seyn. Meine Grün-
„de waren mit verwickelten Kleinigkeiten überhäuft, die
„Bäume ängstlich und nicht in herrschende Hauptpartien
„geordnet, alles durch zu ängstliche Arbeit zu sehr un-
„terbrochen. Kurz, mein Auge war noch nicht geübt,
„die Natur wie ein Gemälde zu betrachten, und ich wußte
„die Kunst noch nicht, ihr zu geben und zu nehmen, da
„wo die Kunst nicht hinreichen kann. Ich fand also, daß
„ich mich zuerst nach den Künstlern bilden müsse. Ist
„nicht das, was mir begegnete, der Fehler der ältern
„Künstler! die noch nicht genug gute Muster hatten? ich
„meyne die ältern Niederländer und Teutsche; sie hielten
„sich so genau an die Natur, daß der kleinste Nebenum-
„stand oft so genau gemahlt ist, wie der hervorstechende-
„ste, und ihre Gemählde verlieren darum ihre Würkung;
„sie sind zu ängstlich und zu überhaüft Genien, die
„diese Fehler einsahn, suchten dieselben zu meiden, und
„machten sich mit den Regeln des Schönen in der Dispo-
„sition, der gemäßigten Manigfaltigkeit, Hauptmassen
„in der Anordnung und im Schatten und Licht u. s. w.
„bekannt. Nach diesen war nun nöthig zu studiren; um

„den Weg so kurz als möglich zu machen, wählte ich nur
„das Beste, das, was in jeder Art am besten sich aus-
„nahm, um zu einem Muster zu dienen. Wie sehr wird
„die Zeit verschleudert, wenn man bey Unterweisung
„junger Künstler sie bey Mittelmässigem aufhält! ihr Ge-
„schmack wird so für das wahre Schöne nicht gebildet:
„das Mittelmässige bleibt ihnen erträglich, und nährt
„bey ihnen den Stolz, sich groß zu glauben, weil es ih-
„nen ein leichtes war, nicht weit hinter ihrem Original
„zu bleiben. Man lasse den jungen Künstler die Köpfe
„nach Raphael studiren, wie unerträglich werden ihm die
„faden, süssen Gesichtergen vieler von den Neuern seyn!
„Man lasse ihn nach dem Schlender so vieler beliebter
„Künstler nach der Mode zu zeichnen, und laß ihn dann
„den schönen Apoll oder Antinous zeichnen, er wird aus
„beyden gemeine Leute oder schlechte Tänzer machen, und
„und nicht empfinden, daß er es schlecht gemacht hat.

„Ich fand das Beste, in meinen Studien von einem
„Haupttheile zum andern zu gehn; denn wer alles zugleich
„fassen will, wählt sich gewiß den mühsamern Weg; seine
„Aufmerksamkeit wird allzu zerstreut seyn und immer er-
„müden, da er bey zu vielen, verschiedenen Gegenständen
„auf einmal zu viel Schwierigkeiten findet. Ich wagte
„mich zuerst an die Bäume, und da wählte ich mir vor-
„züglich den Waterloo, von dem in dem obgedachten Ca-
„binet eine fast vollständige Sammlung ist Je mehr ich
„ihn studirte, je mehr fand ich wahre Natur in seiner
„Landschaft. Ich übte mich in seiner Manier so lange,
„bis ich in eigenen Entwürfen mit Leichtigkeit mich aus-
„drückte. Ich versäumte indeß nicht, nach andern zu ar-
„beiten, deren Manier nicht des Waterloo, aber nichts
„desto weniger glückliche Nachahmung der Natur war;
„ich übte mich darum auch nach Swanefeld und Berg-
„hem, und wo ich einen Baum, einen Stamm, ein Ge-

„ strauch fand, das vorzüglich meine Aufmerksamkeit reizte,
„ das copirte ich in mehr und weniger flüchtigen Entwür-
„ fen. Durch diese gemischte Uebung erhielt ich Leichtig-
„ keit im Ausdruck und mehr Eigenthümliches in meiner
„ Manier, als ich hatte, da ich an den Waterloo mich
„ allein hielt. Ich gieng weiter von Theilen zu Theilen;
„ für Felsen wählte ich die grossen Massen des Berghem
„ und St. Rosa; die Zeichnungen, die Felix Meier, Er-
„ mels und Hackert nach der Natur und in ihrem wahren
„ Character gemacht haben; für Verschiesse und Gründe
„ wählte ich die grasreichen Gegenden, und die sanften,
„ dämmernden Entferuungen des Lorrain, die sanft hinter
„ einander wegfliessenden Hügel des Wouvermans, die in
„ gemässigtem Licht, mit sanftem Gras, oft nur zu sehr
„ wie mit Sammet bedeckt sind; dann den Waterloo, des-
„ sen Gründe ganz Natur sind, ganz so, wie er sie in sei-
„ nen Gegenden fand, und darum ist er auch hierinn
„ schwer nachzuahmen. Für sandigte oder Felsengründe,
„ die hier und da mit Gestrauch, Gras und Kräuter be-
„ wachsen wählte ich wir den Berghem.

„ Wie sehr fand ichs leichter, wenn ich izt wieder nach
„ der Natur studirte! Ich wußte izt, was das Eigenthümli-
„ che der Kunst ist; wußte in der Natur unendlich mehr
„ zu beobachten, als vorher, und wußte mit mehr Leich-
„ tigkeit eine ausdrückende Manier zu finden, da wo die
„ Kunst nicht hinreicht. Aber wenn ich izt einen Gegen-
„ stand, den ich aus der Natur genommen hatte, ergän-
„ zen wollte, wenn ich das beyfügen wollte, was ein mahle-
„ risches Ganzes ausmachen soll, dann war ich furchtsam
„ und verfiel oft auf erkünstelte Umstände, die mit der
„ Einfalt und der Wahrheit dessen, was ich aus der Na-
„ tur genommen hatte, nicht harmonirten. Meine Land-
„ schaften hatten nicht das Grosse, das Edle, die Harmo-
„ nie, — noch zu zerstreutes Licht, keine rührende Haupt-

„ würkung; und also mußte ich izt aufs Ganze denken. —
„ Aus allen suchte ich izt diejenigen Künstler aus, die in Ab-
„ sicht auf Ideen und Wahl und Anordnung ihrer Gegen-
„ stände mir vorzüglich schienen. — — Das gröste Exempel,
„ wie man nachahmen soll, giebt Dietrich; seine Stücke
„ in diesem Geschmacke sind so, daß man glauben sollte,
„ Everdingen habe sie gemacht, und sich selbst übertroffen. —
„ Swanefelds edle Gedanken, die mit so grosser Würkung
„ ausgeführt sind, und die auf seine grossen Massen von
„ Schatten einfallende Reflex-Lichter. Sal. Rosa kühne
„ Wildheit, des Rubens Kühnheit in Wählung seiner Ge-
„ genstände. Diese und mehrere studirte ich in flüchtigen
„ Entwürfen, izt im Ganzen, da es mir izt meist darum
„ zu thun war, der Einbildungskraft ihren wahren
„ Schwung zu geben. Endlich studirte ich bloß und allein
„ die beyden Poussin und den Claude Lorrain. — Aber das
„ war nicht genug, mir ihre Denkart und ihre Ideen gänz-
„ lich bekannt zu machen. Ich legte sie beyseite, und wie-
„ derholte die Hauptzüge derselben aus dem Gedächtniß;
„ aber ich ruhete auch da nicht; ich machte mehr flüchtige
„ als genaue Copien von ihren Landschaften. — Es wird
„ niemand fragen: Warum das? Ich kann sie ja in Kupfer-
„ stichen haben. Gut, dann besitz ich sie wohl, aber ich
„ habe nichts für mein Studium gethan. So wird der
„ Künstler eine immer merkwürdige Sammlung zusammen-
„ bringen; er hat so nach dem Besten studirt, und sich zu-
„ gleich in den Besitz desselben gesetzt. — — So lang es
„ des Künstlers Hauptbeschäfftigung ist, andere Werke so
„ genau als möglich nachzubilden, so verliert oder schwächt
„ er darüber die Kühnheit und den Schwung der Einbil-
„ dungskraft, die zum Erfinden nöthig sind. Von dieser
„ Furchtsamkeit suchte ich mich sorgfältig zu erholen; ich
„ legte meine Originale weg, dachte auf eigne Ideen, und
„ gab mir die schwersten Aufgaben auf. So fand ich, wie

„viel ich wieder gewonnen hatte; fühlte, was mir am
„leichtesten und vorzüglich gelang; beobachtete, welche Thei-
„le mir noch die meisten Schwierigkeiten machten, und be-
„kam so die Anleitung, worauf ich vorzüglich wieder zu
„arbeiten hatte. Zugleich faßte ich neuen Muth, wenn
„ich fand, daß Schwierigkeiten wieder verschwunden wa-
„ren, und ich mich besser aus der Sache gezogen hatte,
„als ich hoffte; und zugleich gab ich so meiner Einbildungs-
„kraft Nahrung und Kühnheit. — Bey dem allem hab ich
„mir zur Regel gemacht, immer mit dem versehen zu seyn,
„was zum Zeichnen nöthig ist, ich mag seyn, wo ich will,
„nicht allein auf Reisen und Spaziergängen, sondern auch
„zu Haus und in der Stadt. Man vergißt oft etwas, nur
„weil man zu nachlässig ist, von einem Zimmer ins andre
„zu gehen, um das benöthigte zu holen. — Ein Gedanke,
„im ersten Feuer gedacht, wird auch im ersten Feuer am
„besten entworfen. —

„— Eine Beobachtung muß ich nicht vergessen, die
„ich aus eigener, vielfältiger Erfahrung weiß, wie sehr es
„nämlich den Muth erfrischt und wie oft es mich von neuem
„begeistert hat, wenn ich die Geschichte der Kunst und
„der Künstler lese. — — — Noch einen wichtigen Rath
„muß ich dem Künstler andringen: die Dichtkunst ist die
„wahre Schwester der Mahlerkunst. Er unterlasse nicht
„die besten Werke der Dichter zu lesen; sie werden seine
„Einbilduugskraft mit den schönsten Bildern bereichern.„

— So weit das geßnerische Sendschreiben im Aus-
zug. Ohne Zweifel ist es unnöthig noch viel von den Le-
bensumständen und von dem Sitten- und Kunst-Charac-
ter dieses Lieblings jeder Grazie zu sagen. Seinen Cha-
racter hat er in obigem Sendschreiben und in seinen Wer-
ken am besten gemahlet. Einige seiner wichtigsten Zeich-
nungen hat Fueßlin in der helvetischen Künstler-Geschichte
beschrieben. Und wenn irgendwo Füßlin behauptet, daß

durch den Gott Hymen, der junge Virtuose aus den Chören der Musen und der Huldgöttinnen weggescheucht werde, so kann doch Geßners Beyspiel zur Ausnahme dienen. Wie dieser selber gesteht, so hatte er sowol seiner Gattinn als seinem Schwiegervater die Ausbildung des Genies zu danken. Letzterer, Heinrich Heidegger, Mitglied des innern Rathes, ehrte und kannte die Künste. Sein Cabinet ist eines der besten in Zürich, und enthält vornehmlich die besten Stiche nach der niederländischen Schule, wie euch eine vollständige Sammlung der ersten Drücke des Freyischen Werkes, welches die erhabenen Werke der römischen Schule am würdigsten liefert. Auch ist es wegen einer starken Sammlung von Handzeichnungen merkwürdig, und wird izt, nach dem Hinscheid des Vaters, durch seinen Sohn mit Wahl und Einsicht immer vermehret.

Der Ruhm den er sich durch seine Gedichte und Gemählde erworben, zog ihm ausserordentlich viele Besuche von Fremden aller Art zu, jedoch wurde das Unangenehme davon durch die persönliche Bekanntschaft mit manchem verdienstvollen Manne versüßt. Unter den vielen Ehrenbezeugungen, die ihm in der Nähe und Ferne sowol die berühmtesten Schriftsteller und Künstler als auch die grossen der Erde erweisen, erwähnen wir noch jener güldenen Schaumünzen, womit ihn die Kaiserin in Rußland beschenkte. Ungeachtet der allgemeinen Huldigung, womit ihn jeder Kenner des Schönen beehret, ist er von Stolz und Eitelkeit eben so sehr als Lafontaine entfernt, und in seinem Character herrschen die Naivität und Einfalt, wodurch uns die Schäfer in seinen Idyllen entzücken.

Seine Mitbürger ehrten und liebten ihn, und suchten ihr Gefühl ihme durch Übertragung von politischen Ehrenstellen zuweisen. — So ward er ungeachtet er es gar nicht suchte noch sich darzu berufen wurde. i. J. 1767.

also gleich nach erreichtem gesetzmässigen Alter, in den täglichen Rath gewählt, und 1781. erhielt er die Aufsicht über die Sihlwaldung, eine Stelle die ihm vorzüglich durch die Wohnung in einer romantischen Sommerwohnung im Sihlwald, angenehm wurde. — Als Mitglied der Regierung behielt er den Charakter der seine Gedichte und Gemählde belebt, Sanftmuth, Güte, Menschlichkeit und Wohlthun, und die öftere Gelegenheit diese Tugenden auszuüben war es vornehmlich, welche ihm die oft troknen und langweiligen Geschäfte erträglich machte.

Ein apoplectischer Zufall, machte seinem Leben, das den 2. Merz 1788. ein schnelles aber sanftes Ende. — Sein Andenken, welches aber so lange geehrt seyn wird, als guter Geschmak, Dichtkunst und Tugend nicht ausgerottet ist, suchten einige seiner Mitbürger durch ein Denkmal zu verewigen, welche der nun auch verstorbenen berühmte Trippel verfertigt, und auf der reizenden Promenade, dem Schützenplatz errichtet wurde.

Leonhard Usteri.

Hic libellus honori patris mei destinatus, professione pietatis aut laudatus erit aut excusatus.

Leonhard Usteri ward in Zürich im Jahr 1741. geboren. Sein Vater Paulus Usteri, den er frühe, noch beynahe als ein Knabe verlor, war ein angesehener Kaufmann und Freund alles Guten und Schönen. Seine Mutter, eine ehrwürdige Matrone, überlebte ihn; eine unermüdet thätige, kluge, weise Hausfrau; vortrefliche Mutter vieler Kinder; immer gleichen geraden Sinnes, immer zufrieden,

auf

auf Gott vertrauend in Freud und Leid; eine Zierde des Alters, ein Muster ihres Geschlechts.

Von seinen Eltern und besonders seiner Mutter, erhielt der Knabe den ersten Unterricht; dann ward er den öffentlichen niedern und höhern Schulen seiner Vaterstadt übergeben. Ein gefühlvolles, für jede Pflicht und Tugend empfängliches und lautschlagendes Herz zeichnete den Knaben und Jüngling aus, und machte ihn, vereint mit Fleiß, Talenten, und Liebe zu ernsthaftern Wissenschaften seinen Lehrern theuer. Breitingern besonders, Bodmern, Joh. Geßnern, und seinem Privatlehrer, dem stillen Weisen, Pfarrer Dänikker, dankt Usteri einen grossen Theil seiner früheren Herzens und Geistesbildung. Seinen Mitmenschen und besonders seinen Mitbürgern so nützlich als möglich zu werden, war schon in des Knaben Seele, der nie erlöschende Trieb jeder Handlung; durch ihn bey der Auswählung eines Berufes geleitet, fiel seine Wahl auf den geistlichen Stand. Ich erinnere mich einst von ihm gehört zu haben, er wäre beynahe für den Stand des Arztes entschlossen gewesen, aber eine gewisse Reizbarkeit seines Nervensystems, die ihm beym Beschauen oder auch nur beym Erzählen hören von etwas schauerlichen Wunden und Verletzungen leichte Ohnmachten (selbst noch in seinen männlichen Jahren) zuzog, habe ihn davon abgehalten. Breitinger und Joh. Geßner mögen sonderheitlich seine Vorliebe für Mathematick rege gemacht haben, die seinen Geist so sicher vor allen Ausschweifungen der Einbildungskraft wahrte, und die er so manchem Jüngling eben darum so dringend empfahl. Joh. Geßner war ein Herzensfreund seines Vaters und allso auch der Kinder; diese wurden von dem unaussprechlich freundlichen Manne an — ihnen feyerlichen und unendlich freudigen Nachmittagen zu sich geladen, und aus

seinen reichen Schätzen mit Gegenständen der Naturlehre und Naturgeschichte unterhalten. Daher, und aus dem spätern Umgang mit Geßnern, erhielt Usteri einen Theil seiner nicht unbeträchtlichen physischen Kenntnisse, die er zur mannigfaltigsten Anwendung zu benutzen vortreflich verstand.

Eben so wichtig, oft wichtiger noch als Lehrer, sind für die Bildung des Jünglings, Jugend-Gefährten und Freunde! O ihr heiligen Geniusse der Jugend, freundschaftlicher Wetteifer! sich gegenseitig ganz hingebende Theilnahme freundlicher Jugend! euch dankt, erkannt, und unerkannt, so mancher Jüngling Tugend und Weisheit. Auch Usteri genoß euere Gaben — ältere und jüngere vortrefliche Freunde, ein Sal. Geßner, Steinbrüchel, Heß, Füßli und mehrere andere liebten ihn innig und wurden innig von ihm geliebt. Es war damals eine bekannte Dichter-Periode, wo ein jeder von der Natur nicht ganz verwahrloster Jüngling Verse machte — auch Usteri blieb nicht zurück. Er machte — doch in geringerer Anzahl — Oden, Idyllen u. s. w. die er seinen Freunden mittheilte und sich mit deren Lob und Tadel begnügte, ohne dabey der Verse-Sucht oder der Freude sich gedruckt zu sehen, das gründliche und ordentliche Studieren, aufzuopfern.

In den Jahren 1758 und 59. fuhr Usteri nach grossentheils vollendeten öffentlichen Studien sich selbst auszubilden fort. Die klaßischen Schriftsteller des Alterthums, vorzüglich Griechenlands, das Studium der moralischen Theologie, die damals vornemlich liebliche und Früchten versprechende Blüthen auszubreiten begann, der Umgang mit lieben Freunden, erfüllten die schönen Musse-Stunden des sich zu grösseren Arbeiten bereitenden Jünglings.

Im Jahr 1760. trat er seine Reise nach Italien und Frankreich an, von der er zu Ende des folgenden Jahres

zurükkam. Kurze Zeit, kurz wie sein Leben — aber auch lang wie dieses! — lange für den Tugendhaften, Kenntnißreichen, sich selbst durchaus und allenthalben empfehlenden Jüngling, der nicht etwa mit dem eingeschränkten Blick des Fachgelehrten, sondern als Weiser, der was immer nüzlich und brauchbar ist, umfaßt — reiste. Sein Zweck war, Menschen aller Art, besonders aus den gelehrten und höhern Ständen kennen zu lernen; mit den beßten Menschen wo er sie träffe, genauere Bekanntschaft zu machen; der Länder und Völker moralischen und politischen Zustand zu untersuchen; in Italien besonders die Urkunden schöner Zeiten, die Denkmäler dessen, was Genie und Kunst der Menschen auf ihrer höchsten Stuffe hervorbringen konnten, zu studieren.

Wie treflich er alle diese Endzwecke erfüllt hatte, davon zeugten schon die Briefe, die er von seiner Reise an seine Lehrer und Freunde, Bodmer, Joh. Geßner, Steinbrüchel, Sal. Geßner, Füßli u. a. schrieb, und jeden dieser Männer mit seinem besondern Fach unterhielt.

Vier Monate brachte er nach seiner Abreise von Zürich, in Genf zu, benutzte den Unterricht und Umgang der damals sehr berühmten dasigen christlichen Lehrer und Prediger, besonders Vernets. Moulton dieser Mann nach dem Herzen Rousseaus, und Roustan wurden seine genauen Freunde mit denen er nach seiner Zurückkunft, lange Zeit einen vertrauten Briefwechsel unterhielt, der vorzüglich Rousseau zum Gegenstand hatte.

Von Genf reißte er über Turin, Mayland, Parma, nach Bologna, der Stadt, der er unter allen italienischen Städten in Absicht auf Sitten und Gelehrsamkeit den Vorzug gab; von da auf Florenz, wo er die unbenutzt liegenden reichen Schätze der Kunst und Gelehrsamkeit betraurte. Hier, so wie schon früher in Genf, ließ er sich

die Zeit und Geduld fodernde Arbeit nicht dauren, sich oder seinen Zürcher Freunden, wichtige Handschriften der öffentlichen Bibliotheken selbst zu kopieren. Eine kleine Anekdote aus dieser Zeit, die er mir einst erzählte, kann wenigstens auf den bescheidenen Charakter unsers Reisenden einiges Licht werfen. Als er den Garten der botanischen Akademie zu Florenz besah, zeigte ihm der Professor eine damals noch neue nnd wenig bekannte Pflanze, die Usteri aber sogleich mit dem Linneischen Namen benannte; worauf er dann ohne weiters zum Mitglied der Sozietät eingeladen, und ihm das Diplom eines Ehrenmitglieds verheissen ward; er schlug aber die Ehre, als ihm gar nicht zukommend, aus; und erbat sich dieselbe für seinen ältern Bruder, der eigentlich botanische Kenntnisse besässe.

Von Florenz kam er nach Rom, dem ewig liebsten, schönsten Theil seiner Reise, von dem er so gern erzählte, an den er nie ohne fröhliche Rührung dachte. Hier traf er in Winkelmann einen neuen grossen Lehrer und Freund! Von ihm schrieb er an einen seiner Freunde, der zwey Jahre später nach Rom reiste: „Umarmen, umarmen Sie „ihn für mich, auf das allerfreundschaftlichste, diesen „mir lieben theuren Mann, und sagen Sie ihm, daß ich „mein Lebtag nicht vergessen werde, wie vielen Dank ich „ihm für seinen Unterricht schuldig bin; die Tage, die „ich mit ihm zubrachte, sind mir schöne Tage, sie glänzen unter den Tagen meiner Jugend, und wenn ich „alt werde, so werden sie mich im Alter ergözen. Lassen Sie mir von einem guten Zeichner in Rom, sein „Portrait nach dem Gemählde zeichnen, das er in seinem Zimmer hat, daß ich es in meinem Studierzimmer aufhänge.„ Die Briefe, die Winkelmann an Usteri schrieb, bezeugen die grosse Achtung und Freundschaft dieses Mannes gegen ihn. Sie sind in der Sammlung

von Winkelmanns Briefen an seine Freunde in der Schweiz an deren Herausgabe auch Usteri Theil hatte, gedruckt. Drey Monate brachte er hier mit dem unerschöpflichen Studium des schönen Alterthums zu; lernte dabey aber auch von jeder andern merkwürdigen Seite, Rom kennen, im nähern Umgang mit den Kardinälen Albani, Paßionei und Rochefoucault dem damaligen französischen Gesandten in Rom. Von Rom reiste er nach dem gleichfalls durch Natur und Kunst so merkwürdigen Neapel — dann nach Frankreich, über Lyon nach Paris. Sich selbst empfehlend, empfohlen von seinen bisher erworbenen wichtigen und vortreflichen Freunden, ward ihm auch hier der Zugang zu jeder Gesellschaft, die Bekanntschaft jedes berühmten und grossen Mannes leicht Der Graf Caylus dieser Kenner des Alterthums, und Schäzer jedes Verdienstes, schenkte ihm seine besondere Freundschaft: aber über alle Bekanntschaften die Usteri in Paris machte, über alle Freundschaften die er sich erwarb, und die ihm wahre Ehre brachten, ragt lieblich hervor, die Freundschaft, die J. J. Rousseau ihm schenkte. In Rousseau verehrte er den redlichsten Priester der Wahrheit, den unversöhnlichsten Feind aller Vorurtheile, den Mann, der allein fürs Wohl der Menschheit, für Stürzung jedes schädlichen Vorurtheils, für Erhebung der Wahrheit dachte und lebte: und Rousseau erkannte in Usteri den freydenkenden, einsichtvollen, eifrigen, herzlichguten, anmassungslosen jungen Schweizer, der ihm ohne Schmeicheley; offenherzig und frey seine Gedanken auch über seine Lieblings-Pläne und Sachen mittheilte. Sie wechselten einige Zeit miteinander sehr interessante Briefe.

Zurück von seiner Reise lebte Usteri noch zwey Jahre für sich, ohne öffentliche Arbeiten, sezte seine vorbereitenden Studien fort, arbeitete unter anderm an einer Uebersetzung seines Lieblings-Schriftstellers Demosthenes — hielt

1762 historische Sommer-Vorlesungen — ward Mitglied der physikalischen Gesellschaft, in der er viele Jahre eines der fleißigsten vortreflichsten Mitglieder war — er theilte dieser Gesellschaft in mehrern Vorlesungen die wichtigsten Fragmente über Oekonomie und Naturgeschichte die er in den Alten fand — dann Beschreibungen mehrerer Merkwürdigkeiten der Natur und Kunst in Italien, mit. Eine beträchtliche Zeit war er Sekretär der ökonomischen Kommißion dieser Gesellschaft, und ein sehr thätiger Beförderer ihrer Bemühungen zur Aufnahme der Land-Oekonomie in unserm Kanton — er schrieb verschiedene Berichte, Aufsätze, Ermahnungen, Auszüge aus den Antworten der Landleute auf die ausgegebenen Preisfragen die gedruckt und von der Gesellschaft unter das Landvolk ausgetheilt wurden: bey Einrichtung der so nüzlichen Bauren-Gesprächen dieser Gesellschaft war er besonders thätig; auch war er mehrere Jahre Bibliothekar der Gesellschaft, die weder vor noch nach ihm einen so treuen und fleißigen Bibliothekar hatte.

Zu Anfang des Jahres 1764. verlobte er sich mit Ottilia Muralt, und reiste mit seiner neu angetrauten Gattin nach Genf zu Rousseau, um von diesem liebenswürdigen Priester der Natur den zweyten Segen zu empfangen. Gegenseitige Achtung und Liebe beglükten die durchaus zufriedenen und heiteren Jahre seiner Ehe. Von mehreren Kindern blieben zween Söhne am Leben, die mit der hinterlaßnen Wittwe des Vaters Andenken ihr Lebenlang segnen werden.

Noch im gleichen Jahre ward er Professor der hebräischen Sprache am Zürcher-Gymnasium; 1769 Professor der Beredsamkeit; 1773 Professor am Collegio humanitatis und 1788 Professor der Theologie. Dadurch ward dann also sein erster und liebster Beruf — der Unterricht derjenigen Jünglinge unserer Vaterstadt, die sich dem Staa-

te oder der Kirche wiedmen wollen, und zu dem Ende hin unsere höheren Schulen gewöhnlich besuchen. Diesen schönen Beruf erfüllte Usteri während zwanzig Jahren mit einer beynahe Beyspiellosen Treue und Gewissenhaftigkeit, einem nicht zu ermüdeten Fleiß und Eifer, und dann auch mit dem gesegnetesten Erfolge! Zu Zeugen ruf ich euch alle auf, ihr viele hundert Jünglinge, nun Männer unsers Zürichs, die ihr früher oder später, längere oder kürzere Zeit seinen Unterricht genossen habt — ihr mochtet den Seligen lieben oder nicht lieben — doch liebte ihn kein Guter nicht — das Zeugniß müßt ihr ihm alle geben, daß einen treueren Lehrer, der mehr mit Herz und Seele gearbeitet hätte, der mehr Zeit und Fleiß auf seine Schüler verwandt, ihnen alle Nebenbeschäftigung und jede Art von Erholung mehr nachgesezt, gewissenhafter seine Lehrers Pflichten im weitesten Umfang des Worts erfüllt hätte — ihr nie gekannt! Der würdigste Ernst, nur selten nicht gemildert, von der fröhlichsten edelsten Munterkeit, belebte seinen Unterricht, der sich jeder Fassungskraft anzupassen ganz unnachahmlich verstand! dabey war keiner seiner Schüler der nicht ausser den Stunden des öffentlichen Unterrichts, besondern Rath, Ermunterung, Hülfe, Unterstützung von ihm erhalten hätte, und groß ward des Seligen Freude, wenn Liebe und Zutrauensvoll der Jüngling mehr verlangte — über geheimere Anliegen Rath wünschte, zu Hebung von Zweifeln, zu Ueberwindung grösserer Schwierigkeiten Hülfe suchte; mit welcher Herzlichkeit, anmassungslosen Herablassung und Freude that er das, und wie vielen Dank gerührter Jünglings Herzen erwarb er sich nicht dafür zum schönsten Lohn!

Ausser den zahlreichen Unterrichts Stunden die ihm sein Lehramt auflegte, gab er häufig einer grössern oder kleinern Anzahl, auch wohl nur einigen oder einzelnen Jünglingen Privatkollegia über Mathematick, ältere Geschichte, Encyclopedie der Wissenschaften u. s w.

Als Professor war er verbunden von Zeit zu Zeit öffentliche Jnaugural und andere Reden zu halten, die sich jederzeit durch interessante Gegenstände, durch einen ungewöhnlichen Fleiß, den er so wie auf alle seine Arbeiten, so auch hierauf wandte, und durch die Würde und den vortreflichen Anstand mit denen er sie hielt — auszeichneten. Ich nenne hier einige davon. 1769. Die Jnaugural Rede als Prof. hebr. De Consilio majorum nostrorum qui Sec. sup. in id incübuerunt ut versionem nostram germanicam Cod. S. ad veritatem hebräicam restitutam in vulgus ederent. 1771. Privatorum quorundam in Anglia pro promovenda Christi disciplina pauperumque ratione habenda conatus, ceu dignum christianæ caritatis exemplum sistens Er war Mitglied dieser englischen Gesellschaft und führte mehrere Jahre einen sehr ausführlichen Briefwechsel mit ihr, theilte derselben auch verschiedene Arbeiten und Pläne mit. 1784. Julianus non christianæ religionis sed Christianorum hostis. Seine lezte Rede als Prof. der Theologie ist weiter ausgeführt, gedruckt in der Dissertation — Consilia studii theologici recte instituendi (Turici apud Gesn. 1789.)

Doch nicht nur der kleinere Theil der Zürcher Jugend, der Usteris Unterricht genoß, segnet sein Andenken; die allgemeine Verbesserung der Schul-Anstalten für die männliche Jugend unserer Vaterstadt die vor bald zwanzig Jahren zu Stande kam, ist Sein und einiger vortreflicher Mitarbeiter Werk. Was sein Eifer und Fleiß da that, mögen die Zeitgenossen zeugen — doch solche Thaten bedürfen keines Zeugnisses und keines Lobes. 1773 schrieb er die Nachricht von den neuen Schul-Anstalten in Zürich als eine Anweisung und Aufforderung sich dieselben zu Nutze zu machen. (Zürich bey Orell.)

Kaum war er mit diesem Geschäfte zu Ende, so schritt er an die Ausführung eines eben so wichtigen, für seine Vaterstadt eben so segensvollen Entwurfes. So wie für

die Erziehung der Knaben gesorgt war, so wollte Usteri, sollte nun auch auch für die Erziehung der Töchter gesorgt werden; auch sie sollten in einer besondern Schule Gelegenheit finden, dasjenige zu lernen was Ihnen sowohl in der Zeit da sie noch zu Hause bey ihren Eltern leben, als nachher wenn sie für sich selbst sorgen müssen, Vortheil bringen und dazu dienen könnte, daß sie als Hausmütter ihrer Haushaltung wohl vorstehen, als Gattinnen die Angelegenheiten ihrer Männer soweit es ihnen zukömmt verständig besorgen, und als wohl unterrichtete Mütter sich eine vernünftige und christliche Erziehung ihrer Kinder selbst angelegen seyn lassen, und zum Unterricht derselben das Ihrige beytragen könnten.

Er theilte seine Pläne darüber einigen einsichtsvollen Freunden mit, und wandte sich noch im Jahr 1773 gemeinschaftlich mit Ihnen, an das Publikum. Mit der weisen Männern eigenen Mäßigung und Sorgfalt gieng Usteri dabey zu Werke. Er wollte gar nicht auf einmal eine Schule einrichten, in der alle die Kenntnisse die dem weiblichen Geschlecht nüzlich sind und zur edelsten Zierde gereichen gelehrt würden; er wollte durchaus nicht auf einmal eine gemeinschaftliche Töchter-Schule für alle Stände errichten. Wenn sein Plan solche Wünsche oder gar Forderungen enthalten hätte, so wäre er gewiß nicht, oder doch viel langsamer und schwieriger zu Stande gekommen. Man wollte für einmal eine Schule, in der die Töchter (zwischen 12 und 14 Jahren) mit Verstand lesen, leserlich und ordentlich schreiben, und so viel rechnen lernten, als ein Frauenzimmer bedarf, um eine Haushaltung zu führen. „Man könne es bey dem ersten Versuch einer solchen Töchter-Schule um so viel eher hiebey bewenden lassen, weil zu vermuthen sey, diejenigen die sich mit diesem wenigsten begnügen, seyen auch diejenigen denen es am schwersten fällt, Geld für den Unterricht ihrer Töchter auszu-

geben: da hingegen andere die nach mehrerem Unterricht streben, weil sie den Anlas haben in der Welt davon Gebrauch zu machen, sich meistentheils in solchen Umständen befinden, daß sie sich solchen Unterricht selbst verschaffen können. Auch der Unterricht in allerhand Frauenzimmer-Arbeiten würde hinwegbleiben, weil dazu genugsamer Anlaß vorhanden ist; und der Gewinn den man bald davon ziehen kann, dasjenige was man für Kinder deßwegen aufwendet, in kurzer Zeit wieder ersezt.„

Der Unterricht der Töchter mußte diesem Entwurf zufolg, durchaus unentgeltlich geschehen, deßnahen wurde das Publikum zu freywilligen jährlichen Beyträgen aufgefordert.

Mit unverhofter Schnelligkeit und unerwartetem Segen, vereinigte sich alles, zur erwünschtesten Ausführung des Entwurfs. Was am allernothwendigsten war, eine vortrefliche Lehrerin fand Usteri in Jgfr. Goßweiler, die ganz in und nach seinen Gesinnungen arbeitete, ihn als einen Vater verehrte und liebte, sich seine Achtung und vollkommenste Freundschaft bald erwarb, durch den Eifer und Fleiß den sie in Erfüllung aller ihrer Pflichten, und aller seiner Wünsche bewieß; die mit ganzer Seele für die Schule und ihre Aufnahme und Vervollkommnung lebte und noch lebt! Ein grosser und verehrungswürdiger Theil des Publikums, bewies durch reichliche Geld-Beyträge die wahre Theilnahme, und Billigung des Entwurfs; auch die Regierung bezeugte schriftlich ihr Wohlgefallen und nahm die Anstalt in ihren Schutz. Es meldeten sich sogleich mehr Töchtern zur Aufnahme als Pläze vorhanden waren, und die Schule ward eröffnet. Nach Verfluß von wenigen Monaten mußte man eine zweyte Klasse errichten, um eine doppelte Anzahl von Plätzen dadurch zu gewinnen, und einige Jahre nachher eine dritte Klasse, unter einer zweyten in der Schule gebildeten Lehrerin, so daß nun immer 60 Töchtern zugleich die Schule besuchen konnten. Sehr bald

wünschten auch Eltern von vornehmerem Stand, den Unterricht dieser Schule geniessen zu lassen, „ und so, sagt „ Usteri, war dann erst unser Zweck erreicht, auch in den „ höhern Ständen zur Ausbreitung solcher gemeinnützigen „ Kenntnisse und Fertigkeiten nach einem zweckmäßigen Plan „ behülflich zu seyn, und mehrere Gelegenheit zu solchen „ Uebungen zu verschaffen, durch welche die Gewöhnung „ an Ordnuug erleichtert und befördert wird. Sonder„ heitlich erhielt unsre Anstalt einen Werth durch diese freund„ schaftliche Zusammenkunft der Töchter von vornehmer „ und geringerer Herkonft; daß sie ungemein vielen Anlaß „ gab, solche Gesinnungen die zum Glück des gesellschaftli„ chen Lebens beytragen, zu pflanzen und zu nähren, und „ den republikanischen Geist mitzutheilen, welcher ohne „ Rücksicht auf äussere Umstände einzig auf das sehen soll, „ was wahren Vorzug giebt, und jede gute Eigenschaft gleich „ schäzt und hervorzieht, wo immer sie sich befindet. Hier „ fand sich die Gelegenheit nicht nur die Vortheile von „ Neid und Mißgunst auf der einen Seite, und von Stolz „ und Verachtung auf der andern zu heben, sondern dem „ fatalen Hang zu dem einen oder dem andern dieser schäd„ lichen Gemüths-Fehler dadurch frühe zuvorzukommen, „ und dadurch Liebe, Zuneigung, Achtung und Freund„ schaft unter jungen Bürgerinnen von verschiedenem Stand, „ in einem Alter einzupflanzen, in welchem solche Neigun„ gen so tiefe Wurzeln schlagen, daß sie sich nimmer ganz „ ausrotten lassen.

Der Unterricht in der Schule selbst wurde nun nach und nach mit weiser Vorsicht erweitert und vervollkommnet; was immer zu zweckmäßiger Aufklärung und Geistesbildung des weiblichen Geschlechtes beytragen konnte; was immer im Stand war, der zarten Mädchen Seele die frohe und herzliche Ausübung der könftigen Pflichten der Gattin, der Vorsteherin des Hauswesens und Mutter leicht

zu machen, und so auf dem einzig möglichen Weg ihre wahre Glükseligkeit zu befestigen, ward soviel es die Umstände erlaubten, benuzt und angewandt. Allen Theilnehmern an der Unterstüzung der Anstalt, gab Usteri in schriftlichen Berichten, die mit der jährlichen Rechnung über den Fond der Schule zirkulierten, Nachricht von ihrem Fortgang; und jedes 3te Jahr ließ er eine solche Nachricht drucken, deren von 1777 bis 1789 fünf erschienen sind, in denen die beßten Nachrichten von der Einrichtung der Schule sich finden. Mit jedem Jahr vermehrten sich die inn- und ausländischen Freunde der Anstalt; der grosse Bodmer vermachte derselben sein Haus und ein ansehnliches Kapital; in und ausser unserm Vaterland wurde das Institut nachgehamt, in Bern, Arau, St. Gallen und andern Orten, suchte man in der Zürcher Schule gebildete Lehrerinnen zu erhalten, in unserer Vaterstadt wurden Zöglinge der Schule zum Privatunterricht junger Kinder gebraucht, und so verbreitete sich der Segen des Instituts augenscheinlich.

Im fünfzehnten Jahr und wenig Tage vor seinem Tode, hatte Usteri die grosse Freude allen Beförderern der Schule bekannt machen zu können, daß die Anstalt, in der bereits an 500 Töchter unsrer Stadt unterrichtet worden, nun zu solchen Kräften erwachsen sey, daß sie künftig ohne ihre jährlichen Beyträge bestehn und fortgesezt werden könne, indem ein solches Kapital gesammelt sey, aus dessen Interessen der Aufwand den die dermalige Lage und Ausdehnung der Schule erforderten gar leicht bestritten werden könne.

Wenn es wenigen Menschen vergönnt ist, das Gelingen edler Absichten und Bemühungen so vollkommen zu erleben, und beym Abschied von dieser Erde ein schönes und grosses Werk nicht etwa unternommen und angefangen, sondern vollendet, und gleichsam für sich bestehend seinen

Mitbürgern als ein reiches Erbe zu hinterlassen: so sind wahrlich auch wenige der guten und edeln Menschen, die alle jene Eigenschaften, die zur Ausführung solcher Werke gehören, ich meyne vornemlich stille Thätigkeit, die weder Geräusch, Aufsehen, noch Ruhm, noch was immer dergleichen seyn mag, sucht; ausdaurenden immer gleichen Eifer, und Fleiß; weise Mäßigung; freundschaftlichen Ernst, milde Güte durch Menschen-Kenntniß gebildet, der Menschen Liebe gewinnend, so in sich vereinten, wie Usteri sie vereinte.

Ein zweytes Projekt das einen höhern Unterricht für einzelne Klassen des weiblichen Geschlechtes bezweckte, und das Usteri schriftlich in einem Buch vom Unterricht für Frauenzimmer hinterließ, blieb unausgeführt. Er schrieb dies Buch schon 1774, merkte sich dazu das nonum prematur in annum, und hielt es nur allzugewissenhaft.

Der Unterricht taubstummer Kinder war auch geraume Zeit ein Gegenstand seiner Aufmerksamkeit. Nähere Gelegenheit dazu gaben ihm die Versuche, die der würdige Pfr. Keller zu Schlieren mit so gesegnetem Erfolg anstellte. Er hat in einigen der ersten Jahrgängen des helvetischen Almanachs seine Beobachtungen und Bemerkungen darüber mitgetheilt.

In früheren Jahren hatte Usteri bisweilen gepredigt, und selbst einmal eine Prediger-Stelle zu erhalten gesucht; aber die schon oben berührte besondere Empfindlichkeit seines Nerven-Systems, die es ihm, dem sonst so männlichen Manne, schwer machte, ohne Thränen eine rührende Predigt zu halten, und die wichtigen Arbeiten die er im Erziehungsfach vor sich sah, zogen ihn bald ganz davon ab.

Es mag auch unter seine nicht unbedeutende Verdienste gehören, daß er männlich und wirksam, einem sehr bekannten Schwärmergeiste entgegen arbeitete, der sonderlich unter unseru jungen Geistlichen in den 70ger Jahren,

an die Stelle vernünftigen Selbstdenkens, gründlicher Studien und nützlicher Kenntnisse, vielerley religiosen Tand und Träumerey, und die menschliche Vernunft erniedrigende und unterdrückende Dinge zu bringen suchte. Daß Usteri von diesen gefährlichen Irrwegen manchen Jüngling zurükgebracht, dafür sind noch schriftliche Zeugnisse vorhanden. — Ich glaube es ihm aber auch zu einem besondern Verdienste anrechnen zu können, daß er öfter furchtlos frey, und ohne Aufsehen damit zu machen, sich an Männer wandte, von denen alles das ausgieng und sie warnte und bat, bey gewissen Gelegenheiten behutsamer und klüger zu seyn. Ich will gerne glauben, daß auch so gerade und eines edeln Mannes so würdige Schritte, oft fruchtlos waren, das benimmt aber ihrem wahren Werthe nichts.

Viele Jahre und bis an seinen Tod war Usteri erster Bibliothekar an der Stadtbibliothek. Die vielen Arbeiten, die sich auch an diesem Ort von ihm finden, die vortrefliche Ordnung und Genauigkeit die er da theils fortführte, theils einrichtete; die Gefälligkeit und Zeitaufopferung die er in die diesem Amte gegen Einheimische und Fremde so unabläßig bewieß, waren neue Verdienste um seine Vaterstadt.

So war der Mann in seinem öffentlichen Leben; doch grösser und edler noch im stillen Privatleben. Hier, wo wegfallen jede minder edle Bewegungsgründe grosser und guter Thaten; wo sich der wirklich weise, der wirklich gute Mann so zeigt wie er ist; hier zeigten sich Usteris Tugenden im schönsten Glanze.

Wollt' ich sie einzeln aufzählen, diese Tugenden, so möchte man glauben, die so ich etwa vergäße, hätten ihm gemangelt. — Er besaß alle Zufriedenheit, immer gute Laune, immer rege freundschaftliche Theilnahme, zuvorkommende anmassungslose Hülfsbegierde, warme Dankbar-

keit, nicht rechnendes gernes Vergessen erwiesener Wohlthaten, machten ihn allgemein beliebt, allenthalben willkommen, verbreiteten Frohheit wo er war.

Manchem seiner Mitbürger, der verwickelt in ökonomischen und moralischen Labyrinthen, keinen Ausgang sah und fand, half er allein oder mit Freunden, still und sonder Aufsehen, zurück auf die Strasse der Freyheit und Tugend. — Unzählbare Väter und Mütter, suchten bey ihm, und nie vergebens, Hülfe, Rath und Trost für schwere und unbelohnt scheinende Erziehungs-Sorgen.

Vater vieler fremder Kinder, war er es nicht minder in engerm Sinne seiner eigenen. Ihr Lehrer und Freund, opferte er Ihnen Zeit, Neignng und was alles Vaterherzen aufzuopfern möglich ist, auf. Was beyde Söhne Gutes haben mögen, danken sie der Erziehung Ihres Vaters — ihre Fehler sind nicht seine Schuld!

Er liebte die Wissenschaften, sonderheitlich auch in ihrem allgemeinern Zusammenhang. Er las die beßten ältern und neuern Schriften, und besaß sie in einer ausgewählten Sammlung. Lesesucht war indessen nie seine Sache, er wußte seine Zeit besser anzuwenden, und schon als Jüngling las er aus Grundsäzen, wenig Journale und Zeitschriften, weil er wenig wirklich neues darinn fand.

Wollen die Nachkommen auch sein Aeusseres kennen. Es war edel wie sein Geist! den selbstständigen furchtlosen freyen Mann zeigte sein ganzer wohlgebildeter Körper, sein edler Gang voll Würde und Anstand; den Selbstdenker verrieth die freye Stirne; den thatenreichen Mann das Feuer der Augen; herzliche Güte und wohlwollende Freundschaft belebten den redenden Mund. Seine Kleidung war einfach, doch gewählt, und zierlich wie es Stand und Würde erlaubten. Er liebte die Gesellschaft geistreicher Frauenzimmer und edler Freunde, und wiedmete ihnen die Stunden seiner Musse. Seine Glüksgüter

waren mittelmäßig, sein Aufwand weise und sparsam denselben gemäß. Bey ziemlich schwacher Gesundheit war er doch auch nicht kränklich. Seit mehreren Jahren liessen von Zeit zu Zeit eintrettende heftige Kolickschmerzen; die dann doch wieder bald verschwanden, einen gefährlichen wahrscheinlich ererbten Gichtstoff im Körper befürchten. Zu Ende des Jahres 1788 da er Professor der Theologie und mit einer Menge neuer Geschäften beladen ward, arbeitete er mit ungewöhnlicher Anstrengung von früh Morgens 3 oder 4 Uhr. — Der sehr harte Winter verbunden mit jener Anstrengung erschöpften seine Kräfte — ein Schleimfieber befiehl ihn, von dem er sich langsam zu erholen schien, als ihn zu Anfang des May Monats 89 ein Nervenschlag traf, der ihm die eine Seite lähmte und das Bewußtseyn raubte, den 14ten verschied er.

Sein Tod verbreitete tiefe und allgemeine Trauer unter den Seinen, unter Freunden, Bekannten und Unbekannten. Die ganze Stadt betraurte ihren Wohlthäther, und gewiß war auch kein einzelner der sich seines Todes gefreut, oder ihn bald vergessen hätte. Wahrhaft grosser Männer Verlurst fühlt man selbst nach einiger Zeit tiefer als gerade im Anfang. Das war auch hier der Fall; noch fliesset seinem Andenken manche Thräne. Seine Schüler liessen — was sie ehmals auch Bodmern thaten, sein wohlgetroffenes Bild auf einer Denkmünze verewigen.

In der Mitte seines männlichen Alters weggerufen, von dieser Erde, war sein Leben doch nicht kurz — da kein thaten und tugendreiches Leben kurz genennt werden darf. Schön und glücklich nenn' ich den Tod, aus der Mitte dankerfüllter Seinen und Freunde, allgemein geehrt und allgemein geliebt, nach vollbrachten segensvollen und immerdaurenden Arbeiten, gleichsam plözlich versezt zu

wer=

werden in höhere Welten, mit dem sichern Bewußtseyn, daß mit Dank und Segen unser Andenken hienieden bleibt.

Und so wird Leonhard Usteris Andenken bleiben. Und so lange Zürich seine verdientesten Männer, seine wahren Wohlthäter kennt; so lange der Vater dem Sohne, die Mutter der Tochter von grossen und guten Vorältern erzählen; so lange wird Leonhard Usteris Name von der Nachwelt geehrt und gepriesen werden.

B. F. A. J. D. von Zur-Lauben.

Beat Fidel Anton Johann Dominicus Freyherr von la Tour-Chatillon-Zur-Lauben, gewesener Erbherr von Hembrunn und Angliken, Kommenthur des königl. Ritterodens von St. Ludwig, General-Lieutenant in Französischem Dienste, wurde den 3. Augstm. 1720. zu Zug gebohren. Sein Vater, Beat Ludwig, war viele Jahre Lieutenant in der Compagnie von Zur-Lauben bey dem Schweizerregiment Pfyfer. Im J. 1708. befand er sich bey dem Treffen zu Oudenarde. Er war ein jüngerer Bruder des Baron Beat Franz Placidus, Groß-Kreuz des St. Ludwigs-Ordens, General-Lieutenant und Obrist über ein Regiment der Schweizerschen Leibwache in Frankreich, * welcher den 31. Decembr. 1770. zu Paris starb. Beyde sind Söhne des Baron Beat Jacobs, Ritters vom St. Ludwigs-Orden, Hauptmanns in französischem Dienste, Landammanns zu Zug. Daselbst starb er den 4. Jenner 1717. Seine Gemahlin ware Maria Barbara, eine Schwester des Baron Beat Jacob de la Tour, Chatillon-Zur-Lauben, Grafen von Wylerthal im Elsaß,

* Man sehe seine Dienste in der Chronologie historique militaire de France, par Mr. Pinard, Commis au bureau de la Guerre T. V. p. 318. 319. Paris 1772. in 4to.

Generall-Lieutenants und Obristß eines deutschen Infanterieregiments. * Die Muter des Barons von Zur-Lauben, von welchem wir hier einige biographische Nachrichten liefern, war Maria Anna von Burz-Seethal, aus einem angesehenen Hause im österreichischen Schwaben. Ihr Großvater Gervasius war Obrist über ein Regiment zu Pferd in kayserlichem Dienste, auch Kommendant zu Hohentwiel während des schwedischen Krieges.

Das Haus von Zur-Lauben ist ein Zweig der alten Baronen von La Tour-Chatillon in Wallis, de Turre Castellionis, d. i. zum Thurm von Gesielen oder Gestelenburg. Es steigt in das eilfte Jahrhundert hinauf. Ein besonderer Zweig dieses Hauses hieß Chatillon, lateinisch de Castellione oder Castellione, deutsch von Gestelenburg oder von Gestelen. Der Stammvater war Aymo, Damoiseau, d. i. Domicellus oder auf deutsch Junker, ein jüngerer Bruder Gerolds II. Barons de la Tour in Wallis, Geroldus de Turre. Dieß sieht man aus einer lateinischen Urkunde der Abbtey St. Moritz vom 1. Sept. 1263. Verschiedene Urkunden beweisen, daß Gerold de la Tour II. in gerader Linie von Wilhelm I. Baron de la Tour abstammete, und dieser letztere lebte im J. 1157.

Der Zweig von Chatillon-Zur-Lauben entsproß von Balthasar von Gestelenburg, Aymons Nachkömmlinge. Seit der Revolution vom J. 1375. und 1377. trug man im Walliserland einen bittern Haß gegen den Adel überhaupt und besonders gegen das Haus de la Tour. Auch verlor damals dieses Haus seine vornehmsten Herrschaften, unter anderm das Schloß von Chatillon bey Raron. Um dem Haß des Volks zu entgehn, änderte obiger Balthasar von Gestelenburg Ends des XIVden Jahrhunderts seinen Namen in den Namen Zur-Lauben.

* S. Ebend. T. VI. f. 455-458. Paris 1761.

Dieß erhellet aus dem Jahrfest, welches seine Söhne, Johann und Moritz, in der Kommenthurey der Ritter, des heiligen Lazarus zu Seedorf in dem Kanton Ury * stifteten, und zwar so wol für ihn als für seine Mutter, Frau Anna von Boll. Nach dem Necrolog der Kommenthurey zu Seedorf, einem sehr ehrwürdigen Denkmal des alten Lazarusordens, war Balthasar, mit dem Zunamen Zur-Lauben, aus dem Hause von Gestelenburg in Wallis. An einem andern Orte bestimmt dieser Necrolog das Jahrfest des Conrads von Gestelenburg, Ritters von St. Lazar zu Seedorf, auf den 10. April. Der oben erwähnte Johann vermählte sich mit Agnes Schreiber von Ury. Sein Sohn, Anton, setzte sich im J. 1488. zu Zug. Schon vorher hatte er im J. 1477. das Bürgerrecht zu Zürich erhalten, und zwar zur Belohnung seines bey Granson bewiesenen Heldenmuths. Seine Gattin, Dorothea Herrmann von Zürich, gebahr ihm zween Söhne, von welchen die verschiedenen Zweige des Hauses Zur-Lauben abstammen.

Noch sieht man die Ueberreste des Schlosses Chatillon oder de la Tour unweit dem Dorfe Gestelen, in dem ehemaligen Zehnten von Naron. Die historischen Urkunden dieses Geschlechtes steigen bis gegen das XIte Jahrhundert hinauf. Eine Urkunde vom 2. April 1157. ** redet von einem Zwist zwischen der Abbtey St. Moritz und Wilhelm de la Tour und dessen Vorfahren, welcher schon seit sehr langen Zeiten gedauert hatte. Dieser Zwist be-

* Heut zu Tag eine Abbtey der Benedictinerinnen.

** Cum itaque quæ inter agaunenſem Eccleſiam & Guillelmum de Turre & prædeceſſores ejus longis retro temporibus diu duraverat diſcordem calumniam ſicut communi utriusque partis aſſenſu terminavimus &c. (Man ſehe das Archiv der Abbtey von St. Moritz in Wallis.)

traf Ollon, unweit Aigle, im Kanton Leman und Vouvries im untern Wallis. Nach Guichenon * waren die Baronen von Chatillon ein jüngerer Zweig des alten Hauses der Baronen de la Tour du Pin im Dauphiné. ** Von dieser Seite stehn sie in Verwandtschaft mit den lezten Dauphins von Viennois und mit den Herren de la Tour de-Vinay. Die Gleichheit der Wappen und Vermählung des Baron Antons de la Tour mit Billette, der Erbfrau von de la Tour de-Vinay gegen Ende des XIVden Jahrhunderts, bekräftigen Guichenons Behauptung.

Ausser dem Schloß und der Herrschaft von Chatillon besassen die Baronen de la Tour noch verschiedene andere Herrschaften im obern und untern Wallis, das Letschthal, Aient, Gradetz, Montagni, Vouvries, St. Branchier, das Majordomat oder die Meyerey von Sitten u. s. w. In Savoyen Larringe, Lügrin, in dem Kanton Oberland die Baronie Frutingen, den Grindelwald, im Cant. Bern das Schloß Laupen, Ollon; in dem Kanton Freyburg Arceniel, Illens, Plassayon und Attalens. Als reichsfreye, deutsche Baronen besassen sie das Münzrecht, *** wie man aus den Urkunden der Republik Wallis beweisen kann. Die verschiedenen Zweige unterscheideten sich durch den Namen entweder der besondern Herrschaften oder des Orts, wo sie sich aufhielten. ****

* S. Hist. de Bresle & de Bugey, P. III. p. 29. Lyon 1650. fol. fig.

** S. Ueber das Haus de la Tour du-Pin l'histoire de Dauphiné & des Princes qui ont porté le nom de Dauphines, en deux Vol. in Fol. Geneve 1722. avec fig. par le Presidént Marquis de Valbonnais.

*** Noch sieht man Silbermünzen der Baronen de la Tour in dem Münzkabinet der Stadt Zofingen und der Abtey Mury, wie auch in der Bibliothek der Baronen von Zur-Lauben zu Zug.

**** Daher die Zweige de la Tour de Montagni, de Syon, de St. Maurice, de St. Branchier, d'Ollon, de Vevey u. a. m.

Nach langem und blutigem Krieg gegen die Walliser in den J. 1375. † verlor das alte Haus de la Tour oder de la Tour-Chatillon alle seine Herrschaften im obern und untern Wallis. Im J. 1400. verkaufte es die Baronie Frutingen der Stadt Bern. In den helvetischen Jahrbüchern liest man die Fehden, welche dieses Haus in dem XII, XIII und XIVden Jahrhundert so wol gegen die Bischöffe zu Sitten, als gegen die Stadt Bern geführt hat. Durch Heurathen stand es in Verbindung mit den angesehensten Häusern der Nachbarschaft in der Schweiz und in Savoyen, mit den Häusern von Raron, Morestel, Roßillon, Wedischweil, Gruyeres, Thoire-Villars, la Baume-Montrevel u. m. a. Aimon der Bruder des Baron Johann de la Tour-Chatillon, Bischof zu Sitten, stiftete im J. 1231. eine Karthaus zu Gerunda unweit Siders im obern Wallis. Von verschiedenen Zweigen dieses Hauses erhielten die Abbteyen von St. Moritz, Abondance, Interlaken u. a. wie auch das Kapitel des grossen St. Bernards beträchtliche Vergabungen. Das Haus Chatillon Zur-Lauben, welches sich zu Zug niederließ, hat daselbst das Bürgerrecht seit dem Jahr 1488. Auch zu Lucern erhielt es wegen wichtiger Verdienste um diesen Kanton das ewige Bürgerrecht seit dem J. 1653. Aus diesem Haus wählte Zug sieben Landammänner oder Staatshäupter, alle berühmt in den helvetischen Annalen. Aus demselben entsprossen auch verscheidene Prälaten und Aebbte, z. B. zu Murry und Rheinau. Seit der Regierung des Königs Franz I. dienecten die von Zur-Lauben der Französischen

† Grosse Beleuchtung erhält die Geschichte dieses Krieges durch die Urkunden des Hauses de la Tour, die im J. 1770. zu Paris in fol. edirt sind. Man sehe auch den XIIten Band der Gallia christiana in dem Artikel vom Bistum Sitten f. 490-563.

Krone, und niemals hatten sie gegen diese Krone die Waffen getragen. In ihrem Dienste opferten vierzehn höhere Officiers, Generale, Oberste, Hauptleute ihr Leben auf, und mehrere andere wurden mit ehrenvollen Wunden bezeichnet. König Karl XI. überließ dem Wappenschild dieses Hauses eine Lilie, und zwar wegen der Heldenverdienste des Beat von Zur-Lauben, Hauptmanns der schweizerschen Leibwache. Den 28. Nov. 1639. bekräftigte und erhöhte Ludwig XIII. diese vorzügliche Gunst. Als der Kayser Leopold den 10. December 1701. den Abbt zu Mury, Placidus von Zur-Lauben, Freyherrn von Thurn und Gestelenburg, zum Reichsfürsten erhob, so übergab er damit zugleich dem ältesten aus dem Geschlechte von Zur-Lauben für immer und ewig das Amt eines Erbmarschalls der gefürsteten Abbtey Mury. Aus diesem Hause entsprossen auch verschiedene Ordensritter von St. Michel, von St Ludwig in Frankreich, von St. Moritz und St. Lazar in Savoyen, von St. Georg von Parma u. s. w. Ends des verflossnen Jahrhunderts beschenkte Ludwig XIV. im März 1681. den Baron Conrad de la Tour-Chatillon-Zur-Lauben, General-Inspektor der Infanterie in dem Departement von Katalonien und Roußillon, und Brigadier bey dem französischen Heere, mit der Herrschaft Val de Villé oder Weilerthal im Elsaß. Er starb unverheurathet den 4. December 1682. zu Perpignan in einem Alter von vier und vierzig Jahren. Die Herrschaft Weilerthal fiel also an die Krone zurück: allein der Monarch gab sie dem Neffen des Verstorbenen, Beat Jacob von Zur-Lauben. Im J. 1686. erhob er sie zur Baronie, und im J. 1692. zur Grafschaft. Der Graf von Zur-Lauben, General-Lieutenant in französischem Dienste und Oberst über ein deutsches Infanterieregiment, starb den 21. Sept. 1704. zu Ulm im acht und vierzigsten Lebensjahre

an einer Wunde, die er in dem Treffen bey Höchstädt empfieng. Unter allen Ober-Befehlshabern war er der einzige, der den Feind zurücktrieb, und zwar zum drittenmale, vor den Augen der französischen Gendarmerie. Von seiner Gemahlin, Julia von Sainte Maure, einer nahen Verwandten des Herzogs von Montausier, hatte er eine Tochter, Franziska Honoré Julia, Gräfin von Zur-Lauben, im Jahr 1711. vermählt mit Heinrich Ludewig von Choiseul, Marquis von Meüse, Ritter der königlichen Ritterorden, General-Lieutenant und Gubernator von St. Malo, der im J. 1754. zu Paris starb. Durch diese Vermählung vereinigte sich die Grafschaft Villé oder Weilerthal mit dem Hause von Meüse-Choiseul. Diese Grafschaft hat sieben Stunde in der Länge, und vier in der Breite, wie Schöpflin bemerkt. * Das Geschlechtregister der von Zur-Lauben findet man in verschiedenen Büchern. ** Scheuchzer liefert die Grabschriften, die man von diesem Geschlechte zu Zug in der St. Oswalds Kirche sehen kann. † Je merkwürdiger schon an sich selbst die genealogische und diplomatische Geschichte des Hauses Zur-Lauben seyn mag, desto mehr hoffen wir auf die Nachsicht des Lesers, wenn wir etwas hierüber haben voraus schicken dürfen. Immer ist es zu unsern Zeiten, besonders an gewissen Orten, nicht ausser dem Wege, wenn man durch Beyspiele zeigt, daß

* S. Alsatia illustrata T. II. f. 201-204.

** S. Gabr. Buceline pars altera Germaniæ Topo-chrono-stemmatographicæ f. 129. und 280. Aug. Vindel. 1662. fol. fig. Ebendesselben Constantia rhenana, sacra & profana, p. III. p. 72, 73. Francf. ad Mæn. 1667. 4to. fig. Ferner Joh. Friedrich Gauhen des H. R. R. Genealog. hist. Adels-Lexicon. f. 886. Leipzig 1719. 8vo. Fig. Iselins hist. allg. Lexicon. Basel 1729. T. III. f. 102. und nouveau Supplem. au Dictionn. de Moreri. T. II. f. 810. flg. Leuen schweiz. Lexicon. V. XI. XVIII.

† Itinera alpina. T. III. f. 472. flg. Lugd. Bat. 1723. 4to.

die Gelehrsamkeit und Tugend sich mit dem Ton der grossen Welt verträgt, und daß ohne sie Rang und Adel eitler Stand sey.

Der Baron von Zur-Lauben, von dem wir, eben nicht die Biographie, sondern nur einige biographische Nachrichten * liefern, verlor seinen Vater zu Zug den 5. Jänner 1730, ** und seine Mutter den 4. August 1732. † Sein Oheim, Hauptmann bey der schweizerschen Leibwache in Frankreich und hernach Obrist eines Regiments, unter dem Namen von Zur-Lauben, hatte selbst keine Kinder, übernahm aber die Erziehung unsers jungen von Zur-Lauben, als eines Sprößlings, welcher den Ruhm des Stamms noch weiter ausbreiten sollte. Nachdem der Knabe zu Zug, und hernach zu Colmar und Ratolfzell die Elemente der lateinischen Sprache gelernt hatte, kam er im Hornung 1730, im achten Jahre seines Alters, nach Paris und lernte die französische Sprache. Den 31. Jänner 1732. erhielt er Zutritt bey den adelichen Pensionnairen des College des quatre Nations. Diese königliche Gunst hatte er den Verdiensten seiner Vorältern zu danken. Bisher hatte sie kein anderer Schweizer erhalten. Auch nachher ward sie keinem gewährt. Ganz eigentlich nämlich wurde dieses Collegium von Ludwig XIV. nur für den Adel aus den vier eroberten Provinzen gestiftet. In diesem Collegium, (dem vornehmsten der Pariser-Universität) blieb der junge von Zur-Lauben bis zum 7. December 1735. Damals trat er als Fähndrich unter das Regiment der schweizerschen Leibwache. In dem Collegium genoß er den Unterricht

* Man erinnere sich, daß wir auf dem Titel nichts anders versprachen, als kurze, biographische Nachrichten.

** Im 37. Lebensjahr.

† Im 44. Lebensjahr.

der berühmtesten Professoren und auf die großmüthigste Weise unterstützten sie ihn in seiner Neigung zu der schönen Litteratur. Der Bibliothekar gab ihm in den Erholungsstunden einen vorläuftigen Begriff von der Bibliographie. Gar bald brachte es der junge Baron ungemein weit im Lateinischen und Griechischen, in dem Studium der Dichtkunst und Beredtsamkeit, in der Logick. Er erhielt verschiedene Prämien, und selbst wegen seiner französischen Uebersetzungen, welches an einem Schweizer eine sonderbare Erscheinung war.

Nach seiner Entfernung aus dem Collegium verschafte ihm sein Oheim Unterricht in allen adelichen und militarischen Uebungen; auch gab er ihm Lehrmeister in der Meßkunst und Zeichnungskunst. Der junge Offizier machte schnelle und glükliche Fortschritte. Der Abbt Rollin, * der durch sein Werk über die Studienmethode und durch seine alte und römische Geschichte mit Recht berühmt ist, war ein Freund des Barons von Zur-Lauben und durch sein Rathschläge leitete er den Neffen desselben auf der literarischen Laufbahn. Sehr oft besuchte der junge Baron den alten Universitätsrector, ungeachtet sein Quartier zu Paris von dem Quartier dieses letztern ungemein entfernt war. Er betrachtete ihn als seinen Mentor. Die Zwischenzeit, die ihm von seinen militarischen Geschäften frey blieb, wiedmete er den Musen. Er studirte die Geographie und gar bald umfaßte er alle Zweige der Geschichte, nebst den Alterthümmern und der Numismatick. Gelehrte vom Ersten Rang unterstützten seinen Eifer. Er hielt es für ein Glück, in Paris, als einem neuen Athen, zu leben. Indeß nicht ohne schmerzhafte Empfindung verlor er in demselben Jahre 1741. den ver-

* Rollin starb in Paris den 14. Sept. 1731. im achtzigsten Lebensjahre.

ehrungswürdigen Rollin und seinen Hauptmann, von Surbeck, * Befehlshaber der General-Compagnie bey dem Regiment der schweizerschen Leibwache. Dieser leztre hatte ein sehr ausgesuchtes Kabinet von römischen und griechischen Schaumünzen. Unserm Zur-Lauben flößte er den Geschmack für das Studium des Alterthums ein. Nach seinem Hinscheid blieb sein Platz als Honoraire-Etranger der königlichen Akademie der schönen Künste und Wissenschaften ledig, bis dieser Platz im Jänner 1749. von der Akademie dem Baron von Zur-Lauben, gleichsam als dazu vorher bestimmt, zugekennt wurde.

Kriegesdienste. **

Den 7. December 1735. wurde der Baron von Zur-Lauben Fähndrich bey der General-Compagnie der Schweizer und Bündner in dem Regiment der eidgenößischen Leibwache; den 3. April 1737. Unter-Lieutenant; zweyter Lieutenant den 17. May 1740. Mit dem Regiment der Leibwache that er im J. 1742. den Feldzug nach Flandern, im J. 1743. nach dem obern Rhein. Den 6. März 1744. wurde er Capitaine-Commandant der Obrist-Compagnie von Zur-Lauben bey dem Regiment der schweizerschen Leibwache. Als solcher commandirte er den 11. May 1745. bey dem Treffen von Fontenoi. Neun und vierzig Mann von seiner Compagnie wurden theils erschlagen, theils verwundet. In gleichem

* Eugen Peter von Surbeck von Solothurn, Brigadier, starb zu Bagneux bey Paris, den 1. Sept. 1741. in seinem 63. Jahre. Von ihm besizt die Academie des Inscriptions in Handschrift eine Histoire métalique des Empereurs depuis Jules-Cesar jusqu'à l'empire de Constantin le grand in zween Foliobänden. In den Denkschriften der Akademie wird diese Historie häufig angeführt.

** S. Pinard Chronologie historique militaire de france, T. VIIe. p. 517-512. Paris. 1764. in 4to.

Jahre diente er auch bey den Belagerungen Tournai und Oudenarde. Vor dem erstern Platz trieb er mit seiner Compagnie, den Piken und Grenadiers des Regiments die feindliche Besatzung, die einen Ausfall that, wieder zurück. Den 22. May 1746. ward er in dem Schloß Bouchout in Brabant von dem Könige mit dem Ordensband des h. Ludwigs beehret. Den 11. October gleichen Jahres befand er sich bey dem Gefechte von Raucoux. Im J. 1748. diente er bey der Belagerung von Mastricht und den 10. May erhielt er das Brevet als Brigadier der Infanterie. Im J. 1757. kommandirte er das erste Bataillon der schweizerschen Leibwache, als sie der Insel Aix zu Hilf eilen sollte. Vor ihrer Ankunft aber verliessen die Engländer diese Insel. Den 9. April 1759 erhielt er eine ganze Compagnie bey dem Regiment der schweizerschen Leibwache, auf künftiges Absterben seines Oheims, als Obersten dieses Regiments. Das erste Bataillon desselben kommandirte er in diesem Jahre in verschiedenen Besatzungen von Artois und an den Küsten. Im November gleichen Jahrs sollte er mit seinem Bataillon und noch einigen auserlesenen Truppen eine Landung in England thun: auf die Nachricht von dem unglücklichen Seetreffen des Marschalls von Conflans auf der Höhe von Belle-Isle, unterblieb dieser Anschlag. Als das Regiment der schweizerschen Leibwache im J. 1760. nach Deutschland gieng, so kommandirte er in Hessen das erste Bataillon bey der Armee des Marschalls von Broglio, auch hatte er Theil an verschiedenen Kriegsunternehmungen. Auf besondern Auftrag des Hofs vom 1. May 1762. kommandirte er vom 7. Junius bis zum 23. Julius bey dem französ. Kriegsheer in Deutschland die schweizersche Brigade der Regimenter d'Arbonier und Lochmann, und vom 25. Jul. bis zum 17. Nov. die Regimenter von Boccard und Dießbach. Ungeachtet

aller Hinderniſſe von Seite des Barons von Luckner; führte er die Brigade d'Arbonier von Dulmen in Weſtphalen bis nach Homburg in Heſſen. Den 8, 9, und 10. Augſtm. verthaydigte er mit der Brigade von Boccard die Verſchanzungen auf Melſungen bey Fulda, und zwar unter ununterbrochenem Feuer des groben Geſchützes und bey dem lebhafteſten Wiederſtand des Lord Gramby, der die Alliirten anführte. Mit der gleichen Brigade bedeckte er den 18. Auſtm. den Abzug der Armee, ohne daß man ihn angreiffen konnte. Den 30. zog er vor Friedberg, um ſeine Brigade im Nothfall bey dortiger Unternehmung bereit zu halten. Den 21. Sept. befand er ſich bey dem Angriff des Schloſſes Amönenburg an der Ohm. Daſelbſt verlor er 101 Mann von ſeiner Brigade. Im December erklärte man ihn zum Feldmarſchall. Schon ſeit dem 25 Julius war das Brevet ausgefertigt. Den 20. Augſtm. 1767. erhielt er auf Entlaſſung ſeines Oheims, des Barons von Zur-Lauben, des Generalen und Obriſt der ſchweizerſchen Leibwache, bey derſelben eine eigne Compagnie, nach ſeinem Namen. Den 1. März 1780. ernennte ihn der König zum General-Lieutenant, den 25. Auguſt zum Großkreuz des St. Ludwigsordens. Den 12. März gleichen Jahres hatte er bey ſeiner Entlaſſung von dem Regiment der Leibwache, als erſter Haupmann, die Forſezung aller ſeiner Jahrgehalte, * und noch eine Vermehrung von 8000 Livr jährlich, und ebenfalls alljährlich noch andere 3000. Livr. für ſeine Compagnie erhalten. Die Compagnie gab der König dem Oberſten von Dürler, (aus einem der angeſehenſten Häuſern zu Lucern,) und zwar in Rückſicht ſeiner Vermählung mit der Fräulein von

* Den 1. May 1752. erhielt der Baron von Zur-Lauben die Stelle eines Conſeiller du Roi und Secretaire-Interprête de S. M. près du L. corps helvetique.

Zur-Lauben, der ältern Tochter unsers Barons. Auch die Gemahlin desselben, Frau Maria Kolin, erhielt von dem König, auf den Fall der Verwittung, die Zusicherung einer beträchtlichen Pension. So viel Gunstbezeugungen beweisen genugsam die Achtung des Monarchen für die Verdienste des Barons von Zur-Lauben und seiner Ahnen, die seit beynahe dreyhundert Jahren der Krone Frankreich gedient haben. Unser Baron ist der letzte seines Namens in der Eydgenoßschaft.

Gelehrte Verdienste.

Im J. 1747. als er eben im Dienste des Hofes stand, arbeitete er an einer Abhandlung, welche den 4. April 1748. von der königlichen Akademie der schönen Künste und Wissenschaften gekrönt wurde. Diese Abhandlung, wovon man den Auszug in dem Mercur von Paris findt, * beleuchtet folgende Fragen: Welches sind die verschiedene Bedeutungen der Namen ΑΣΥΛΟΣ und ΙΕΡΑ ΑΣΥΛΟΣ auf den Schaumünzen mehrerer Städte? Leitete man das Zufluchtsrecht immer aus der Religion her? War die Ausdehnung desselben aller Orten die gleiche? Bey wem stand die Vorsorge für die Handhabung desselben? Was für Zufluchtsörter gab's noch unter der Herrschaft der Römer und zu welcher Zeit wurden sie abgeschaft? Den 31. Jenner 1749. ernennte den Baron die Akademie einhellig zum Associé - honoraire-étranger; den 9. Jänner 1762. ward er ausserordentliches Mitglied der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich; im J. 1768. Mitglied der arkadischen Gesellschaft zu Rom. Das Diplom erhielt er unterm 10. Nov. in italienischer Sprache. Diese Ehre verschafte ihm ohne sein Vorwissen der päpstliche Nuntius zu Lucern, Valentin

* S. Juin, Vol. II. Paris, p. 119-132.

Gonzaga, nachheriger Kardinal und Legat des heiligen Stuhls zu Ravenna. Damals hatte Zur-Lauben sich nach Lucern geflüchtet. Sein Geburtsland, der Kanton Zug, war durch innere Unruhen erschüttert, und zum Theil wurde er das Schlachtopfer, indem er die entzweyten Partheyen zum Frieden und zur Eintracht ermahnte. Vermög seines Bürgerrechtes zu Lucern fand er daselbst nicht nur Schutz für seine Person, sondern auch Gelegenheit zur Ergänzung seiner Compagnie bey der französischen Leibwache. Der Nuntius schenkte ihm von dieser Zeit an sein innigstens Vertrauen.

Im demselben Jahr 1749, als der Baron sich der königlichen Akademie zu Paris beygesellt sah, las er im April in dieser Versammlung einen Abriß der helvetischen Geschichte, seit dem Ursprung der Eydgenoßschaft bis zum J. 1541. Dieser Abriß befindet sich in dem ersten Band der Historie militaire des Suisses au Service de la France vom J. 1751. Auch ist er im Auszug in dem Mercure de France im Junius 1749, Vol. I. s. 67. f.

Hier das Verzeichniß seiner Schriften, nach dem Datum der Ausgaben:

I. Histoire militaire des Suisses au Service de la France, avec les pieces justificatives, huit Volumes in 12. Paris 1751 — 1753. Ouvrage dédié à Mr. le prince de Dombes, Colonel-General des Suisses & Grisons.

II. Le General d'Armée par Onosander, ouvrage traduit du Grec & dédié à Monseigneur le Dauphin. Paris 1757. fol. fig. A la Suite de l'édition grecque d'Onosander par Mr. Schwebelius.

III. Memoires & Lettres de Henri Duc de Rohan, sur la Guerre de la Valteline, publiés pour la premiére fois, & accompagnés de notes geographiques, historiques & genealogiques. Trois Volumes in 12. Geneve (Paris) 1758. Man kennt den Werth dieser Denkschriften. In

der Einleitung findt man die Lebensbeschreibung des erlauchten Verfassers und seinen Charakter. Voltaire schickte dem Baron von Zur-Lauben die Verse, welche dieser unter das Portrait seines Helden setzen ließ. Seither grub man die Verse in das Mausoleum des Herzogs von Rohan, welches zu Genf steht.

IV. Bibiothéque militaire, historique & politique. Trois Vol. en 12. Paris 1760. fig. In dieser Bibliothek findt man Onosanders Feldherrn; die Kriegesunternehmungen des Prinzen von Condé in Flandern im J. 1674. die Beschreibung des Rheinstrohms; den Durchzug über die Alpen; zwo historische Abhandlungen des Barons von Zur-Lauben über Arnaut de Cervole, mit dem Beynamen des Erzpriesters, Generals der Rutier, und über Engerrand VII. Herrn von Coucy; verschiedene politische Aufzätze des Herzog Heinrichs von Rohan und des Grafen du Lüc; Nachrichten von dem Treffen bey Staffarde und Almanza u. s. w. nebst dem Plan dieses leztern Treffens.

V. Code militaire des Suisses pour servir de Suite à l'histoire militaire des Suisses au Service de la France, quatre Vol. en 12. Paris 1758. — 1764. Der erste Band enthält besonders ein Traitté historique sur le Service militaire des Suisses en France. Die drey leztern Bände enthalten die hiezu dienenden Urkunden. Dieses Werk ist dem Grafen d'Eü und dem Herzog von Choiseul, als höchsten Generalen der eydgenößischen und graubündtnerschen Truppen, gewiedmet.

VI. Memoire sur l'origine de l'auguste Maison de Habspurg-Autriche en francais & en latin. Bade en Suisse 1765. in 4to. Zu Ende von Dom Wielands Werk zur Rechtfertigung der Akten der Abbtey Mury. *

* Chartæ qua probatur Adalaertum Atavum Imperatoris Rodolphi I. fuisse Werneri Comitis ab Habspurg filium, ad-

VII. Lettre sur Guillaume Tell à Mr. le Préfident Hénault. Paris 1767. in 12.

VIII. Tables généalogiques des auguſtes Maiſons d'Autriche & de Lorraine, & leurs Aillances avec l'auguſte maiſon de France; précedées d'un memoire ſur les Comtes de Habspourg, tiges de la Maiſon d'Autriche. Paris 1778. en 8. Dieſe Denkſchrift iſt die gleiche, welche dem Werk des Dom Wielands zur Verthäidigung der Actor. Murenſ. angehängt worden. Auch befindet ſie ſich in den Mem. de l'acad. royale des Inſcript. & belles-lettres. T. XXV. p. 677 — 701 Paris 1770. in 4to.

IX. Tableaux topographiques, pittoresques, phyſiques, hiſtoriques, moraux, politiques, litteraires de la Suiſſe. Paris 1780. in fol. fig. T. I. und zween Bände in 4to. Ebend. ohne Fig. Der Text iſt ganz von dem Baron von Zur-Lauben; nur die Abhandlung über die Naturgeſchichte des Schweizerlands nicht. Dieſe hat einen Elſaſſer, Beſſon, zum Verfaſſer.

X. Le Soleil adoré par les Tauriſques ſur le Mont Gotthard, Diſſertation dediée à la Societé helvétiqne, aſſemblée à Olten ſe 13. Mai 1782. Zuric 1782. in 4to. In dieſer Schrift findt man die Erklärung einer Innſchrift, welche der Baron von Zur-Lauben zu Olten entdeckte. Sie beweißt, daß dieſe Stadt den Römern unter der Benennung Ultina bekannt war.

Hier das Verzeichniß von Zurlaubens Abhandlungen, ſo wie ſie entweder ganz oder im Auszuge in die Hiſtoire

&

junctis hiſtoricis & criticis notis ad calcem libri, cujus titulus: Vindiciæ Vindiciarum Koppianarum & proinde etiam Actorum Murenſium adverſus D. P. Ruſtenum Heer, Bibliothecarium San-Blaſianum adornatæ à L Joanne Baptiſta Wieland, Monacho Murenſi, Opus poſthumum.

& les Memoires de l'academie roïale des Inſcript. & belles-lettres eingerückt ſind.

Examen critique ſur Marie d'Arrangon femme d'Othon III. (Tom. XXIII. Hiſt. p. 220. Paris 1756. in 4to.)

Hiſtoire d'Arnaut de Cervole, dit l'Archiprêtre. (T. XXV. Hiſt. p. 153-168. Paris 1759.)

Abrégé de la vie d'Enguerrand VII. du nom, Sire du Coucy, avec un détail de ſon expedition en Alſace & en Suiſſe. (Tom. XXV. Hiſt. p. 168-186.

Recherche ſur la Clef d'un Temple, qui parait conſacré à Auguſte dans les Environs de Brixen. (T. XXXI. Hiſt. p. 301-302. Paris 1768. avec la figure gravée de cette clef antique.)

Memoire ſur Marius Evéque d'Avenche, Auteur de la plus ancienne Chronique de France. (T. XXXIV. Hiſt. p. 138-147. Paris 1770.)

Obſervations critiques ſur la notice des diplomes, publiées par Mr. l'Abbe de Foy. (T. XXXIV. Hiſt. p. 171-207.) Chartre de l'an MCLIII. qui prouve qu'Adelbert Comte de Habspourg, Bis-ayeul de l'Empereur Rodolphe I. était fils de Werner, comte de Habspourg, avec une Diſſertat. hiſtorique & critique. (T. XXXV. Memoires p. 677-701. Paris 1770.)

Obſervations hiſtoriques ſur l'origine & le regne de Rodolphe I. Roi de la Bourgogne transjurane & ſur l'étendüe de ce Royaume. Premier Memoire, de quelle maiſon était iſſu Rodolphe I. Roi de la Bourgogne transjurane. (T. XXXIV. Hiſt. p. 144-158. Paris 1774.)

Obſervations ſur pluſieurs Monumens de l'Antiquité, ſurtout du moyen age.

Article I. Sur le Tombeau du Duc Conrad, fondateur du Chapitre de Limbourg ſur le Lahn, (T. XXXVI. Hiſt. p. 159-163.)

Article II. Sur Mercure *Marunus*. (ibid. p. 163-164. Zur Aufklärung einer Inschrift zu Baden in der Schweiz.

Article III. Sur une Traduction d'Onosander de 1532. (Ibid. p. 164. 165.)

Article IV. Traduction française de Valére Maxime de 1401. (Ibid. p. 165. 166.)

Article V. Sur un titre original de 913 de Hatton, Archevêque de Mayence. (Ibid. p. 166-175) Diese Urkunde, die hier in Kupfer gestochen ist, hat auch Beziehung auf Rhätien oder Graubündten.

Observation sur le Recueil qui a pour titre, Formulæ Alsaticæ. (Ibid. p. 177-207.)

Vision de l'Empereur Charles-le-gros, Roi de France & d'Italie. (Ibid. p. 207-234.)

Observation sur un Manuscrit de la Bibliotheque du Roi, qui contient les Chansons des *Trouverers* ou *Troubadours* de la Suabe ou de l'Allemagne, depuis la fin du XII. siécle jusque vers l'an 1330. Prémier Memoire. (T. XL. Hist. p. 154-169. Paris 1780.)

Memoire sur la Traite de Dijon en 1513. (T. XLI. Memoire. p. 726-749. Paris 1740.)

Noch hat man von dem Baron von Zurlauben in den Preuves des taubleaux topographiques &c. de la Suisse, T. I. Paris 1781. in fol. p. XXXIX-XLIX & T. II. ibid in 4to. p. CLIV-CXCVII. Observations sur la Valteline & sur les terres que l'Abbaye de Saint-Denys en France possédoit dans ce pays sous l'Empire de Charlemagne & de ses Successeurs. — In dem VIIden Stück des schweizerschen Museums, Zürich 1764, in 8vo. s. 605 — 614. sind von ihm die Bemerkungen über eine Urkunde vom J. 1255, in welcher Zürich, Luzern, Zug, Klingnau und Meyenberg Castra (Vestinen) genennt werden.

Unter den litterarischen Arbeiten des Barons, die er in Handschrift zurückbehält, erwähnen wir folgender:

Das erste Buch, das ihm bey seinem Abschied aus dem Collegium der Abbt Rollin in die Hände gab, war Fenelons Telemach. Der Jüngling verschlang dieses Buch. Ihn begleisterte es so sehr, das er, nach diesem Muster, ein prosaisches Gedicht in zwölf Gesängen verfertigte. Demselben gab er die Aufschrift Phalantide, oder die Begebenheiten des Phalantus, des Gesetzgebers von Tarent, eines Helden, dessen in dem Telemach vielmahl erwähnt wird. Noch so jugendlich mag dieses Werk seyn, so findt mân darinn gleichwol die Funken des Genies. Wenn das frühzeitigen Schreiben noch so unreif seyn mag, so dients doch immer zur Uebung und Bildung der Schreibart. Immer fixirt es die Aufmerksamkeit und verräth eine Schnellkraft des Geistes, die sich auf alle Weise zu äussern bemüht ist. Mercier geht so weit, daß er in seinem Bonnet de Nuit unter dem Artikel über die Romanen behauptet, schwerlich werde man ein grosses Genie finden, das nicht in seiner Jugend irgend einen Roman verfertigt hätte. Je mehr Ausdehnung und Energie die Einbildungskraft hat. desto begieriger schaft sie um sich her eine Idealwelt. Wenn aber diese Einbildungskraft nach und nach durch reifern Verstand regiert wird, so sinkt sie doch nicht gern aus der platonischen Welt in die wirkliche oder Alltagswelt hinab. Zwischen beyden liegt gleichsam die Vorwelt und das aufblühende Genie wendet sich von den Romanen zur alten Geschichte. Voll patriotischen Jugendfeurs, dachte der junge Baron von Zur-Lauben schon im J. 1738. auf einen Abriß der helvetischen Geschichte. Auch verwahrt er in seiner Bibliothek ein ausführlicheres Werk in Folio welches er im J. 1740 verfertigt. Er gab ihm die auf-

schrift: Histoire helvetique des Suisses & de leurs Alliez, accompagnée de Notes historiques & critiques, depuis l'origine de ces peuple juqu'à la mort de Rodolphe III, dérnier Roi de la Bourgogne transjurane. Damals hatte der Verfasser nicht mehr als zwanzig Jahre. Seither setzte er diese Geschichte bis zum Ende des XIIIden Jahrhunderts fort.

Im J. 1752. übersetzte er des Mascau Grundsätze des deutschen Staatsrechtes aus dem latinischen in das französische.

Im J. 1769. schrieb er die diplomatische Geschichte der ehmaligen Kommenthureyen des Lazarus-Ordens zu Seedorf und Gefenn in der Schweiz, in fol.

Im J. 1776. übersetzte er verschiedene Stücke des Theuerdanks ins französische und begleitete sie mit Bemerkungen über diesen alegorischen Roman, der die Begebenheiten Kayser Maximilians I. zum Gegenstand hat.

Im J. 1782. verfertigte er ein Memoire sux l'inscription d'une Colonne militaire au Bourg de Saint-Pierre-Mont-joux en Valais. Dieses Memoire enthält zwölf Folioblätter.

Im J. 1783. schrieb er eine Abhandlung von 80 Folioblättern über die Penninischen Alpen und den Gott Penninus oder Pöninus. Die Abhandlung theilt er in IV. Abschnitte. Der erste beschreibt die Lage der Penninischen Alpen. Der andere untersucht die Ethymologie des Namens der Penninischen Alpen. Der dritte erklärt die Denkmale, auf welchen man die Worte Vallis Pœnina liest. Der vierte liefert die Beschreibung des Tempels des Gottes Pöninus, nebst ein und zwanzig Innschriften zu seiner Ehre auf dem Gipfel des Gebirgs Penninus oder des grossen St. Bernards in Wallis. Bisher sind diese Inschriften noch niemals bekannt gemacht worden.

Im J. 1784. verfertigte er eine Abhandlung über zwo Urkunden von der Regierung, Rodolphs II. König von Burgund, in Bezug auf Genf, Lausanne und den Pagus Equestricus. Der Verfasser begleitete diese Urkunden mit geographischen und diplomatischen Bemerkungen.

Seit dem Ausgang des Jahres 1780. zog sich der Baron Zur-Lauben aus der grossen Welt zurück und lebt nun bey Zug auf einem angenehmen Landgut vor den Stadtthoren, daselbst geniesst er seiner Musse in dem Schosse des Hauses und in einem ausgesuchten, freundschaftlichen Kraise. Er benutzt die gesellige Nachbarschaft der angränzenden Kantone und unterhält ununterbrochenen Briefswechsel mit seinen alten Freunden an den Ufern der Seine und mit verschiedenen Gelehrten in Frankreich, in Deutschland und in der Schweiz. Sein Museum ist das Heiligthum seiner Ruhe. Seine Bibliothek begreift bey sechstausend Bänden. Der beträchtlichste Theil seiner auserlesenen Bücher hat Bezug auf die Kriegeskunst, auf die Erdbeschreibung, auf alle Zweige der Geschichte, auf die Alterthümer, die schönen Künste und Wissenschaften, die Kupferstecherey u. s. w. Er besitzt eine Sammlung von ungefähr 400 Folio- und Quartbänden in Handschrift über die helvetische Geschichte und über die Geschichte der angränzenden Länder, grossentheils Original-Urkunden oder doch authentische Kopeyen von seltenen Schriften und Chronicken. Grossentheils sind seine Urkunden von ihm mit Anmerkungen beleuchtet und er macht sich zum Vergnügen, dieselben zum Gebrauch mitzutheilen.

Den 26. Nov. 1754. hatte sich von Zur-Lauben mit der Fräulein Maria Elisabeth, der ältesten Tochter des Obersten Joh Jacob Kolins und der Frau Maria Elisa-

betha von Landtwing vermählt. * Aus dieser Ehe entsprossen drey Söhne, welche noch minderjährig starben, und zwo Töchtern. Die ältere von diesen heurathete im Aprill 1780. einen Luzernerschen Patrizier, Jost von Dürler, Obersten und Hauptmann bey der schweizerschen Leibwache in Frankreich. Die Familie von Kolin ist die älteste zu Zug. Beynahe ununterbrochen bekleidete sie seit dem J. 1387. die Pannerherrn-Stelle in dem Kanton. Auch gab sie diesem Kanton verschiedene Landammanns, die in den helvetischen Jahrbüchern berühmt sind.

Jakob Vernet **

Vernet erblickte das Weltlicht den 29. August 1698. Sein Vater, ein Handelsmann zu Genf, starb im J. 1706 und hinterließ mit beträchtlichem Reichthum zehn minderjährige Kinder. Der junge Vernet studirte unter Aufsicht von zween seiner Verwandten, Daniel le Clere und M. C. Trembley. In den Erholungsstunden übte er sich im Zeichnen, in der Music und Tanzkunst. Zur Erleichterung seines Gedächtnisses gewöhnte er sich frühzeitig an Locke's Methode in Auszügen und Sammlungen, indem er jeden Abend aufzeichnete, was ihm beym Lesen oder im Umgang merkwürdig vorkam. Die academischen Ferien verstrich er bey seinem Bruder in Lion. Daselbst benutzte er die Jesuiterbibliotheck und des Ser-

* Eine Tochter des Herrn von Landtwing, Ritter des St. Ludwigs-Ordens und Hauptmann bey dem schweizerischen Regiment von Bettens, der den 4. May 1748. als Landammann zu Zug starb, und der Frau Maria Elisabeth Esther, Baronin de la Tour-Chatillon Zur-Lauben.

** Eine ausführlichere Lebensbeschreibung behalten wir uns vor, besonders zu liefern. Man sehe auch Rathlef Th. III. f. 37.

viéres Kunst-Cabinet. Die Betrachtung des Taurobol erweckte bey ihm die Neigung zur Erforschung des Alterthums.

In Genf wiedmete er sich der Gottesgelehrtheit, unter B. Pietet, Alphons Türretin und Anton Leger. Im April 1720 erhielt er eine Stelle in Paris. Gar bald fand er Zutritt bey den größten Gelehrten. Seinen Styl bildete und den Ernst seiner Studien erheiterte er in dem Umgang der schönen Welt. Das Theater besuchte er nicht weniger als die Academie. Zur Bildung in den Rednerkünsten begab er sich fleißig in die Kirchen und vor den Gerichtsstuhl.

Im J. 1725 erschien zu Paris ein selzames Religionsphänomen. An dem Frohnleichnamsfeste ward dem Vorgeben nach eine Frauensperson, Namens Margaritha La Fosse, auf die Anruffung des Heilands plötzlich von einem Blutflusse geheilt. Sogleich schrie man Mirackel. Diesen Wahn unterstüzte der Kardinal von Noailles. Hiebey hatte man zur Absicht, auf der einen Seite die Empfehlung der Apellanten, auf der andern Seite die Bekehrung der Hugenoten. Nach genauer Prüfung des Wunders verfertigte Vernet hierüber einen erdichteten Briefwechsel. Ohne Namen des Verfassers erschien er im J. 1726 im Drucke. Eine zwote Ausgabe erschien bald hernach in Londen. Diese Schrift bestritt Hoquinet. Es entstanden Repliken und Dubliken. Freundschaftlich endigte sich die Controvers durch Vernets Sendschreiben im XIXten Band der Bibliotheque Germanique vom J. 1730.

Gegen Ende des Jahres 1728 schickte sich Vernet an, mit einem Freunde nach Italien zu reisen. Eben damals lieferte er in die Bibliotheque Italique verschiedene Beyträge.

In Turin entdeckte er die Tabulam Iliacam, die man verloren glaubte. An diesem Orte gerieth er in genaue Bekanntschaft mit Montesquieu; in Mayland knüpfte er einen Briefwechsel mit der Gräfin Clelia Borromäa. In Rom blieb er über vier Monate. Daselbst fand er wieder den Präsidenten von Montesquieu. Ueberall hatte er freyen Zutritt bey den Gelehrten und Grossen. Zu Florenz ernennte man ihn zum Mitgliede der Academie von Cortona. Von da aus schickte er ein Schreiben über die italiänische Litteratur in die Bibliotheque Italique. Zu Venedig sah er den Vallisnieri von Padua. Mit diesem unterhielt er sich schriftlich über die Ursachen von der Tonstimme der Eünuchen. Einen Aufsatz hierüber gab er in die Bibliotheque Italique.

Bey seiner Rückkehr ins Vaterland lebte er in Türetins Hause. Daselbst genoß er des Umganges verschiedener Gelehrten, auch besuchte er viele Damen von Geist und Verdiensten. Immer noch fand er Zeit zu Uebungen im Predigen.

Im Sept. 1731 wiedmete er Choüet, dem Wiederhersteller der reinern Philosophie, ein historisches Denkmal.

Von Paris hatte er drey handschriftliche Aufsätze über das Nachtmahl mit sich gebracht. In denselben suchte der Ungenannte Verfasser die Schwierigkeiten der Brodverwandlung aus dem Wege zu räumen. Vernet gab sie im J. 1730. in Genf mit einer Wiederlegung heraus.

Den 19. May 1730 erhielt er eine Landpfarre zu Jüßy. Den 8. Febr. 1731 nahm er die Pfarre zu Saconex unweit der Stadt an, um desto bequemer bey seinem Türretin leben zu können.

Schon damals fieng er an, Türretins Abhandlungen de veritate religionis christianæ in ein französisches Gewand und nach eigner Form einzukleiden. Kaum trat

er sein neues Amt an, so mußte er sich für einige Wochen entfernen, und zwar aus Ursachen, die ihn vollkommen rechtfertigten. Von einer Dame vom höchsten Rang, die aber verborgen seyn wollte, hatte Türetin für die Waldenser eine beträchtliche Beysteuer erhalten. Die Austheilung anvertraute er seinem Sohn und Verneten. Ein Jahr hernach erhielt Vernet obrigkeitliche Erlaubniß, sich noch länger und weiter von seiner Pfarrey zu entfernen, um Türretins einzigen Sohn auf Reisen zu führen. Den 19. Aprill kamen sie nach Solothurn. Sie hatten Zutritt bey dem französ. Gesandten, Marquis de Bonac. Er machte sie bekannt mit dem Zustand der türkischen Gelehrsamkeit. Von Solothurn begaben sie sich nach Zürich. Hier erinnerte sich Vernet, daß Montesquieu vielmahl gegen ihn den Wunsch äusserte, diese Stadt zu besuchen, und zwar als das realisirte Ideal eines Staates, in welchem die Ausbildung des Volkes gerade den höchsten Punkt erreicht, ohne zum Sittenverderben hinüber zu gehen. Sehr glücklich fand er in Zürich Handel und Kunstfleiß mit Gelehrsamkeit und Sitten vereinigt. In Basel sah Vernet Werenfelsen, Iselin, Bernoulli, Buxtorf. In Straßburg Schöpflin, Salzmann, Fröeisen. In Frankfurt den Pritius, den gelehrtesten und duldsamsten unter seinen Collegen. Auch hatte er Zutritt bey der pfälzischen Raugräfin und bey der Marquisin von Langalerie. Zu Marburg sahn sie den berühmten Wolf. Er sprach nicht französisch, aber fliessend lateinisch. In Cassel besuchten sie Crousatz und den Baron von Donah, von denen sie dem jungen Erbprinzen, nachherigen Landgrafen dargestellt wurden. Mit dem Abt von Lokom, Dr. Christoph Böhmer unterredeten sie sich über die Vereinigung der Protestanten. Böhmer äusserte sich, daß es Zeit sey, einmal die fruchtlosen, theologischen Spitzfündigkeiten fallen zu lassen. In Gröningen wurden unsere Reisende von Barbeyrac

aufs freundschaftlichste empfangen. Ungemein erbaulich fand Vernet den Gottesdienst der Menoniten. In Amsterdam sah er den Crellius, einen Enkel des Joh. Crellius, der die Trennung der Socinianer den unchristlichen Verfolgungen Schuld gab. Vernet reisete nicht, um zu disputiren, sondern um zu lernen. Seine Gedanken behielt er für sich. Aus seinen nachherigen Schriften sieht man, daß er eine gewisse Mittelstrasse einschlug und über gewisse Punkte sich eben so wenig entscheidend ausdrückte, als die erste, ursprüngliche Kirche.

Vernet besuchte die portugiesische Synagoge. In wiederholter Unterredung mit einem jüdischen Gelehrten fand er, daß die Methode zur Bestreitung der jüdischen Vorurtheile von niemand so gut, wie von Limborch, ausgedacht worden.

Aeusserst gerührt war Vernet beym Anblick des Joh. le Clercs, welcher seit einem Schlagfluß ganz blödsinnig geworden. Mitten unter den ausgelöschten Ideen dämmerte der ehmalige Charakter seiner Herzensgüte und frommer Denkart hervor.

In Leyden, wie überhaupt anf den holändischen Schulen fanden unsere Reisende immer neben einander Voetianische und Coccejanische Lehrer. So groß ihnen Peter Burmann als Philolog vorkam, so wenig achtungswürdig fanden sie ihn in seinem Betragen. Bey Vitriarius, Schulthens, s'Gravesande, Müschenbroeck sahn sie mit grossen Kenntnissen den gefälligsten Umgang verbunden. Und wie erhaben schien ihnen nicht Boerhave, eben so liebenswürdig durch sein Herz als durch sein Genie! Im Hag stellte sie Royer dem Prinzen von Oranien vor.

Zu Londen hatte Vernet mit seinem Reisegefehrten Zutritt bey dem Erzbischof Wacke. Den 3. Jenner 1733. wurden sie der Königin Carolina und den Prinzeßinnen vorgestellt. Vernet predigte in der französischen Capelle

zu St. James. In einigen Unterredungen mit dem Herzog von Montaigü und mit dem Grafen von Chesterfield bemerkte er, wie die Grossen des Reiches mit vorzüglichem Rang vorzügliche Kenntnisse, und mit beyden zugleich ganz besondere Höflichkeit und populäres Wesen verbanden. Ohne dieß hätten sie im Parlement entweder nicht Zutritt, oder doch wenigen Einfluß. In vertraulichem Gespräch mit verschiedenen Bischöffen erklärten sich diese, daß, zu Beybehaltung des Gleichgewichtes zwischen weltlicher Gewalt und kirchlicher Würde, in kleinern Freystaaten wol die presbyterianische Verfassung statt haben könne, in grossen Monarchien hingegen die bischöfliche Hierarchie schicklicher scheine. Nur alsdenn wird letztre zum Staate im Staate, wenn ihr Oberhaupt ausser dem Staat lebt und es diesen einschränken kann. Vor seiner Abreise ernennte man Verneten zum Mitgliede der Society for promoting christian Knowledge.

In der Mitte des Augusts 1733. langte er wieder in Genf an, und zwar nur wenige Zeit vor dem Hinscheid einer Mutter, für die er die zärtlichste Achtsamkeit hegte. Ungesäumt kehrte er zu seinen Pastoralgeschäften zurück. Ungemein glücklich verheurathete er sich mit der einzigen Tochter des verstorbnen Peter Bütini, von dessen Predigten er sogleich eine zwote Ausgabe besorgte. Auch besorgte er im J. 1734. die Ausgabe einer Schrift über die Gränzen der geistlichen und weltlichen Gewalt, die ihm von einer vornehmen Magistratsperson in Paris war anvertraut worden. In gleichem Jahr erhielt er eine Stadtpfarre. Um diese Zeit kam der Erbprinz von Hessencassel nach Genf. Vernet hatte bey demselben öftern Zutritt und im J. 1736. wiedmete er diesem Prinzen einen Theil des Werkes de la religion chretienne. Im Nov. 1735. besorgte Pietro Giannone Genf eine vermehrte Ausgabe seiner Istoria civile del regno di Napoli,

Vernet verschafte ihm Zutritt bey Türretin und Bürlamachi. Den 24. März 1736. hatte Giannone das Unglück aufgehoben zu werden. Es war ein Streich der Jesuiten. Der Unglückliche ward nach Chambery geschleppt. Der König von Sardinien schlug seine Auslieferung nach Rom ab und nahm es auf sich, ihn in seinen eignen Staaten bewachen zu lassen. Der königliche Gubernator verlangte von dem Magistrate zu Genf das Geräth und die Papiere des Gefangenen. Der Auftrag wurde vollzogen, vorher aber schaften Vernet und Türretin einige Briefe bey Seite. Vernet berichtete die Sache Gianonn's Freunden in Italien. Der Prinz von Hessencassel schrieb zu Gunsten des Gefangenen an den Prinzen Eügen. Fataler Weise starb dieser Beschützer desselben. Gianno blieb in der Citadell zu Türin, jedoch beym Genuß verschiedener Freyheiten und Bequemlichkeiten. Im J. 1740. erscholl das Gerücht seines Todes: allein Vernet versicherte mich, daß er noch länger gelebt habe. Würklich besitzt er eine Handschrift von Gianone's Leben und Schriften.

Den 1. May 1737. starb J. A. Türretin. Vernet schrieb seine Lobrede. Im J. 1741. edirte er desselben lat. Vorlesungen über die eilf ersten Kapitel des Briefs an die Römer. Im J. 1738. hielt er eine academische Rede über die Beylegung der bürgerlichen Unruhen. Im Drucke wiedmete er sie den hohen Vermittlern. Den 3. Jul. 1739. erhielt er den Lehrstuhl der schönen Wissenschaften. Dieß Lehramt entfernte ihn nicht von den Pastoralgeschäften und von theologischen Studien. Im J. 1741. schrieb er einen historischen Catechismus, als Einleitung zu einem grössern Werk, Instruction chretienne, anfänglich zum besondern Gebrauche der jungen Grafen von Schaumburg-Lippe bestimmt. Dieser christliche Lehrbegriff ist lichtvoll und practisch. Zum erstenmal erschein er im J. 1752. zu Neustadt. Als academischer

Rector schrieb Vernet verschiedene Reden, von welchen einige gedruckt sind, z. B. seine Rede gegen J. J. Rousseaus Lehre, daß die Wissenschaften und Künste für die Sitten schädlich gewesen. — Vernets Vorlesungen wurden häufig von verschiedenen Prinzen und andern grossen Herren besucht. Für einen dieser vornehmen Zuhörer schrieb er sein Abrégé d'histoire universelle. Noch ehe Fulda seine historische Charte erfand, bediente sich Vernet solcher Charten, um den Zuhörern die Begebenheiten in ihrer Verbindung anschaulich zu machen. Für den verstorbnen Prinzen von Sachsen-Gotha schrieb er die Dialogues Socratiques, socratisch in Absicht auf Feinheit der Wendung so wol als in Absicht auf den practischen Innhalt. Im J. 1747. besorgte er die Ausgabe von des Pouilli Theorie des sentiments agréables, im J. 1748. die Ausgabe von Montesquieu Werk sur l'esprit des loix.

Im J. 1754. kam J. J. Rousseau nach Genf zurück. In Paris hatte er den Lenieps kennen gelernt, einen ehmaligen Demagogen, der im J. 1731. von Genf ware verbannt worden. Ungeachtet der Gewährleistung der genferschen Verfassung vom J. 1738. strebte noch immer eine Partey in der Stadt nach gänzlicher Democratie. Dieser Partey war Rousseau von Lenieps empfohlen. Rousseau erhielt die Aufnahme, und zwar als Glied des Staats und als Glied der Kirche. Vernet empfieng von ihm verschiedene Besuche. Bald kehrte er nach Paris oder Chantilly zurück.

Im J. 1655. kam Voltaire nach Genf. Schon vorher hatte er Verneten geschrieben. Vorläuftig bat ihn dieser, in seinen Reden die Genferverfassung zu schonen, und er erhielt folgende Antwort:

De Prangin le 9. Fevr. 1755.

Ce que vous ecrivez sur la religion est fort raison-

nable. J'adore la Religion. Je deteſte l'Intolerance & le Fanatiſme. Je reſpecte vos loix religieuſes. J'aime & je reſpecte votre republique. Je ſuis trop malade & un peu trop ſevére pour les jeunes Gens. Vous me ferez plaiſir de communiquer à vos Amis les ſentimens qui m'attachent tendrement à vous.

Voltaire bekam in ſeiner Wohnung aux Delices häufige Beſuche. Daſelbſt machte er Anſtalt zu einem kleinen Theater und zahlreich nahm die genferſche Jugend Antheil. Da vermög der Stadtpolizey die Schauſpiele verbotten waren, ſo bat man den neuen Patron, die republicaniſchen Sitten zu ſchonen. Dieß verdroß ihn. Bald darauf ſtieß ihn ein anderer Verdruß an. Von Baſel kamen einige Blätter des Gedichtes der Pücelle nach Genf, und zwar mit Voltairens Namen. Er wollte nicht für den Verfaſſer angeſehen ſeyn und forderte Genugthuung bey der Obrigkeit. Die Obrigkeit ließ die Blätter verbrennen und den Ueberbringer verweiſen.

Im J. 1756. war auch d'Alembert nach Genf gekommen und an Verneten empfohlen.

Im J. 1756. erhielt Vernet den theologiſchen Lehrſtuhl und edirte einen neuen Band zu ſeinem Werk de la verité de la relig. chret.

Bisher war Vernets gelehrte Laufbahn ruhig geweſen. Durch Voltairen ließ er ſich in Controverſen verwickeln. Das erſte Werk, welches dieſer in Genf herausgab war ſeine allgemeine Geſchichte. In Genf beleydigten die Abſchnitte über die Juden, über die Gründung der Kirche beſonders auch der Abſchnitt über Genf und Calvin. In dem Mercure de France, Maymonat 1757. ſchrieb ein Ungenannter, wahrſcheinlich Voltaire ſelbſt: „ Es „ ſey kein geringes Merkmal von dem Forſchritte des „ menſchlichen Geiſtes, daß ein ſolches Werk zu Genf, „ und zwar mit öffentlicher Bewilligung gedruckt worden. "

Indeß stand der Namen der Stadt Genf nicht auf dem Titel und das Buch war mit keiner Bewilligung bewafnet. Voltaire fuhr fort, in einigen Winkelpressen ein ausgelaßneres Pamphlet nach dem andern drucken zu lassen. Umsonst waren die Klagen der Geistlichkeit, umsonst die Brandmarkung einiger dieser Pamphlets: Nunmehr entzog sich Vernet seinem Umgang und verheelte ihm die Ursache nicht. In Kraft seines theologischen Lehramts glaubte er sich verpflichtet, gegen Voltairen die Feder zu ergreifen. Unterm 1. Aug 1757. wiederlegte er in dem XXIsten Bande der nouvelle Biblioth grem, Voltairens Abschnitt über Genf und Calvin. Noch ausführlicher erschien diese Wiederlegung hernach besonders.

Ends des Jahres 1757. erschien in der Pariser-Encyklopädie d'Alemberts Artikel über Geneve. Hiezu hatte d'Alembert sich eines handschriftlichen Aufsatzes bedient, welchen unser Vernet über die Geschichte und Staatsverfassung von Genf für einen jungen Russen von Rang verfertigt hatte. Ueber den Religionszustand fügte der Encyklopädist eine eigne Schilderung nach seiner Manier bey. Nach dieser Schilderung sollte man den Deismus als die herrschende Kirche ansehn. Unterm 10. Febr. 1758. widersprach die genfersche Geistlichkeit diesem Gemählde in einer öffentlichen Erklärung. Zum Beweis ihres Amtseifers gab sie bald hernach Roussaus Julie als ein gefährliches Buch an. Da der Verfasser abwesend war, so begnügte sich die Obrigkeit, den Verkauf des Romans zu verbeuten.

Im August 1690. verbreitete sich in Genf eine Brochüre: Dialogues chretiens, ou Preservatif contre l'Encyclopédie, par Mr. V. á Geneve. In dem ersten dieser Dialogen traten ein Priester und ein Encyklopädist auf, dieser als ein Weiser, jener als Schwärmer und Dummkopf. In dem zweyten Gespräch verschwören sich gegen

die Encyklopädie gemeinschaftlich ein katholischer Priester und ein protestantischer Theolog, und zwar unter vertraulicher Mittheilung aller Ränke, vermittelst deren sie ihr Interesse und ihre Rache befriedigen. Durch einen Freund wurde Vernet berichtet, daß dasjenige, was in der Schrift nur dunkel berührt ist, in gewissen Gesellschaften zu seinem größten Nachtheil erklärt worden sey, so daß man ihm unter anderm Schuld gebe: Er habe anvertrautes Gut hinterhalten; er habe sich Voltairen zur Besorgung der Herausgabe seiner allgemeinen Geschichte angeboten, und zwar nicht ohne eigennützige Absicht; auch sey er bereit gewesen, in einer Vorrede unter eignem Namen die frommen Seelen über den Innhalt dieses Werks zu beruhigen u. s. w. Voltaire wollte die Dialogen nicht als sein Werk anerkennen, in denselben aber erwähnte man der Briefe, die er in Kolmar von Vernetten sollte erhalten haben: dadurch war er wenigstens als Theilnehmer verrathen. Vernet drang auf obrigkeitliche Untersuchung. Glücklicher Weise konnte er zu seiner Rechtfertigung noch alle Urkunden, Rechnungen, Quittanzen vorlegen. Seine Apologie ließ er den öffentlichen Protokollen beyfügen und in Kopeyen herumbieten.

Im J. 1762. erschienen Rousseaus Emile und sein contrat social. Beyde Bücher druckte er zu Amsterdam unter seinem Namen als Bürger zu Genf. Eine verstohlne Ausgabe besorgte er zu Paris, jedoch auch diese trug den Namen Amsterdam auf der Stirne. Die verstohlne Ausgabe des Emile wurde den 9. Jun. 1762. in Paris zum Feuer verurtheilt und der Verfasser sollte arrestirt werden. Noch zu rechter Zeit flüchtete sich dieser, unter den Schutz des Königs von Preussen, in das Fürstenthum Neuenburg. Auch in Genf wurden seine Schriften verdammt. Nach den Gesätzen hätte man ihn vorher

per-

persönlich vorladen sollen. Auf das Gerücht, daß er freywillig sich in Genf stellen werde, erhielten die Syndiks Befehl, ihn sogleich nach seiner Ankunft arrestiren und vor Rathe führen zu lassen. Die Anhänger des Lenieps, die auch die seinigen waren, erklärten diesen Rathschluß als ein Strafurtheil und gleichwol war es weder öffentlich kund gemacht noch dem Spruch gegen die Bücher beygefügt worden.

Im Sept. 1762. schrieb Rousseau an Vernet: Er vernehme, daß dieser auf eine Wiederlegung seiner Lehrsätze bedacht sey, nur hoffe er, daß man ihm den Christennamen nicht absprechen könne. Unser Professor antwortete ihm: Noch hab er nie an eine Wiederlegung gedacht, im Fall einer solchen aber werde er die Hochachtung gegen seine Person keineswegs beyseit setzen, in Rücksicht seines Glaubens aber könne er ihn für einmal unmöglich für einen ächten Christen ansehn. Hierauf erschein eine kleine Schrift: Rousseau justifié, worinn s. 53 gesagt wird: „Rousseau hatte Ursache zu klagen, das man ihn zum „Wiederruf anhalten wollte, bevor man gegen ihn ge„schrieben und ihn überzeugt hatte. „ Zu gleicher Zeit erhielt Vernet von Rousseau ein Exemplar seines Sendschreibens an den Erzbischof von Paris.

Im Maymonat 1763. that Rousseau auf sein genfersches Bürgerrecht feyerlich und für immer Verzicht. Nunmehr erhob sich seine Parthey in Genf. Vor der Obrigkeit erschien sie mit Vorstellungen über die gegen Rousseau gebrauchten, regellosen Prozeduren. Diese Vorstellungen erschienen im Drucke, eben so die Antworten der Obrigkeit. In den persönlichen Prozeß verwickelte man eine allgemeine Staatsfrage über die Vorrechte des Bürgers. Aus einer Frage entstanden mehrere, jede schwirriger als die vorhergehende. Der Generalprocurator

Tronchin schrieb zu Gunsten des Magistrats die lettres écrites de la campagne, Rousseau setzte ihm die lettres de la Montagne entgegen. Zur gleichen Zeit trat Rousseau im Herbst 1764. zu Thonen in eine Unterredung mit den Häuptern seiner und Lenieps Parthey. Man entwarf Vorschläge zur Durchsetzung jenes demokratischen Systems, welches schon lange vorher Micheli dü Crest auf die Bahn gebracht hatte. Die Vermittlung, welche im J. 1735. unter der Gewährleistung von Frankreich und von Zurich und Bern zu Stande kam, durften Rousseau und seine Anhänger keineswegs geradezu angreiffen, vielmehr erklärten sie diese Vermittlung als Brustwehr der öffentlichen Ordnung. Anstadt sie zu zerstöhren, wichen sie ihr durch Krümmungen aus. Wenn sonst die Bürgergemeinde nicht anderst, als gesetzlich und unter obrigkeitlicher Leitung versammelt, für den Souverain anerkennt war, so erhoben nun sie dieselbe zum ganz unbedingten Gesetzgeber. Vormahls, in den Jahren 1736. und 1737. hatte Lenieps Parthey ihre Anschläge auf eine tumultuarische Weise durchsetzen wollen: Nunmehr aber drang Rousseau bey seinen Anhängern auf Beobachtung der gesetzlichen Formalitäten. Vor allem aus empfahl er ihnen die Eintracht: „ Unwiederbringlich seyd Ihr verloren, schreibt er ihnen, „ wenn Ihr Euch theilt. Die „ Parthey, die Ihr ergreift ist nicht die Hauptsache. „ Wenn sie an sich selbst noch so schlecht seyn mag, genug daß Ihr sie einmüthig ergreifet; dadurch allein „ wird sie gerechtfertigt. „ Nunmehr giebt er ihnen Anleitung, wie sie es karten müssen, um unter allerley Vorwand öftere Generalversammlungen oder Bürgergemeinden zusammen beruffen und in denselben ihre Einwürfe vorschlagen zu können. Ohne Schwirrigkeit gieng es nicht hin, indem vermög der Mediation vom J. 1738. nichts vor die Bürgergemeinde gebracht werden

durfte, was nicht vorher vor Rathe erlaubt worden war. Zur Erreichung seines Zieles bediente er sich jener Freyheit, in Kraft welcher einzelne oder mehrere Bürger zur Ueberreichung ihrer Vorträge (representations) an die Syndiks befugt sind. Die Beschwerden oder Vorschläge muß der Rath untersuchen und so bald möglich beantworten, zugleich aber hat er das Recht, sie von Handen zu weisen, wofern er sie nicht begründt findt. Daher heißt er Droit negatif oder Verweigerungsrecht. Rousseau und seine Anhänger beschwerten sich, daß durch den Mißbrauch desselben die Vorträge der Bürger vereitelt werden. Die Obrigkeit hingegen wendete ein, daß durch solche Vorträge die Regierung immer aufmerksam und behutsam gemacht werde, um so viel mehr da ihre Häupter doch immer von den Wahlstimmen der Bürger abhängen. Eifrig verthaydigte Vernet die Grundsätze des Rathes.

Während daß Rousseau das Feuer seines Enthusiasmus in polemischen Schriften ausbreitete, besorgte man im J. 1764. eine Ausgabe seiner Werke, mit Weglassung alles Verbotenen. Eine ungestümmelte Ausgabe sollte zu Neuenburg besorgt werden. Nach mißlungener Unternehmung machte man eine grössere, obschon auch nicht vollständige Sammlung zu Genf im J. 1779.

Wir wenden uns wieder zu den Briefen aus dem Gebirge. Ein Feuerfunke, auf ohnehin sehr brennbare Materien geworfen! Ein Exemplar seines Buches schickte er sogleich an seinen Pfarrer Montmollin, mit folgendem Billet:

á Motiers le 23. Dec. 1664.

Plaignez — moi, Monsieur, d'aimer tant la paix & d'avoir toujours la guerre. Je n'ai pû réfuser á mes anciens Compatriotes de prendre leur défense comme

ils avoient pris la mienne. C'eſt ce que je ne pouvois faire ſans repouſſer les outrages, dont par la plus noire ingratitude les Miniſtres de Geneve ont eu la baſſeſſe de m'accacler dans mes malheurs & qu'ils ont oſé porter jusques dans la Chaire ſacrée, où ils ſont indignes de monter Puisqu'ils aiment ſi fort la guerre, ils l'auront &c.

Von Genf aus erhielt Rouſſeau die Nachricht, daß man daſelbſt ein ſehr ſcharfes Pamphlet über ſeinen Charakter und über ſein bisheriges Leben ausgeſtreut habe; ein anonymiſches Libell, welches man Voltairen zuſchrieb. Rouſſeau aber ſchrieb es auf Rechnung des Prediger Vernets. Wirklich trug er dem Buchhändler Dücheſne in Paris auf, daß ers als Produkt des Vernets bekannt machen ſollte. Vernet beklagte ſich ſchriftlich bey Rouſſeau über den ungerechten Argwohn.

Im J. 1765. vermehrte ſich Rouſſeaus Parthey in Genf ſo ſehr, daß aus Verdruß mehrere Glieder des Raths ihre Stellen aufgeben wollten. Haufenweiſe drängten ſich die Bürger von der Rathspartey zum Rathhaus, um die Reſignation zu verhindern. Schon vorher hatte Rouſſeau an ſeinen Freund Lenieps geſchrieben: Vous aurez ſçu la Jonglerie de votre conſeil & je prévois que vos Citoïens ſeront aſſex bêtes, pour aller la corde au cou démander miſericorde. Indeß hörten die Bürger nicht auf, ihn eifrig in Schutz zu nehmen. Freylich konnten ſie keineswegs mehr die Reviſion ſeines Prozeſſes begehren, ohne Umkehrung aller Formalitäten: allein ſie trafen eine andere Auskunft, indem ſie Zweifel erregten, ob das Geſetz in Betreff derjenigen, welche dogmatiſiren, gleicher Weiſe ſich auf ſchriftlichen wie auf mundlichen Vortrag beziehe. Dieß, ſogten ſie, iſt eine Rechtsfrage, und darüber kann nur der Generalrath, d. i. die Bürgergemeinde, als Geſetzgeber, entſcheiden. Dieſe neue

Forderung, nebst einigen andern, brachten Rousseaus Prozeß von neuem auf das Tapet.

Während daß die Regierung es nicht wagen durfte, seine Briefe aus dem Gebirg zu brandmarken, entgiengen gleichwol die drey erstern dieser Briefe, theologischen Innhaltes, keineswegs der Ahndung der Geistlichen. Im Frühling des Jahres 1765. edirte der Prof. Claparede ein Werk, unter der Aufschrift: Betrachtungen über die Wunderwerke des Evangeliums, als eine Antwort auf die Einwendungen in J. J. Rousseaus Briefen von dem Gebirge. Bald hernach erschien von dem Pfarrer Vernet eine Prüfung von Rousseaus Briefen in Betreff der Punkte über das Christenthum, über die Glaubensverbesserung und über die Genfersche Geistlichkeit.

Mittlerweile glaubte Rousseau sich nicht sicher zu Môtiers. Seine Wärterin, Mamsel le Vasseür, seither seine Gattin, beredete ihn, daß die Jungens im Dorfe ihn hätten steinigen wollen, indem sie seine Fenster zerbrachen. Er glaubte ihr und seufzte. Bevor er sich aber aus dem Neuenburgergebiete wegflüchtete, unterließ er nicht bey dem Lord Mareschal Unterstützung für seine Wärterin zu suchen, für welche zum voraus einigermassen auch sein Buchhändler Rey geforgt hatte. Der schottische Lord versicherte dem Rousseau eine Leibrente von 600 Livres, wovon zween Drittel auf die Mamsel le Vasseür gestellt waren. Nunmehr wollte sich Rousseau unweit Biel im Berner Canton einen Zufluchtsort aussuchen. Da ihm die Berner den Aufenthalt weigerten, so verabredete sein Beschützer mit David Hüme die Mittel, ihn nach England hinüber zu schiffen. Zu diesem Ende sollte er vorher zu Hüme nach Paris gehn. Man verschafte ihm freye Durchreise. Hüme begleitete ihn nach England, woselbst er auf einem Edelsitze bequem beherbergt wurde.

So weit er immer von Genf entfernt war, so vernahm er nicht ohne Verdruß, was daselbst im J. 1766. vorgieng. Seiner Parthey in dieser Stadt war es gelungen, die Regierung dadurch zu hindern, daß sie die Wahl der Syndiks aufschob. Der Rath rief die gewährleistenden Mächte der Mediation vom J. 1738. um Hilf an. Es erschienen Gesandte von Frankreich und von den beyden ersten Kantonen. Sie hörten die Beschwerden der Bürger und erklärten die bisherige Regierungsverwaltung als gesetzlich und väterlich, folglich die Anschuldigungen in den Briefen aus dem Gebirg als schwarze Verläumdungen.

Wenn auf der einen Seite die französischen Philosophisten, besonders Voltaire vielen Einfluß auf Rousseaus fatale Umstände hatten, so war auf der andern Seite auch unser Vernet äusserst geschäftig, seinen Anhang zu schwächen. Da er es aber in einem ganz andern Geiste that, als Voltaire, so fuhr dieser fort, nicht weniger Vernneten als Rousseau zu necken.

Im J. 1766 streute man gegen Vernet in Genf ein gedrucktes Phamphlet aus, unter der Aufschrift: Lettre curieuse de Robert Covelle, célébre Citoyen de Genéve, á la louange de Mr. le Prof. Vernet. Diese Spottschrift wurde in den Journal Encyclopédique und in die Gazette litteraire d'Amsterdam eingerückt.

In derselben wirft man Verneten vor, daß es ihm schlecht anstehe, von Voltairens Histoire generale übel zu reden, während daß er bey zwanzig Briefen an den Verfasser geschrieben, um die Ehre zu erhalten, sein Herausgeber zu werden; während daß er auch schon mit dem Buchhändler Philibert die Abrede getroffen, wie viel ihm dieser für die Correktur bezahlen sollte ꝛc. — Unterm 30. Jun. 1766. lehnte Vernet diese Beschuldigungen von sich in einem Memoire présenté à Mr. le premier Syndic,

welches heruach gedruckt ward. So wol vor der Geistlichkeit als vor Rathe überreichte er seine von Voltairen empfangenen Briefe. Nach genauer Untersuchung derselben, erhielt er eine öffentliche Erkanntniß, daß, weit entfernt, sich Voltairen als Herausgeber aufzudringen, er vielmehr von diesem um eine untadelhafte Herausgabe seiner Histoire générale ersucht worden sey.

Von diesen persönlichen Zwisten wenden wir den Blick auf die öffentlichen, welche Verneten nicht weniger als seine besondern Angelegenheiten beschäftigten. Die Parthey des Rousseau schrie je länger je stärker: die Freyheit sey in Gefahr! Mehr bedurft' es nicht, um auch die friedfertigsten und furchtsamsten Bürger in Harnisch zu jagen. Um so viel leichter liessen sie sich hinreissen, da man ihnen versicherte, daß nach Rousseaus Entwurf alles in größter Ordnung, ohne Tumult, ohne einige Verletzung der Mediation werde durchgesetzt werden. Die Mediation verbot zwar alles gesetzlose Zusammenlaufen, keineswegs aber die Gesellschaftskränze oder Cercles. Solche Klubbs wurden geduldet. Bald aber verwandelten sie sich sich in politische Zirkel; als solche wurden sie im J. 1766 so gar von den Mediatoren selber gebilligt. Nicht etwann bloß abgesöndert verhörten sie in ihren Beschwerden einzelne Bürger; sie sahn ruhig zu, wie sich die ganze Bürgerschaft in XII. Zirkel theilte und aus dem Schoosse derselben XXIV. Abgeordnete erwählte, um mit den Vermittlern in Unterhandlung zu treten. Fruchtlos blieb die Unterhandlung; die Vermittler sahn ihren Ausspruch verworfen; der Streit dauerte fort, bis er endlich den 2. Jul. 1782 durch auswärtige Gewalt beygelegt wurde.

Um diese Zeit hielt sich in Genf ein englischer Geistlicher, Robert Brown, auf. Zur Rechtfertigung der genferschen Geistlichkeit edirte er Letters critiques d'un Voïageur Anglois, fur l'article Genéve du Dictionnaire

Encyclopédique & sur la reponse de Monsieur d'Alembert à Mr. Rousseau sur les Spectacles. Das Werk ware von Vernet, nur die Einleitung von Brown, der sich als Zeugen und Gewährleister angab. Bey seiner Zurückkunft in Utrecht, woselbst er ein Amt hatte, edirte er im J. 1761 nur zween einzige Briefe. Kaum waren sie Voltairen zu Gesichte gekommen, so schrieb er an d'Alembert einen Brief, der sogleich in dem XVIII. T. P. I. der Bibliotheque des Sciences & des Arts eingerückt wurde. Für Brown war dieser Brief äusserst beleidigend. Auf denselben erschien eine Antwort in der gleichen Bibliothek T. XIX. P. I. Brown lieferte eine zwote, dritte, immer vermehrte Ausgabe, ohne daß hiebey Vernet sich nennte. Da er sah, daß sein Freund nichts als Verdruß einärndete, so wollt' er sich izt nicht länger verbergen. Nachdem der Verdruß Browns Leben verkürzt hatte, so lieferte nunmehr Vernet selbst im J. 1706 eine vollständige Ausgabe. Einen weitläuftigen Auszug liefert die Bibliotheque des Sciences & des Arts.

Gottlieb Conrad Pfeffel.

Gebohren den 28sten Junius 1736 zu Colmar im Elsaß. Sein Vater, Joh. Conrad, aus der Badischen Marggrafschaft Hochberg gebürtig, war königl. französ. Hofconsulent bey der Staatskanzley der auswärtigen Geschäfte und Städtmeister in gedachter Stadt. Pfeffel verlor seinen Vater, ehe er ihn kannte, schon im J. 1738. Die Knabenjahre verlebte er unter der Leitung seiner ehrwürdigen Mutter, einer gebohrnen Herrin. Bis zum J. 1750 besuchte er in der Vaterstadt das evangelische Gymnasium. Um diese Zeit nahm ihn ein Anverwandter und Freund seines Hauses, der nachherige Kirchenrath und Superintendent Sander in Könderingen, unweit Emmendingen,

zu sich, und bereitete ihn zu der academischen Laufbahne vor. An seiner Hand betrat er auch den Vorhof des Musentempels, indem er ihn mit Hagedorn, Haller, Gellert und andern Aldermännern der schönen deutschen Litteratur bekannt machte.

Im fünfzehnten Jahre bezog er die Universität Halle. Seine vornehmsten Lehrer waren der grosse Wolf, Meyer und Nettelblatt. die Rechtswissenschaft überhaupt, besonders aber das Staatsrecht sollten ihn beschäftigen, und ihn zu der diplomatischen Laufbahn befödern. Auf traurige Art wurde dieser Plan unterbrochen. Von Kindheit an litt Pfeffel öfters von Augenentzündungen, und er kam schon mit einem schwachen Gesichte nach Halle. Die veränderte Luft und Lebensordnung uud das viele nächtliche Lesen machten diese Entzündungen häufiger. Nach einer langwierigen Ophthalmie hatten sich auf beyden Augen Flecken erzeugt, die ihn zwar noch nicht ganz des Lichtes beraubten, aber seine Abreise von Halle beschleunigten. Er begab sich nach Dreßden zu seinem Bruder, der damals als Legationsrath in sächsischen Diensten stand, und nun seit vielen Jahren die Stelle seines Vaters am französischen Hofe bekleidet. Unter den Händen der kurfürstl. Aerzte, besonders des Hofrath Häuels, begann es mit seinen Augen zu bessern. Da aber sein Bruder mit dem Hofe nach Pohlen gehn mußte, so kehrte Pfeffel im J. 1754 in sein Vaterland zurück. Auch hier fehlte es nicht an geschickten Händen, die an seiner Herstellung arbeiteten: allein die Organe waren zu sehr geschwächt, und die Rückfälle auch bey der strengsten Lebensordnung zu häufig. Am Ende des J. 1757 erfolgte der gänzliche Verlurst des Gesichtes. Ein Auge litt durch eine nöthig befundene Operation; das andere war durch kein Instrument berührt worden. — Dieses Detail, sagt Pfeffel, war nöthig, um die in Campens Reisen

Th. II. erzählte Geschichte, vermöge deren er sich, um der Schmerzen los zu werden, beyde Augen ausstechen ließ, der Wahrheit gemäß zuberichtigen. — Nicht viel getreuer ist das in einem Berlinerblatte erzählte und in dem Taschenbuche für Schauspieler, Offenbach 1779, nachgeschriebene Histörchen von Pfeffels Heyrat, wovon nur der Hauptzug wahr ist. Seine ehliche Verbindung geschah im Anfange des Jahres 1759, und sie entschädigte ihn für alle bisher erlittenen Widerwärtigkeiten. *

Schon in früher Jugend hatte er sich in das Feld der deutschen Poesie gewagt. Besonders von dem J. 1753 bis 1759 versuchte er in den Stunden der Einsamkeit bald ein Lied, bald eine Fabel, bald ein Epigramm. Einige davon ließ er in ein Heft zusammenschreiben, und er verwahrte sie im Pulte. Die Handschrift ward ihm durch einen ehemahligen Schulfreund entwendet, abgeschrieben, wieder an ihre Stelle gelegt, und nach und nach mehrern Personen mitgetheilt. Ohne des Verfassers Wissen machte man sie im J. 1759 in der Straßburger Wochenschrift, der Sammler, stückweise bekannt. Um dieser Indiskretion, die noch durch eigenmächtige Veränderungen vergrössert wurde, einen Riegel vorzuschieben, beschloß er im J. 1760 seine Gedichte unter der Aufschrift, „poetische Versuche" selbst herauszugeben. Ungeachtet seiner Minderjährigkeit zeigte der Verfasser schon in dieser ersten Sammlung das ihm eigene, und besonders damahls noch seltene Talent, welches in gleichem Grade Energie und Eleganz verbindet. Je weniger er beym Mangel des Gesichtes zerstreut, je mehr er bey solchem Mangel auf einsames Nachdenken eingeschränkt war, desto mehr Zeit uud Anstrengung verwen-

* Der Name seiner Gattin ist M. C. Divoux, sie trägt in seinen Gedichten den Namen Doris.

dete er auf die Ausfeilung seiner Gedichte. Auf diese Versuche folgten einige dramatische Stücke. Unter denselben zeichnete sich vom J. 1763 Phileman und Baucis, ein Schauspiel, vorzüglich aus. Im J. 1766. lieferte er eine poetische Nachlese, unter der Aufschrift: „Neue „Beyträge zur deutschen Maculatur." Im J. 1769 ein Bändchen dramatischer Kinderspiele, die er für seine und seiner Freunde Kinder verfertigte. Vom J. 1763 bis 1774 fünf Bände theatralischer Belustigungen nach französischen Mustern. Sie bestehn theils aus freyen Uebersezungen, theils aus solchen Umarbeitungen, wodurch sich der Verfasser die Originale beynahe ganz eigen gemacht hat. Hiebey war ihm das drückende Gesetz vorgeschrieben, lauter neue oder doch noch nie übersezte Stücke zuwählen.

Unter seinen andern schriftstellerischen Arbeiten erwähnen wir das historische Magazin für den Verstand und das Herz, in zween Bänden, französisch und deutsch, welches verschiedene Auflagen erlebt hat. Im J. 1762 gab er in Gesellschaft eines französ. Officiers, des Ritters d'Abguerbe, eine französische Uebersetzung von Lichtwehrs Fabeln in Prosa heraus, mit welcher Lichtwehr selbst sehr zufrieden gewesen. Auch an der französischen Uebersetzung von Büschings Erdbeschreibung nahm Pfeffel Antheil. Seine Arbeit erstreckte sich aber nur auf Frankreich und auf einige Kräise von Deutschland.

Mit dem Ende des J. 1773 verließ er die litterarische Laufbahn, in die er erst nach einer Pause von zehn Jahren wieder zurücktrat, als ihn dazu ein eigenmächtiger Herausgeber seiner neuern Poesien, mehrentheils der Früchte schlafloser Nachtstunden, nöthigte. Den langen Zwischenraum füllte er durch Arbeiten aus, die noch mehr seinen Geschmack und sein wolwollendes Herz befriedigten. Sein edles und feuriges Bestreben zur

Ausbreitung der Weisheit und Tugend und zur Beförderung der menschlichen Glückseligkeit hinderte seine Blindheit eben so wenig, als seine gefällige Fröhlichkeit hinderte. Im Aprill 1773 hatte er von Ludwig XV die Erlaubniß erhalten, unter dem Namen einer Kriegsschule ein academisches Erziehungshaus für die protestantische Jugend in Colmar anzulegen. Alle seine Zeit und alle seine Kraft wiedmete er diesem Institut. In Zeit von fünfzehn Jahren wurden in demselben gegen 250 Zöglingen gebildet, wovon viele, wo nicht die mehresten seinem Hause und ihren Familien Ehre machen. Da ein ansehnlicher Theil dieser Zöglinge Schweizer waren, so verschaften diese Verbindungen Pfeffeln, obwol er noch Ausländer war, den Eintritt in die helvetische Gesellschaft; sie verschaften ihm endlich das schweizersche Bürgerrecht. Im J. 1782 erhielt er das Bürgerrecht der Stadt Biel, und im Jahr darauf in eben dieser Stadt die Aufnahme in den grossen Rath. Wie sehr er diese Ehre verdient habe, und wie sehr er dafür erkenntlich gewesen, beweisen unter anderm theils das Dankopfer, das er seinem neuen Vaterlande im J. 1783 durch die der helvetischen Gesellschaft gewiedmete Sammlung seiner Fabeln gebracht hat, theils auch die vortrefliche Rede, womit er im J. 1785 bey der erwähnten Gesellschaft seinen Vorsitz eröfnete.

Schon im J. 1763 war er auf eine ihm eben so unerwartete als schmeichelhafte Art zum fürstlich Hessen-Darmstädtischen Hofrath, und im J. 1788 zum Ehrenmitgliede der königl. preußischen Akademie der Künste von Berlin ernennt worden.

Eine neue und mit einem zweyten Bande vermehrte Ausgabe seiner poetischen Versuche erschien im J. 1789 bey Haase dem jüngern zu Basel. Je vortreflicher diese Gedichte sind, desto verführerischer sind in denselben einige

glänzende Fehler, welche aber in der neuesten noch vermehrten Ausgabe verbessert sind. —

Die Revolution in Frankreich bewirkte die Aufhebung seiner Kriegsschule, wodurch er desto mehr Muße bekame der schönen Wissenschaften sich zu wiedmen, seine seit diesem Zeitpunkt gedichteten Fabeln verrathen auch noch jezt, nicht das Alters eines blinden Greisen, sondern die volle Stärke der Jugend. —

Seine Anhänglichkeit an unser Vaterland und seine schweizerischen Freunde dauert noch immer fort. Zum Beweise derselben ließ er der helvetischen Gesellschaft bey ihren jährlichen Zusammenkünften, mehreremale von seinen noch ungedrukten Fabeln und Gedichten vorlesen, und 1797 beehrte er ihre lezte Versammlung in Aarau selbst mit seiner Gegenwart — und erhielt dagegen auch die rührendste Beweise allgemeiner Hochachtung.

Jacob Heß.

Derselbe ward den 21. Weinm. 1741 gebohren. In der Kindheit ward er dem Unterricht seines Oheims, Heinrich Goßweilers, damaligen Pfarrers zu Affoltern, anvertraut. Diesen geschickten und liebenswürdigen Mann kostete es nicht wenig Mühe, bis er endlich dem jungen Neffen, bey aller seiner Neigung zum Tändeln, nach und nach etwas Bücherliebe einflößte. Am liebsten las er noch Reisebeschreibungen und historische Nachrichten. Latein lernte er nicht ohne Widerwillen. Da er in keine Schule kam, so hatte er sein Lesen, seine Kurzweil und alles abgesöndert für sich allein; daher nahm er ein ungeselliges, leutscheues Wesen an sich. Nicht ohne Mühe konnte er sich davon entwöhnen. Indeß entwickelten sich freylich seine Seelenkräfte freyer als es in der Stadt und in der Schule geschehen wär. Zum Landleben und zur Einsamkeit bekam er so starke Neigung, daß ihm hernach der Aufenthalt in der Stadt wieder zur Last ward. In der Stadt hatte er dem Unterricht des sel. Pfarrer Freytags alles zu danken. Vermittelst dessen Handleitung brachte ers so weit, daß er im J. 1755 in die philologische Classe des höhern Collegiums befördert worden. In der griechischen Sprache brachte er es unter Breitingers Aufsicht sehr weit. Breitinger und Bodmer nahmen sich des Jünglings eifrig an. Einige hoffnungsvolle Jugendgefehrten forderten ihn zu freundschaftlichem Wetteifer auf. Izt nahm Ehrbegierde von seinem Herzen Besitz; diese Leidenschaft schien durch Heftigkeit seinem moralischen Charakter nachtheilig zu werden; nicht ohne beschwerlichen Kampf gelang ihm der Sieg über sich selber. Auch waren nunmehr seine Studien fast lauter Lieblingsstudien; manches Ernsthaftere ward hiebey versäumet. Doch gewann er

unter Anleitung der grösten Männer Liebe zur Weltweisheit, besonders zur Methaphysik. Nichts als die Reizungen der Dichtkunst konnten ihn von den Schriften eines Leibnitz, Wolf, Bülfingers hinweglocken. — Dann zog ihn wieder alles an sich; bald die Geschichte, insonderheit die vaterländische; bald eine Reisebeschreibung, bald ein Gedicht; bald eine Abhandlung, bald ein Roman. — Hier ist das Scheidealter, wo der von Kenntniß zu Kenntniß herumirrende Geist sich so leicht in den Irrhaynen flüchtiger Lecture verliert. Vorsehung ist es, wenn bey so unordentlichem Studiren endlich noch etwas solides herauskömmt; Vorsehung ist es, die einem Jüngling Freunde, Gönner, Rathgeber verschaft, aus deren Beyspiel er sieht, wie die Arbeit kann zweckzmäßig und übereinstimmend gemacht werden. Solche Beyspiele waren für ihn ein Schultheß, Steinbrüchel, Tobler. — Was er in diesen academischen Jahren von der Theologie verstehn lernte, — freylich bey so zerstreutem Studiren wenig, — das hatte er seinen beeden Professoren, Lavater und Zimmermann, zu danken.

Im Frühling 1760. ward er zum Prediganut ordinirt. Hierauf kam er zu seinem väterlichen Oheim, dem Pfarrer Heß, nach Neftenbach, als Vicar und Lehrer seines Sohnes. Dieser Oheim war ein tiefer Kenner der wolfischen Philosophie und war auch selbst Wolfens Schüler gewesen. Mit seltener Gründlichkeit im Denken verband er den feinsten Geschmack und die ausgesuchteste Belesenheit; auch, was über alles geht, das menschenfreundlichste Herz. — Der Jüngling, der einigen Autorstolz von dem Gymnasium her — er hatte einige Gedichte verfertigt, — mit sich zu seinem Oheim gebracht hatte, war endlich so gescheut, für einmal das Studium inclarescendi, die Schreib- und Publicirsucht dem gründlichern Lernen und regelmässigen Studiren aufzuopfern.

Es waren meistens die besten und nahrhaftesten Schriften, die er bey seinem Oncle las; das Studium der Alten setzte er fort. Hiedurch gelangte sein Geist je länger je mehr zu völliger Reife. Ausser dem Umgang mit seinem vortreflichen Oheim in Reftenbach, hatte er auch einem andern, mütterlichen Oheim, dem Pfarrer Schultheß, diesem glücklichen Uebersetzer der griechischen Weltweisen, wegen seines litterarischen Briefwechsels sehr vieles zu danken. — Die Art, wie er auf dem Lande die göttlichen Schriften studirte, und seines Oheims geschickte Methode, die evangelischen Erzählungen in Predigten zu behandeln, veranlaßten ihn frühe, Versuche einer Lebensgeschichte Jesu zu wagen. Von dem Oheim aufgemuntert, brachte er gegen das Ende seines siebenjährigen Aufenthaltes in dessen Hause das erste Bändgen zu Stande. — Er schrieb auch um diese Zeit den Tod Moses, ein Gedicht. — Etwas früher zwo Elegien, dem Andenken eines Jünglings von seinem Freunde gewiedmet.

Um diese Zeit starb sein Vater, dessen ungemeiner Fürsorge er so manche vortheilhafte Situation, in die er gekommen, so manche Hülfsmittel zum Studiren zu danken hatte. — Izt eröffnete sich ihm ein neuer Auftritt des Lebens. Im J. 1767. verehlichte er sich mit Jungfrau Anna Maria Schinz, einer Person, deren ganze Sinnesart sich für ihn, so wie er sich für sie, durchaus schickt. Drey Jahre lebte er mit ihr, ein Paar Stunden von Zürich entfernt, in einem angenehmen Landhause. Hier konnte er nach Herzenslust dem Studiren obliegen. Tiefes, Geist und Herz befriedigendes Studium der göttlichen Schriften war hier sein Hauptgeschäffte. Auch schrieb er hier das zweyte Bändchen der Lebensgeschichte Jesu. Vornehmlich aber las und sammelte er, was immer zur Aufklärung des Plans

der Offenbarung dienen konnte. Die erste Idee hievon gab er in einer kleinen Schrift: Ueber die beste Art, das Christenthum zu vertheidigen. Zürich 1769. 1774.

Beym Lesen des alten Testaments bediente er sich, um mit der Sprache des neuen desto bekannter zu werden, der griechischen Dollmetschung. Aus diesen Betrachtungen entstand sein Werk vom Reiche Gottes, welches die Aufklärung des Plans der göttlichen Offenbarung zum Zweck hat. — In sechs Bänden hatte er im J. 1782. die Geschichte Jesu vollendet. Wie vortheilhaft sich Münter dieses Werkes zur Bekehrung des Grafen von Struensee bedient habe, ist aus öffentlichen Blättern bekannt. Im J. 1774. schrieb er noch die Geschichte der Jugendjahre Jesu; im J. 1775. die Geschichte der Israeliten u. s. w. Wir übergehen verschiedene kleinere Schriften, wie z. B. die Gedanken über das anti-lavaterische Sendschreiben, — die Hoffnungsinsel und so manchen, wichtigen Aufsatz, den er als Mitglied und Vorsteher der ascetischen Gesellschaft edirt hat. —

Der Hauptcharacter der heßischen Methode ist, daß sie Schrift durch Schrift erklärt und fest sich an die biblische Geschichte anschmiegt. Mit Hintansetzung sowol metaphyscher als zu gehäufter critischer Untersuchungen, für welche das Volk nicht gemacht ist, bemüht sich Heß, den Fortschritt der göttlichen Offenbarungen in so übereinstimmendem Plane und auffallendem Lichte zu zeigen, daß, wenn auch diese oder jene Lücke, diese oder jene, dogmatische oder philologische Schwierigkeit bleiben, nichts desto weniger die Wahrheit und Göttlichkeit der heil. Bücher sich durch Innhalt und innere Uebereinstimmung jedem unumfangnen Gemüthe empfehlen.

Seit dem J. 1777. stand unser Heß mit grosser Erbauung als Diacon bey dem Frauenmünster in Zürich und im J. 1795. wurde er zum Vorsteher der zurcherischen Kirche und ersten Prediger an der Großmünsterkirche gewählt, welche Stellen er jezt noch bekleidet.

Johann Jakob Rousseau.

Joh. Jakob Rousseau wurde den 28. Jun. 1712. in Genf gebohren. Sein Vater war ein Uhrmacher, der nach langen Reisen endlich in den Schoos seiner Vaterstadt zurückkehrte, wo er itzt von seinem Handwerk lebte und in müssigen Stunden nützliche Schriften las. Tacitus, Plutarch, und Grotius lagen oft zwischen den Instrumenten seines Handwerkes in seiner Werkstätte. Rousseau, noch vor dem Ausbruch der einheimischen Genfer-Zwiste, in jener glücklichen Epoche gebohren, wo seine Vaterstadt den höchsten Gipfel erreicht zu haben schien, wurde, schon als Kind, von seinem Vater auf das Glück aufmerksam gemacht, das freye Bürger in wohl verwalteten Staaten geniessen. In seiner Jugend las er sehr viel. Er sagt selbst, er habe in seinem achten Jahre den Plutarch auswendig gewußt, und in seinem zwölften die meisten Romanen durchlaufen gehabt. Ein Jugendfehler, den er begangen hatte, und ein Unrecht, das er erlitten zu haben glaubte, verleiteten ihn zu einer Handlung, die auf sein ganzes Leben Einfluß hatte. Er entlief seinen Eltern, irrte einige Zeit in dem benachbarten Savoyen herum und kam endlich, wo mir recht ist, nach Chambery. Auf einmal empfand er die Folgen seiner Unbesonnenheit. Er war ziemlich weit von seiner Vaterstadt, ohne Geld, ohne Bekannte, ohne Erwerbsmittel. Zurückkehren nach Genf konnte und wollte er nicht. Er meldete sich und verlangte seine Religion zu ändern. Hierauf wurde er in einem Kloster unterwiesen und nach einiger Zeit nahm er öffentlich die catholische Religion an, um nicht Hungers zu sterben. Er blieb in dem Kloster. Hier ziehe ich den Vorhang vor das abscheuliche Laster, das darinn herrschte und zu dem man den jungen, kaum drey-

zehnjährigen Rousseau zu verführen suchte. Jede Versuchung überwand er; man drang stärker in ihn; er entfloh. Bald wurde er eingeholt und nun eingeschlossen. Ihn befreyte ein savoyischer Landpriester, der in Geschäften nach dem Proselytenkloster kam und dem Rousseau sein unglückliches Schicksal entdeckte. Der Landpriester nahm ihn mit sich, ein armer, aber aufgeklärter und wohldenkender Mann, der sich freute, einen noch unverdorbenen Jüngling dem Laster entrissen zu haben. Rousseau entlief seinem Wohlthäter; das einsame, ländliche Leben war ihm zuwider; er wollte versuchen, sich selbst in der Welt durchzubringen. Die vielen Romanen hatten seiner Einbildungskraft einen eignen Schwung gegeben. Er schuf sich Ideale von Menschen, die alle Tugenden der Romanhelden besassen; und diese Menschen wollte er suchen. — Gar bald gerieth er von neuem in Gefahr Hungers zu sterben. Itzt kehrte er zu seinem Wohlthäter, dem Landpriester, zurück. Dieser empfieng ihn, ohne Vorwürfe zu machen, so wie ein Vater seinen Sohn empfängt, dessen Verlust er bewainte. Der Landpriester ist eben der, dessen Glaubensbekenntniß Rousseau in den zweiten Band seines Emils eingerückt hat. — Nach einiger Zeit stellte er dem Jünglinge vor, daß es itzt Zeit wäre, sich einen Stand zu wählen; er rieth ihm, in sein Vaterland zurückzukehren, und die Religion, die er verlassen hatte, wieder anzunehmen. Durch falsche Schaam und durch übelverstandnen Ehrenpunct wurde Rousseau zurückgehalten, dem Rath seines Wohlthäters zu folgen. Nun empfahl ihn der Landpriester der Baronesse von Warens, und diese nahm ihn zu sich. Die Dame war aus einem der angesehensten Häuser im Wattland. Im Junius 1726. kam der König von Sardinien nach Evian, einem savoyischen Städtgen am Genfersee. Die Baronesse war auch da; durch Zu-

fall wohnte sie einer Feyerlichkeit bey und hörte eine Rede, die der Bischoff von Berner vor dem König hielt. Durch diese Rede bekam sie Zweifel gegen die reformirte Religion, in der sie gebohren war. Nach einigen Besuchen bey dem Bischoff wünschte sie in den Schoos der catholischen Kirche aufgenommen zu werden. In Annecy nahm sie die catholische Religion an; sogleich wurden alle Güter, die sie in der Schweiz besaß, eingezogen; dagegen gab ihr der König, um sie für den Verlust einiger massen schadlos zu halten, ein beträchtliches Jahrgehalt. — Diß war die Dame, die sich des jungen Rousseau annahm. Da sie bald sein vorzügliches Talent zur Thonkunst bemerkte, so verschafte sie ihm Gelegenheit, sich darinn zu vervollkommnen. Sie empfahl ihn dem Bischoff zu Berner; dieser suchte ihm eine Stelle als Secretair bey dem Marquis von Bonac, (der sich in Solothurn als französischer Abgesandter bey der Eydgenoßschaft aufhielt,) zu verschaffen. Eine Krankheit, die den Gesandten aufs Todbett brachte, und der Tod des Bischoffs vereitelten auf einmal alle Hoffnungen. Die Baronesse war selber in so klemme Umstände gesunken, daß ihr Rousseau nicht länger zur Last fallen wollte. Im J. 1732. in seinem zwanzigsten Jahr gieng er nach Frankreich, in Hoffnung, daß er sich durch seine Kenntniß in der Musik durchbringen werde. Die Baronesse bezahlte die Reisekosten, und Rousseau kam nach Besançon. Hier sang er mit Beyfall in einigen Concerten. Man versprach ihm Beförderung, sobald eine Stelle erledigt seyn würde. Unterweilen gieng er nach Chambery zurück und gab da einige Jahre lang Unterricht in der Thonkunst. Durch beständigen Kummer litte seine Gesundheit. Im J. 1737. gieng er seines kränklichen Körpers wegen nach Montpellier; da ihm die Meeresluft nicht zuträglich war, kehrte er bald wieder zu seiner Wohlthäterin zurück.

Endlich erhielt er im J. 1742. eine Stelle als Secretair bey dem französischen Gesandten in Venedig; nach Verfluß der Gesandschaft kehrte er mit diesem nach Paris zurück. — Hier war er, aus Mangel weiterer Versorgung, genöthigt, sich mit Notenabschreiben zu ernähren. Die müssigen Stunden wandte er vorzüglich auf das Studium der Naturlehre und besonders der Chymie. Im J. 1748. hatte er einen starken Anfall von Steinschmerzen; seither war er immer mehr oder weniger von dieser Krankheit geplaget. Im J. 1749. arbeitete er einige Artickel für die grosse Encyklopädie aus. Im J. 1750. erhielt er den Preis bey der Academie von Dijon. Die Art, wie er darauf verfiel, über die academische Frage zu schreiben, erzählt er selbst folgender Gestalt: *) „Im J. 1750. sagt „er, unternahm ich eine kleine Reise, um Diderot im „Gefängniß zu Vincennes zu besuchen. Ich nahm ein „Journal zum Zeitvertreib mit und fiel auf die Preis„frage von Dijon, ob die Wiederherstellung der Wissen„schaften und Künste zur Verbesserung der Sitten beyge„tragen habe? Da stellten sich mir auf einmal die man„nigfaltigen Uebel des gesellschaftlichen Lebens so fürch„terlich und eindringlich dar, daß ich unter meiner Em„pfindung erlag. Ich warf mich neben einen Baum nie„der; alles Elend der Menschen zog in schrecklichen Ge„stalten vorüber; hundert Anschläge und Entwürfe folg„ten — — und das war mein Beruf zur Autorschaft. „Meine Handthierung als Notenabschreiber hat solchen „nicht veranlassen können. Ich war ungeübt, öffentlich „zu reden. Ich verstand es nicht, durch Witz und Ein„fälle zu glänzen; und so stellte sich im Anfang der Aus„druck langsam dar. Es wäre mir unmöglich gewesen, „einen Plan zum litterarischen Ruhm zu entwerfen; es „war Drang meine Ideen los zu werden, der mich zum

*) S. Sturz Schriften. Erste Sammlung s. 136.

„Schreiben nöthigte; und wenn ich mit einiger Stärke „schrieb, so war ich sie der Ueberzeugung von der Wahr„heit meiner Sätze schuldig „— Aus eigner Erfahrung wußte Rousseau, wie weit ächter Tugend die Einfalt so nahe verwandt sey; wußte aus der Geschichte, wie Künste Wissenschaften oft der Ueppigkeit Hand bieten; war in Italien gewesen, auf dem Grabe so vieler römischer Philosophen, Redner und Dichter, bey den Ueberbleibseln der aus Griechenland dahin gebrachten Kunst, aber auch zwischen den Trümmern eines in kurzem durch Weichlichkeit und Wollust zerstörten, vormals allgewaltigen Freystaates. In majestätvollen Tempeln hatte er Heilige von Raphael und Guido gesehen — Büberey aber in den Häusern derer, welche die Tempel bedienten Voll hievon schrieb er, ohne sonderbar seyn zu wollen, eine sonderbare Antwort auf die akademische Frage. Mit aller Macht der Beredsamkeit schrieb er gegen die Rednerkunst; mit der Fackel der Wahrheit beleuchtete er der Kenntnisse täuschendes Blendwerk. Da sich Rousseau gegen die Wissenschaften erklärt hatte, so erschienen bald eine Menge Widerlegungen. In seiner Vorrede zum Narcisse (einem Lustspiel, das er einige Jahre hernach herausgab,) zeigt er, wie man ihn ganz mißverstanden habe. Einer der vornehmsten Gegner, der ihn öffentlich angegriffen hatte, war der verstorbne König in Pohlen. Vermuthlich um diesem König (der sich damals in Lothringen aufhielt,) einen schmeichelhaften Zeitvertreib zu verschaffen, schrieb nun Palissot sein Lustspiel, die Philosophen. In diesem Stück wurde, nebst andern Gelehrten, auch Rousseau lächerlich gemacht. Sobald es der König erfuhr, ließ er, durch den Grafen von Tressan, an Rousseau schreiben und ihn versichern, daß er gegen Palissot, der ein Mitglied der gelehrten Gesellschaft zu Nancy war, äusserst aufgebracht sey, und daß dieser, zur Strafe, seine Stelle als Mit-

glied der Gesellschaft verlieren sollte. Rousseau bat für Palissot, und auf seine Vorbitte behielt dieser seine Stelle, aber der König verlangte, daß die ganze Anecdote in den Büchern der Gesellschaft aufgezeichnet würde. Auch dieses wußte Rousseau durch neue Bitten abzuwenden.

Um diese Zeit erhielt Rousseau Brieffe von der Baronesse von Warens, worinn sie ihm mit Wehklagen ihre klemmen Umstände entdeckte. Er schickte ihr 240. Livres, fast sein ganzes Vermögen, mit einem Brief, worinn er bedaurt, daß er nicht mehr zu thun im Stand sey. Sie starb nicht lange hernach in der dürftigsten Lage.

Im J. 1752. schrieb Rousseau die kleine Oper Devin du village, wozu er die Musik selbst componirte. Zum erstenmal ward dieses Singspiel den 1. Merz mit allgemeinem Beyfall aufgeführt. Die Schauspieler wollten ihn bezahlen; da er aber für keine von seinen Schriften Geld annahm, so that ers auch in diesem Fall nicht; zur Belohnung verlangte er, auf immer einen freyen Platz in der französischen Oper, der ihm bewilliget wurde. Itzt war Rousseau von der französischen Nation angebetet. Selbst der König verlangte ihn zu sprechen; doch er verbat sich die Ehre.

Noch in gleichem Jahr gab er seine Abhandlung über die französische Musik heraus. Die Sänger der französischen Oper besorgten eine gänzliche Bankeroute, wofern Rousseaus antigallicanische Tonkunst den Sieg davon tragen sollte. Wainend klagten die Sängerinnen ihren vornehmen Liebhabern diese Verschmähung. Jedermann war über Rousseaus kezerisches Musiksystem aufgebracht; man bestellte Leute, die ihn bey Nacht ermorden sollten. Um sich vor unaufhörlichen Bedingungen sicher zu stellen, begab er sich im J. 1754. nach Genf Durch seine Religionsänderung hatte er sein dasiges Bürgerrecht verloren. Itzt aber nahm er öffentlich die reformirte Religion wie-

der an und wurde wieder in alle Rechte eines freyen Bürgers von Genf eingesetzt. Von da reisete er noch Savoyen und hielt sich einige Zeit in Chambery auf. In dieser Stadt arbeitete er an seiner Abhandlung, über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen. Den wilden und den gesitteten Menschen hielt er gegen einander; Mein und Dein, Eigenthum, Reichthum, daraus entstehende Obermacht und Ueppigkeit erklärte er als Quelle tausendfachen Elendes, als Zunder zahlloser Verbrechen, die nur in polizirten Staaten zu Haus sind. Voll Eckels vor dem geborgten, gleissenden Wesen der grossen Welt, in der sein Naturgefühl zum Spotte geworden; voll Unmuths darüber, daß in der bürgerlichen Gesellschaft willkührlicher Vorzug den innern Werth verdunkle, daß der Gewaltige ganze Völker seiner Leidenschaft aufopfere, rief er seinen Brüdern zu: Kommt in die Wälder und werdet Menschen!

Unterdessen hatte sich in Paris der Haß der Nation gegen ihn gelegt. Auf dringende Einladung hin kehrte er nach Frankreich zurück, aber nicht nach der Hauptstadt, sondern nach Montmorency. Hier lebte er in philosophischer Einsamkeit die glücklichsten Tage.

Im J. 1758. erschien seine Abhandlung über die Schauspiele. In grossen und verdorbenen Städten erklärt er das Theater für heilsame Zerstreuungen; für kleine Freystaaten hält ers für schädlich. — Nicht lange hernach gab er die Julie, oder neue Heloise heraus. Ein grosser Theil dieses Romans ist wahr und enthält die Geschichte einer unglücklichen Liebe, die der Verfasser in seiner Jugend gehabt hat. — In diesem Buch findt man vortrefliche Anleitungen zur Landwirthschaft, zum Hauswesen, zur Kindererziehung, zur Beförderung der Kenntniß des menschlichen Herzens u. s. f. Vorzüglich schätzbar sind die mahlerischen Beschreibungen.

Bald darauf folgten die Abhandlung über den gesell-

schaftlichen Vertrag und das Werk über die Erziehung oder sein Emil.

Damals war Genf in zwo Factionen getheilet. Umsonst hatte sich die Parten der Negatifs bemüht, den Rousseau von der democratischen Partey abwendig zu machen. Jene laurten auf den Zeitpunct, ihm einen Streich zu versetzen. Voltaire schrieb ebenfalls an seine mächtigen Freunde in Paris, sie sollten trachten, den paradoxen Schriftsteller, durch tödtlichen Hieb, zu weiterm Bücherschreiben unfähig zu machen. Kaum hatte der Emil die Presse verlassen, als er schon den 10. Jun. 1762. vermög einer Parlamentsacte durch den Scharfrichter verbrennt und Rousseau, als Verfasser, zur Gefängnißstrafe verdammt wurde. Sogleich ließ der Magistrat in Genf, schon den 19. Junius, das einzige Exemplar, das sich in der Stadt befand, auch durch den Henker verbrennen und ebenfalls den Verfasser zur Gefängnißstrafe verdammen. Rousseau erfuhr zu Montmorency, in seiner Einsamkeit, das Schicksal seines Buches und dasjenige, womit er selber bedräut ward. Er flüchtete sich nach Yverdon im Bernergebiete. Der dortige Landvogt, Herr Gingings de Moiry, nahm ihn auf wie einen Freund und verschafte ihm alle die Hülfe, die ein kranker Flüchtling bedurfte. Acht Tage hernach kam Befehl vom Senate zu Bern; den Rousseau nirgends im Berner-Kanton zu dulden. Dieser flüchtete sich nach Moitiers-Travers, in die Gebirge der Grafschaft Neufchatel. Seine Verwandten in Genf baten sich bey dem Magistrat eine Copey des Urtheilspruchs aus, die ihnen den 25. Junius 1762. verweigert wurde. Auf wiederholte Bitten einiger Bürger erfolgten wiederholte Weigerungen. Rousseau beschwur seine Freunde, um seinetwillen keinen Zwist anzufangen. Fruchtlos war seine Beschwörung; nun fand er sich genöthigt, den letzten Schritt zu thun und seinem Bürgerrecht in

Genf zu entsagen. Dieses geschah unterm 12. May 1763. Durch die Entsagung des Bürgerrechtes glaubte er auf einmal die Unruhen zu stillen. — Vom Jahr 1762. bis 1765. blieb er in Moitiers-Travers. Diese ganze Gegend steht unter dem Schutze des Königs von Preussen. Im Namen desselben ward sie von einem schottländischen Edelmann Georg Keith, oder, wie man ihn gewöhnlich nennt, Lord Marschall beherrschet. Von diesem würdigen Mann erhielt Rousseau alle mögliche Beschützung. Montmollin, der Pfarrer des Ortes, trieb seine freundschaftliche Gefälligkeit würklich so weit, daß er dem verschreyten Philosophen selbst Zutritt bey dem Nachtmahl gestattete. Nach und nach ward der Pastor allzudränglich, und Rousseau lenkte die zu grosse Vertraulichkeit mit Höflichkeit ab. — Unterdessen hatte der Erzbischoff von Paris in einem Hirtenbrief unsern Pilosophen verkezert. Dieser rechtfertigte sich in einem gedruckten Sendschreiben. Gegen seine Feinde in Genf verthädigte er sich in den Briefen vom Berge. — Verschiedene Treibfedern wurden in Bewegung gesetzt, um den Pastor Montmollin gegen Rousseau in Harnisch zu jagen. Oeffentlich fieng er an, gegen diesen zu predigen. Feyerlich wurde er itzt zur Rechtfertigung seines Glaubens vor das Consistorium vorgefordert. Wegen Krankheit entschuldigte er sich schriftlich. Nicht lange hernach schickte der König ein eigenhändiges Rescript an das Consistorium, worinn er ausdrücklich erklärte, daß er den Philosophen unter seinen Schutz nehme. Der Priester Montmollin hatte Rousseaus Untergang geschworen, und, was fast unglaublich scheint, er erreichte seinen Zweck, obgleich der Philosoph von dem Consistorium, dem Staatsrath, dem Gouverneur, ja dem König selbst beschützt wurde. Durch Schmähpredigten hatte er es so weit gebracht, daß, so oft sich Rousseau auf der Strasse sehen ließ, ihm die Bauern mit Flüchen nachfolgten. Am 1. Sept. 1765

stellte der Pastor seiner Gemeine nochmal ihre Pflichten vor, darauf reichte er das Abendmahl, und nach der Kirche warf man Rousseau die Fenster ein. In den folgenden Nächten wurden die Anfälle wiederholt und seine Thüre aufgesprengt. Endlich, in der Nacht vom siebenten auf den achten Sept. drang der ganze aufrührische Haufe in sein Haus; die Thüren wurden aufgebrochen, die Fenster zerschmettert, die Wände zerschlagen und ein Hagel von Steinen fiel in sein Schlafgemach und neben seinem Bette nieder. Fast wäre er ermordert worden. Er rettete sich mitten durch den Haufen, ohne daß es jemand wagte, Hand an seine Person zu legen, und floh auf eine kleine Insel im Bielersee, die dem Kanton Bern gehört. Nach drey Wochen kam Befehl an ihn, das Gebiet der Republik zu verlassen. Bey der kalten Jahrszeit und mit krankem Körper entschloß er sich bey seinem Freund und Gönner, dem Lord Marschall, der sich itzt in Berlin befand, Zuflucht zu suchen. Auf der Reise erhielt er in Straßburg Briefe von Hüme aus Paris, worinn ihn dieser einlud mit ihm nach England zu gehen. Rousseau nahm diese Einladung an und seine Freunde würkten am französischen Hof einen Paß für ihn aus, daß er ohne Gefahr nach Paris kommen konnte. Er reisete hin und wurde von vielen Personen besucht, unter denen sich einige Prinzen befanden. Hüme empfieng ihn sehr freundschaftlich, und sie reisten zusammen nach England. Lange vertrugen sie sich nicht. — Lord Walpole ließ einen erdichteten Einladungsbrief des Königs in Preussen an Rousseau in Saint James Chronicle einrücken. Ueber diese Spötterey des Lord Walpole, der Hümes bester Freund war, wurde Rousseau höchlich erbittert. Dadurch entstand zwischen diesem und zwischen Hüme ein sehr anständiger Federkrieg. Rousseau blieb in England bis 1767. Er lebte auf dem Lande und beschäftigte sich mit der Kräuterkunde. Endlich gieng er wieder

nach Paris und gab daselbst im J. 1768. sein letztes Werk, das Dictionnaire de Musique heraus.

Im J. 1769. verheyrathete er sich mit seiner Haushälterin, Mamsel le Vasseur. Da sie schon seit vielen Jahren alle Unfälle mit ihm getheilt hatte, wollte er sie dadurch für ihre Dienste belohnen. Sie wußte sich in seine Launen zu schicken; andre Vorzüge hatte sie nicht. — In Paris nährte sich Rousseau mit Notenabschreiben. In seinen Erholungsstunden machte er botanische Spaziergänge. Im Winter besuchte er oft den Caffée de la Regence; daselbst spielte er Schach oder schwatzte, wovon man wollte, nur nicht von seinen Schriften. — Mit herannahendem Alter wurde er immer empfindlicher. Durch allerley Neckereyen brachten es seine Feinde so weit, daß er endlich keinem Menschen mehr traute. Da sein Vermögen ganz auf die Neige gekommen war und er gleichwol keine Geschenke annehmen wollte, so entschloß er sich 1777. die Hauptstadt zu verlassen und auf dem Lande sein Leben zu beschliessen. Zu seinem neuen Aufenthalt wählte er das Landgut des Marquis von Girardin, zu Ermenonville neun Stunden von Paris und sechs von Chantilly entfernet. Daselbst wohnte er mit seiner Gattin bis an seinen Tod, in einem kleinen Haus unweit dem Schlosse. Eines von den Kindern des Marquis hatte er ausserordentlich lieb gewonnen, und nahm es meistens auf seinen botanischeu Spaziergängen mit sich.

Donnerstags den 2. Jul. 1778. stand er nach seiner Gewohnheit früh auf, spazierte einige Zeit herum, und kam darauf zum Frühstücken nach Hause; nachher zog er sich an; da er eben im Begriff war, aus dem Haus nach dem Schloß zu gehen, fühlte er einige Uebelkeit und Schwäche über den ganzen Körper. In heftigem Anfall von Kopfschmerzen starb er plötzlich und sank vom Stuhl auf die Erde. Es war niemand bey ihm als seine Frau. — Auf der Pappelinsel ließ ihm der Marquis von Girardin ein Grabmal erbauen.

Nach seinem Tode wurde eine Ausgabe seiner sämtlichen Werke veranstaltet. Unter denselben befinden sich auch die Denkschriften oder Confessions, die er mit gröster Aufrichtigkeit über seinen Character und über sein Leben aufgesetzt hat.

Karl Bonnet.*)

Derselbe ward im J. 1721 zu Genf gebohren. Seitdem achtzehnten Jahr seines Alters stand er mit Reaumür in ununterbrochenem Briefwechsel; frühzeitig ward er ein Mitglied der königl. Societät zu London und des Instituts zu Bononien, auch Correspondent der königl. Academie der Wissenschaften zu Paris. Im J. 1745. erschien sein Traité d'Insectologie; seither von Zeit zu Zeit verschiedene physische und metaphysische Werke; durchgängig mit philosophischer Genauheit auch gramatische Genauheit, mit Hoheit der Gedanken auch Adel des Ausdruckes verbunden; durchgängig auch selbst bey den abstractesten Untersuchungen Hinsicht auf Erweckung warmer, religioser Gefühle. Unter diesen Werken müssen wir vorzüglich die Schrift über die Pflanzen-Blätter, die Betrachtung der Natur, die philosophische Palingenesie, nebst den Untersuchungen des Christenthums, und die Analyse der Seelenkräfte erwähnen.

Bey gänzlichem Mangel historischer Anecdoten, begnügen wir uns, anstatt einer Biographie, folgenden Auszug aus einem Schreiben über Bonnets Character zu liefern.

*) S. Dictionnaire encyclop. d'Yverdun, l'article Physiologie. Leuen helvetisches Lexikon, Art. Bonnet. — Dictionaire de Médecine par Mr. Carrere.

„Bonnet ist von mittlerer Grösse, ziemlich beleibt, „von gutem Temperamente, obgleich dieses durch ange„strengte Arbeit etwas geschwächt scheint. Seine Miene „ist offen und flößt Zutrauen ein. Ein ganz besonders Ta„lent hat er, Fragen aufzuwerfen, und durch seine Fragen „Ideen zu wecken, die sonst niemals erweckt worden wä„ren. Sehr geneigt ist er, von andern das Beste zu den„ken, und seine Gutherzigkeit ist ohne Vergleichung. „Niemals giebt er die Uebermacht seines Geistes zu füh„len. Er spricht mit eben so viel Leichtigkeit als Zierlich„keit. So lebhaft und glänzend seine Imagination ist so „wenig schweift sie aus. Keineswegs ist ihm fröhliche, „scherzhafte Laune in der Unterhaltung zuwider; unver„merkt aber weiß er das Gespräch auf interessante und „lehrreiche Gegenstände zu lenken; sein Kopf ist so frucht„bar an wohlgeordneten Ideen, daß die Unterhaltung mit „ihm niemals erschöpft wird.

„Sein sittlicher Character ist vortreflich, und er war „es von Kindheit auf. Von den gewöhnlichen Ausschwei„fungen der Jugend blieb er immer verwahret. In je„dem moralischen Verhältniß, als Sohn, als Freund, „als Herr, als Gatte erschien er mit Würde. Die Lie„be zur Wahrheit war immer seine herrschende Leiden„schaft; ferne von ihm ist jede jener kleinen Leidenschaften, „wodurch so vielmal die größten Namen entehrt werden; „allemal war ihm die Polemik zuwider, indem diese die „Eigenliebe ins Spiel bringt, wie leicht verschwindt nicht „die Wahrheit? In seinem ganzen Betragen ist Bonnet „delicat und voll Achtsamkeit, wohlwollend und dienstfer„tig. — Von Jugend auf war ihm die Religion theuer: „er studirte sie fleissig, und vielleicht sind wenig Gottesge„lehrte, welche mit den heil. Büchern so gut bekannt „sind. In denselben liest er täglich einige Stücke, auch wird „er sich selten dem öffentlichen Gottesdienste entziehen, ob=

„ gleich er wegen seines sehr schwachen Gehöres wenig von „ der Predigt zu verstehen im Stand ist. Er glaubt; „ durch sein Beyspiel das Volk zu erbauen, Unterweilen „ macht er bey sich selber im Stillen religiose Betrach„ tungen.

„ Seine Bescheidenheit ist aufrichtig, weil er lebhaft „ von der Schwäche und von den Schranken der mensch„ lichen Vernunft überzeugt ist. Seine Sanftmuth, seine „ Heiterkeit, die ununterbrochne Gleichförmigkeit seiner „ guten Laune machen ihn bey jedermann sehr liebenswür„ dig; wegen seines berühmten Namens erhält er viele, „ für ihn sehr oft beschwerliche Besuche.

„ Ich rede nicht von seinen Werken: aber ich kann „ nicht unerwähnt lassen, daß er auch die Werke andrer „ Scribenten oftmals besser durchdenkt als diese selber; in„ dem er ihre Systeme oder Ideen zergliedert, scheinen sie „ unter seiner Behandlung ein Licht zu bekommen, welches „ ihnen die Urheber selber nicht zu geben vermochten.

„ Sein häusliches ist einfach; seit fünfzehn Jahren „ lebt er das ganze Jahr durch auf dem Lande. Des Mor„ gens erwacht er früh und arbeitet bis gegen Mittag; er „ studirt und componirt nie anderst als auf dem Spazier„ gang; ist er mit einem Stück fertig geworden, so dictirt „ er dasselbe dem Schreiber. Wenn dieser nicht sogleich „ zur Hand ist, so kann er Tage und Wochen lang, was „ er ausgedacht hat, im Gehirne behalten, ohne daß ein „ Wörtgen oder ein Comma aus dem Gedächtniß verrückt „ wird.

„ Bekannt ist, daß bey ihm zwey sehr kostbare Orga„ nen, das Gesicht und das Gehör ungemein geschwächt „ sind. Er selbst kann weder lesen noch schreiben. Da er „ hiezu fremder Beyhülfe bedarf, so erstaunt man, daß „ er bey so langsamem Fortschritt noch so vieles zu thun „ im Stand ist; vielleicht daß eben diese Langsamkeit im

„Fortschritte die Genauheit und Eleganz in seinen Ausar-
„beitungen befördert. Sein Briefwechsel ist ungemein
„ausgebreitet und interessant; auch sein flüchtigstes Billet
„verräth cultivirten Styl und Sprachrichtigkeit.

„Mit lebhafter Freude ist er bereit, die guten Ei-
„genschaften, die er bey andern bemerkt, ins Licht zu se-
„tzen und brauchbar zu machen. Weit geneigter ist er zu
„loben als zu tadeln. Ungeachtet er gegen die Kritik kei-
„neswegs gleichgültig ist, so wird er selbst beym unbilligs-
„sten Angriff niemals die Mässigung verlieren.

„Die Methode der Genfer-Academie schien seinem
„Genie wenig günstig; sein Fortgang im Studiren war
„anfänglich sehr langsam; ein geschickter Hausinformator
„brachte ihm zuerst Geschmack für die Litteratur bey; die
„die Schriften des la Plüche erweckten in ihm den Ge-
„schmack für die Naturgeschichte. Eines Tags sah er auf
„dem Kamin eines seiner Professoren Reaumürs Insecten-
„Historie; ehe der Professor ins Zimmer trat, las Bon-
„net aus diesem Werk einige Blätter; auf einmal bemäch-
„tigte sich seiner eine ähnliche empfindung, wie diejenige,
„welche den Malebranche ergriff, als dieser den Men-
„schen des Des Cartes durchblätterte. — Von der Vor-
„lesung hörte und verstand der junge Bonnet nichts mehr;
„beym Weggehn bat er den Professor demüthig, er möchte
„ihm dieses schöne Buch leihen. Der Professor schlug es
„ab, unterm Vorwand, daß diese Lecture den Studenten
„abhalten würde; auch auf der öffentlichen Stadtbibliotheck
„ward ihm das gleiche Buch verweigert; wegen der Kost-
„barkeit wollte man es keinem jungen Schüler anvertrau-
„en. Auf wiederholtes, dringendes Anhalten erhielt er
„endlich dieses Werk. er verschlang es, und seither wied-
„mete er alle seine Zeit und alle Kräfte dem Studium
„der natürlichen Geschichte. Er wiederholte einige Beob-

achtungen

„achtungen und Versuche seines Meisters, und er entdeck-
„te neue Bemerkungen; dieselben theilte er Reaumürn
„mit; dieser antwortet ihm auf eine Weise die den Jüng-
„ling in seinen Studien ungemein ermunterte. Seither
„war Bonnet Tag uud Nacht mit seinem Microscope be-
„schäfftigt, und daher kam die Schwäche seines Gesichtes.

Georg Joachim Zollikofer.

Er wurde zu St Gallen am 5. August 1730. gebohren. Sein Vater David Anton Zollikofer, ein eben so redlicher als aufgeklärter Rechtsgelehrter, verschafte ihm nicht nur eine sehr gute litterarische und moralische Erziehung, sondern er gab ihm auch in seiner Person das Beyspiel der thätigsten Menschenliebe und geläutertesten Frömmigkeit. Nachdem der Jüngling auf dem Gymnasium in seiner Vaterstadt den Grund zu den Schulkenntnissen geleget hatte, begab er sich, zur Fortsetzung der theologischen Studien, auf die hohe Schule nach Frankfurt am Mayn, alsdenn nach Bremen und Utrecht. Hier wiedmete er sich mit Eifer nicht nur der Gottesgelehrtheit, als seiner Hauptwissenschaft, sondern sehr fleißig studirte er auch die klaßischen Alten, die Philosophie, die schönen Wissenschaften, die neuere deutsche Litteratur, die besten Hilfskenntnisse zur Bildung des Seelsorgers und Predigers. Dadurch hatten schon seine ersten Versuche in der Kanzelberedsamkeit eine ganz ausserordentliche Energie und Anmuth erhalten.

Noch sehr jung kam er als Prediger nach Murten im Pais de Vaud: bald hernach erhielt er einen bessern Ruf als Prediger nach Monstein in Pündten. Auch hier

blieb er nicht lange, sondern folgte einer neuen Einladung nach Isenburg. Nachdem er sich hier so wol durch seinen vortreflichen Character als durch seine grossen Predigertalente in kurzem sehr vortheilhaft gemacht hatte, begab er sich im acht und zwanzigsten Lebens, nämlich 1758. als Prediger der reformirten Gemeinde nach Leipzig.

In den Schattenrissen edler Teutschen, Th. 11. s. 280. wird er folgender Maassen characterisirt:

Als geistlicher Redner ist dieser beste Mann wohl überall bekannt, und das Publikum bedarf meiner Anmerkung gar nicht mehr, daß er einer unserer besten und größten Kanzelredner und Moral-Philosophen in Deutschland sey. Er hat durch seine heiligen Reden, wovon wir nur drey Bände im Druck besizen, seinen Ruhm fest gegründet, und seinen Namen unter den Deutschen verewigt Sie sind würklich das, was sie seyn sollen, Predigten, oder ungekünstelte, simple und populäre Betrachtungen über Wahrheiten der gesunden Menschenvernunft und der heiligen Religion, mit Würde und Wärme und Selbstgefühl sehr faßlich und angemessen vorgetragen. O wenn doch jeder Prediger, so wie Er, die Dinge und Verhältnisse der Welt — so die Menschennatur studieren, so seine Materien für den Kanzelvortrag wählen wollte, wie viel mehr Freuden des Lebens, wie viel mehr Glückseligkeit, wie viel mehr Liebe und Ehrfurcht gegen die Religion würden sie nicht unter die Glieder der Kirche aussäen, als durch das ewige Bußpredigen und Donnern über Sünde Tod, Teufel und Hölle! Wenn andere unaufhörlich nur allein von der Niedrigkeit und dem Elende reden, das der menschlichen Natur anklebt; wenn sie dadurch nur nichts als Unmuth und Zerknirschung hervorbringen: so richtet dieser weise, denkende Menschenkenner durch seine bessern Betrachtungen über den Werth, über die hohe Würde und die Schönheit des Menschen den Nebenbruder wieder

auf, und lernt ihn lieber neben seinen Schwachheiten auch seine grossen Fähigkeiten und Vorzüge kennen, welche ewig mit seiner Existenz fortdauren, ewig nach dem Maasse grösser werden, als jene Schwachheiten abnehmen; — welche ihm Hochachtung seiner selbst, frohe Gefühle über seinen Werth, und den Gedanken — den schönen Entschluß ihm einflössen, dieser Würde, gemäß zu handeln. Alle seine Kanzelvorträge (fährt der angeführte Verfasser fort,) stellen den Meister dar. Sie sind alle mit der ihm eigenthümlichen Einsicht aus dem alltäglichen Leben gewählt und treflich behandelt. Sie sind alle Zeugen nicht nur von seiner Erfahrung, von seiner grossen und genauen Bekanntschaft mit den Dingen der Welt und ihren Verhältnissen, von seinem philosophischen Geiste, von Gründlichkeit, Ordnung und Zusammenhange im Denken, sondern auch von seinem warmen gefühlvollen Herzen und ausgezeichnet guten Character. Der Inhalt ist immer eben so neu, eben so leicht und verständlich, als er einem jeden Menschen wichtig seyn muß. Leben, Gesundheit, Reichthum, Ehre, sinnliches und geistiges Vergnügen, Leiden und Trübsal, Andacht, Empfindsamkeit, Tugend, Religion, Gottesdienst, Unsterblichkeit der Seele, Einsamkeit, Gesellschaft, bürgerliche Freyheit und Religionsfreyheit, Aufklärung und Gelehrsamkeit sind das nicht wichtige Gegenstände, welche wol werth sind, daß sie in öffentlicher gottesdienstlicher Versammlung von einem jedem Christen mehr und näher beherziget werden, als die gewöhnlichen Bußterte? Doch sind zuweilen die Materien, die Zollikofer auf die Kanzel bringt, sehr schwer und philosophisch: Aber sein Auditorium ist auch grossentheils so aufgeklärt, daß es diesen Vortrag ganz fassen und nuzen kann. Und dann ist seine gewöhnliche Einkleidung desto leichter, sein Styl durchaus natürlich und faß-

lich. Er hat einen reinen, einfachen und ruhig fortströmenden Fluß, wie die Empfindungen seines guten Herzens. Sein Ausdruck wird nie sehr blühend, nie heftig und erschütternd; Er bleibt immer sanft, würdig und männlich. Er ist sehr schön, ohne einige Redkünsteley.

Derselbe Geist der Einfalt im Denken und im Empfinden herrscht auch in seinen Anreden und Gebeten, welche er im J. 1777. herausgab. Dadurch brachte er in die Ritualien des öffentlichen Gottesdienstes mehr Anstand und Würde, und unsere gemeinschaftlichen und häuslichen Gebethe erhob er zu zweckmäßiger, edler, herzrührender Andacht.

Der Nutzen, den er dadurch, und durch seine Predigten stiftet, ist ungemein groß. Denn eine Akademie wie Leipzig, ist gerade der Ort, wo solch ein Mann für die menschliche Gesellschaft ausserordentlich wichtig seyn kann. Seine Kirche wird besonders von jungen, zukünftigen Kanzelrednern stark besucht, und eine Menge derselben gesteht es, daß sie diesem treflichen Manne einen feinern Geschmack, eine bessere Auswahl der Materien, eine fruchtbarere Behandlungsart zu danken habe. Das eigene seines Vortrags besteht unter andern auch darin, daß er sehr bekannte und oft gesagte Dinge aus einem ganz neuen Gesichtspuncte darstellt, so wie hingegen ganz neue Ideen mit den alten und bekannten in solche Verbindung sezt, daß sich der Leser oder Hörer mit denselben sogleich familiarisirt.

So äusserst weit er von Ziererey entfernt ist, so edel und rein ist seine Sprache. — Ausser der Muttersprache hat er sich auch die englische und französische vollkommen eigen gemacht. Aus dem Englischen übersezte er im Jahr 1764. Samuel Squire strafbare Gleichgültigkeit in der Religion, und im Jahr 1774. Brydons Reisen durch Sicilien und Maltha; aus dem Französischen Bertrands

christliche Unterweisung vom Jahr 1767, Sulzers vermischte philosophische Schriften vom Jahr 1773, und Emiliens Unterredung mit ihrer Mutter vom Jahr 1775. So wol in den alten als in den neuern Sprachen besizt er grosse Belesenheit; vorzüglich groß ist seine Kenntniß der deutsche Litteratur. Auch ihn zählen wir Recht zu den bessern, religiosen Poeten, und die von ihm im Jahr 1766. herausgegebene Sammlung geistlicher Lieder enthält viele vortrefliche Gesänge, welche ihn zum Verfasser haben.

Vortreflich sind auch, so wie alles aus seiner Feder, seine Betrachtungen über daß Uebel der Welt, nebst einer Warnung von den Sünden der Unkeuschheit, und andern Predigten vom Jahr 1777. und im Jahr 1785. erschienen von ihm Andachtsübungen und Gebethe zum Privatgebrauche für nachdenkenkende und gutgesinnte Christen, in zween Octavbänden. Ausser den eigenen Schriften, hat man ihm auch die Herausgabe fremder Schriften zu danken, z. B. der Pörtnerischen Predigten, der Toblerischen Erbauungen, des Lavaterischen geheimen Tagebuchs u. s. w.

Wegen seines edlen und uneigennüzigen Betragens, und überhaupt seines exemplarischen Lebenswandels wegen, ist er nicht nnr oon seiner Gemeinde, sondern allgemein in seiner Stadt geachtet und innig geliebt. Seine Gesellschaft wird von den studirenden Jünglingen sehr gesucht, und er ist so menschenfreundlich, daß er sich von Herzen gern und zu jeder Zeit jedem hingiebt, dem er auf irgend eine Weise nüzlich seyn kann.

Er starb nicht blos von seinen Freunden sondern von jedem Beförderer und Liebhaber der Tugend und Aufklärung bedauert, in Leipzig den 22. Jan. 1788.

Hans Caspar Hirzel.

Derselbe ward gebohren den 21. März 1725. Er hatte das Glück, in der Person seines Vaters, Statthalter Hirzels, das Vorbild republikanischer Tugend zu sehn.

Im J. 1743. hatte dieser würdige Vater den Beruf eines Amtmanns zu Kappel erhalten. Daselbst bekam unser junge Hirzel den ersten Geschmack sowol für die Anmuth der unverdorbenen Natur als auch für landwirthschaftliche Bemühungen *) Von dem grossen Litterator, Inspector Simler, empfieng er Unterricht in der classischen Litteratur. Mit dieser verband er durch glücklichen Zufall das Studium der besten Dichter unter den Teutschen. — Nach Beendigung der Amtsverwaltung kam er mit seinem Vater nach der Hauptstadt Zürich zurück. Nunmehr fieng sein bisheriges Naturstudium an, gelehrter und philosophischer zu werden. Um so viel lieber wählte er den Beruf eines Arztes aus, je mehr dieser Beruf unzertrennlich mit der Untersuchung der Natur verbunden ist. — An Chorherr Geßner fand er einen eben so aufgeklärten als treuen Wegweiser. Beym Unterrichte wurden die Schriften eines Wolf, Linne Boerhaave zum Grunde gelegt. Sehr fleissig übte er sich auf dem anatomischen Schauplatz; im J. 1744. las er daselbst über die Sinnen.

Die Neigung zu den schönen Wissenschaften führte ihn zu Bodmer, den er als seinen Socrates verehrte und liebte. Bey diesem socratischen Lehrer gewöhnte er sich, das Schöne nicht anderst als in Verbindung mit dem Guten zu lieben. Von Bodmern lernte er die ersten Elemente der Staatskunst und der vaterländischen Geschichte; der Unterricht war also beschaffen, daß er das Herz zur Nach-

*) Man sehe die Wirthschaft eines philosophischen Bauren, §.8. wie auch die neue und vermehrte Auflage vom J. 1774.

ahmung jener grossen Alten erwärmte, und nicht bloß die Urtheilskraft schärfte.

Durch Gleichförmigkeit der Studien gelang es Hirzeln, die hoffnungsvollsten Jünglinge in eine litterarische Conföderation zu vereinigen. Dieselbe trat in schriftliche Unterhaltungen mit ähnlichen Gesellschaften in den benachbarten Kantonen; von ferne leitete Bodmer die Arbeiten der zürcherischen Gesellschaft.

Breitinger, Bodmers Gefehrte in den Bemühungen um die teutsche Litteratur, las den Jünglingen über die Logik und Metaphisik, nach der wolfischen Lehrart; auf solche Weise lernten sie mit dem Geschmack des Schönen den Geschack des Gründlichen verbinden.

Im J. 1745. gieng Hirzel nach Leyden; daselbst hörte er den Albin, Gaubius und Muschenbroek. Mit äusserster Sorgfalt lernte er von Albin, dasjenige, was die Beobachtung selbst an die Hand giebt, von den abgeleiteten Folgerungen unterscheiden. Gaubius war in der Chymie, war Albin in der Physiologie und Muschenbroek in der Naturlehre. — Im J. 1746. nahm unser Hirzel den Gradum an; er verthädigte eine von ihm selbst verfertigte Streitschrift: Ueber den Einfluß eines heitern Gemüthes auf den Körper, sowol in gesunden Tagen, als auch besonders zur Zeit epidemischer Seuchen. Bey diesem Thema verband er seinen Hang für das Studium der practischen Philosophie mit der Arzneykunst.

Duch Vermittlung des sel. Pfarrer Weissen von Regenstorf fand er in Potsdam bey Hofrath Arnds, Stadtphysikus und Arzt bey der Garnison und beym Waisenhause, alle Gelegenheit, seine gesammelten Kenntnisse in der Ausübung zu zeigen. Arnds war ein sehr glücklicher und verständiger Arzt; grossentheils folgte er der einfachen Heilart seines Schwiegervaters, des berühmten Stahls. Als ein guter Beobachter machte er den Schüler

auf die wesentlichen Kennzeichen der Krankheiten aufmerksam, zugleich übte er ihn in seiner einfachen Heilart. Hirzel lernte da, wie man auf ungleichem Wege zu demselben Zweck geführt wird, und wie überhaupt die Natur in Heilung der Krankheit zum besten Leitfaden dienet. Was er in Boerhaven Schule gelernt hatte, heiterte den Begriff von jenen Stahlianischen Naturtrieben auf.

An Arnds Schwager, Stahls würdigem Sohne, fand Hirzel einen Herzensfreund und das Vorbild eines großmüthigen Weisen. Je begüterter er war, desto mehr war er um edle Anwendung des Reichthums besorgt; in der Stille verbreitete er, gleich einer unsichtbaren Gottheit, thätiges Wohlwollen — junges Verdienst munterte er, und tröstete Leidendes; sein Haus war ein Tempel der Fröhlichkeit; jedem Rechtschaffnen war es offen; Gelehrte und Künstler fanden da den ächten Freund uud den aufgeklärten Kenner. Allemal sprach Hirzel mit Entzücken von jenen seligen Stunden, die er in dem Umgange dieses Mannes genossen hatte; dem Kopf und Herzen empahlen sich hier die vorzüglichsten Kenntnisse mit den tugendhaftesten Gesinnungen unter dem bezaubernden Schleyer eines weisen Epicuräismus.

Auf der Reise nach Potsdam fand Hirzel in Magdeburg seinen Sulzer*) wieder, mit dem er im J. 1742. eine helvetische Bergreise gemacht hatte. Sulzer begleitete ihn zu dem Magister Lange in Laubingen. In dieser poetischen Gegend ward Hirzel wieder von seiner jugendlichen Muse begeistert. Magister Lange hatte eine Gemahlin, mit welcher er das unschuldigste Schäferleben führte. Hier glaubte sich Hirzel in Arkadiens göldene Tage verzaubert. Mit ihm unterhielt lange hernach einen poetischen Briefwechsel und setzte ihn in die Freundschaftsrech-

*) Man sehe Sulzers Leben, welches Hirzel so vortreflich beschrieben hat.

te des seligen Pyra, mit dem er an Herz und Genie so nahe verwandt war. — Durch Langen war Hirzel mit Kleist in Bekanntschaft gerathen. Dieser versüßte ihm seinen Aufenthalt in Potsdam. Hier sah er, wie Kleists bestes Werk, wie sein poetischer Frühling aus der Dämmerung hervorgieng und auf dem teutschen Parnasse die Morgenröthe des guten Geschmackes ankündigte. — Dieselbe Uebung, welche Hirzels medizinischen Beobachtungsgeist schärfte, schärfte auch überhaupt seinen allgemeinen Beobachtungsgeist; in Erholungsstunden richtete er seine Aufmerksamkeit sehr gerne auf die Semiotik der Seele und des Genies. Mit psychologischer Vorhersehung errieth nnd beförderte er die Entwicklung noch schlummernde Talente, auch alsdann, wenn sie dem Besitzer noch unbekannt waren. Hirzel erschien in einem Zeitalter wo noch nicht völlig bezwungene Barbarey die bessern Köpfe gegen ihrem bleyernen Zepter empöret — wo jeder, beym Gefühl eigner Stärke, mit enthusiastischer Theilnehmung dem andern hülfreiche Hand beut, --- wo keiner dem andern, wie etwann seither, nach Vermehrung ihrer Anzahl und Schwächung ihres Genies, eifersüchtig und hämisch im Weg steht. — In Kleistens vertraulichem Umgang lernte Hirzel, was wahre Freundschaft, was ächter Geistesadel, was practische Lebensphilosopie auf Bildung des Herzens und Glück des Lebens vermögen. Zwischen beyden war der innigste Briefwechsel bis zu Kleists Heldenende fortgesetzt. Kleist hatte ihn mit Spalding und Gleim bekannt gemacht. Jener verstand die Kunst, die Grundsätze und die Methode eines Gegners des Christenthums, eines Shafterbury, so anzuwenden, daß dadurch das Christenthum desto ehrwürdiger erscheint. Dieser, nämlich Gleim, war der erste, welcher die Teutschen in griechischem Geschmack tändeln, und unterm Tändeln edles Gefühl in die Seele zu giessen gelehrt hatte.

Stahl führte Hirzeln in den Kreis seiner Bekannten; unter denselben befanden sich seine beeden Schäger, Buchholzen, die sich um Brandenburg so verdient gemacht hatten. In dieser Gesellschaft lernte Hirzel die bewundernswürdige Staatsmaschine kennen, die Wilhelms grosser Muth entworfen und Friedrichs Genie vervollkommnet hatte. Verschiedene, einzelne Genien wenden in besondern, engen Kreisen die mannigfachen Talente an, die sich in einem Punkte vereinigen; eine grössere Zahl derselben vereinigt sich wieder in einem allgemeinern Punkte, und alles faßt endlich das königliche Genie unter den Gesichtspunkt des gemeinen Besten zusammen. Damals zeigte sich Friedrich in seinem grösten Glanze, nach Schlesiens Eroberung; er reutete die Chikane aus, ermunterte den Feldbau, errichtete neue Manufacturen und baute Sans Soucis, um in Gesellschaften todter und lebender Weisen, in einigen Ruhestunden sich selber zu leben.

In Berlin lernte Hirzel Sacken, Potten, Ellern, Lieberkühnen, Albins Nebenbuhler in der feinen Zergliederung kennen: In Potsdam sah er die berühmten Wundärzte und ihre Operationen beym Leibregiment und bey dem Regiment Prinz Heinrichs.

Im J. 1747. kam Hirzel wieder in sein Vaterland zurück. Sogleich ward er der neuerrichteten, naturforschenden Gesellschaft in Zürich. An der Seite eines Heideggers, nachmaligen Bürgermeisters, wie auch des berühmten Chorherr Geßners zu arbeiten, war für ihn das angenehmste Geschäfte. Unter solcher Aufsicht blühte die Gesellschaft zu einem Baum auf, unter dessen wohlthätigem Einfluß der zürcherische Landbau eine weit glücklichere Gestalt annahm. Seither ward Hirzel zum Vorsteher der engern Gesellschaft oder der Landwirthschaftlichen Comitee erwählet.

J. J. 1748. verheyrathete er sich mit Jungfer Anna Maria Ziegler, einer Tochter des Rathsherr Zieglers. In seiner Gattinn fand er die tugendhafteste Freundin. — Von Natur der lebhaftesten Eindrücke fähig, in gleichem Grade für das Unangenehme des Lebens wie für das Angenehme empfindsam, ein eben so feuriger Häsſer des Bösen als eifriger Verfechter des Guten, mußte es ihm ungeachtet seiner gefälligen Gemüthsart und frölichen Laune insonderheit bey der Menge drückender Geschäffte, an Gelegenheit zum Verdruß und zum Kummer nicht immer fehlen. Den wohlthätigen Einflüssen der Philosophie und einer gelaüterten Religion hatte er den Sieg über seine Leidenschaften zu danken; wie leicht mußte ihm nicht dieser Sieg werden, da nicht diese Religion und Philosophie unter dem Reitze der ehlichen Liebe, unter der Mine einer zärtlichen und sorgsamen Gattinn, jedes kleine Gewitter verwehte! Auch erkennt er den Werth eines solchen weiblichen Genius, und nach 34 Jahren ist ihm seine Gattin nach nach eben so theuer wie an dem ersten, hochzeitlichen Tage. Ihm gebar sie dreyzehen Kinder; davon sind noch sechse am Leben, und von einer Tochter die im Wochenbett starb, ein hoffnungvolles Kind.

Immer mit den besten und weissesten Menschen umgeben, mußte er nothwendig auch selber weise und tugendhaft werden. Zwar hatte er einen starken Hang zur Trägheit und Gemächlichkeit zu bekämpfen; hiezu kam noch ein schwaches Gesicht, das ihm das Lesen und Schreiben bey Tage mühsam, und des Nachts beynahe gänzlich unmöglich machte. Diese natürlichen Hinderniſſe zu geschäfftigem Leben überwand das allgemeine Wohlwollen und jene warme Menschen- und Bürgerliebe, die alle seine Handlungen beseelten Wenn wir ihn in seiner ausgebreiteten Thätigkeit, als Mensch, als Hausvater, als Arzt, als Mitglied der Regierung u. s. w. betrachten, so begreifen

wir nicht, wie es ihm möglich gewesen, in seinen seltenen Erholunsstunden grössere Werke hervorzubringen als mancher, dessen Beruf und Hauptgeschäfft die Litteratur ist. Für keine Wissenschaft hatte er ausschliessende Neigung; alles Mißbare reizte ihn gleich stark; für jeden grossen Mann in jedem Fache war seine Seele mit Hochachtung erfüllet. Wenn er Schriftsteller worden, so geschah es allemal bey besonderer Gelegenheit und zu besonderer Absicht; nicht bloß als Cabinets- oder Catheder-Gelehrter, vielmehr als Mensch und als Bürger war es, daß er die Feder zum Schreiben ergriff, und so ward er Autor, wie es die römischen und griechischen Klassiker geworden — eben deßwegen finden wir in seinen Schriften das Gepräg der Menschheit und des Patriotismus; in denselben athmet populäre, socratische Weisheit, immer genau angepaßt auf Zeit, Ort und Personen, ganz von jenen Schul-Chrien und Gemeinplätzen schriftstellerischer Mietlinge verschieden.

Dichtkunst war sein Labsal: bey ausserordentlichen Empfindungen machte er seinem Herzen Luft, indem er dasselbe in Gedichte ergoß; daher kömmt es, daß sich durch das Individuelle und Originale, durch immer neuen und eigenthümlichen Schwung unterscheiden. Voll von Ideen und Bildern, fortgerissen von dem kühnen, poetischen Strome, fehlte es dem Verfasser an Zeit und Geduld, lange an dem Rhytmus zu feilen. Nicht Kunst, nicht Autorsucht, sondern das Herz allein war es, welches sein Genie regierte. So entstanden die Empfindungen des Frühlings im J. 1750. durch die Freude veranlasset, die ihm Kleists Gedicht verursachte — so die Empfindungen bey Betrachtung der Schöpfungswerke im J. 1751. — so die Seligkeit ehlicher Liebe im J. 1755. bey der glücklichen Verbindung seines Bruders. — Andere Gedichte, sowol von lyrischer Gattung als in dem Geist der horazischen Episteln scheint er aus einer für das Publicum nachtheiligen Bescheidenheit im Pult zu vergraben.

Im J. 1748. hielt er die Sommervorlesungen de vera ad felicitatem via.

Mit dem berühmten Sal. Geßner gerieth er nicht nur in genaue Bekanntschaft, sondern genoß auch seines täglichen Umgangs. Dadurch bekam er Gelegenheit, Geßners poetisches und mahlerisches Genie gleichsam vom Keim, von der Knospe an bis zur Entwicklung zu beobachten. Das Schreiben über die Annehmlichkeit der Zergliederungskunst, welches dem Krito einverleibt ist, enthält die Geschichte der Spaziergänge mit diesem aufblühenden Genie.

So unwiderstehlich indessen Hirzels Hang für die schöne Litteratur war, so machte er sich immer heilige Pflicht daraus, diesen Hang seinem jedesmaligen Amte unterzuordnen. Im J. 1751. ward er zu einem Unter-Stadtarzt erwählet, zugleich ward er Mitglied des Sanitätsrathes; seither führte er bey den medicinischen Räthen, welche bey Menschen oder Viehseuchen mitgetheilt wurden, bald allemal die Feder. Mehrere dieser Räthe sind durch den Druck bekannt gemacht worden. Im J. 1757 ward er von der Regierung zu einer Comittee gezogen, welcher wir eine bessere Einrichtung der Wundgeschau oder der oberkeitlichen Anstalten zur Besorgung armer Patienten zu danken haben. Auch ward Hirzel zu einer andern Comittee berufen, die er selbst veranlasset hatte, um auf den Fall ansteckender Seuchen ein Lazareth in Bereitschaft zu haben. Würklich ward das Haus am Sellnau dazu eingerichtet; als es einige Jahre hernach abbrannte, ward das in Wiedicon liegende Landguth im Schimmel zu diesem Gebrauche gewiedmet; der dabey sich befindende Garten ward zu landwirthschaftlichen Versuchen für die naturforschende Gesellschaft bestimmet. Im J. 1757. erhielt Hirzel wegen seiner gemeinnützigen Bemühungen eine Vermehrung seines Einkommens; im J. 1761. ward er zum Oberstadtarzt erwählt; damit erhielt er den Vorsitz bey der Wundgeschau, auch ward ihm die Prü-

fung der Wundärzte und Hebammen nebst der Besorgung des Spitals aufgetragen.

Um diese Zeit erhielt er von Tissot das angenehme Geschenk von seinem mediciniſchen Avis au peuple. Dieſes gemeinnützige Werk übersetzte er; in einer Einleitung schildert er den Character des wahren und falschen Arztes durch solche Kennzeichen, welche auch einem Fremdling in der Arzneykunst ohne Mühe zu geschickter Auswahl eines Arztes bestimmen.

In Betreff der Hebammenordnung fand er, vorzüglich auf der Landschaft, sehr gefährliche Mißbräuche und Mängel. Daher machte er es sich zur Pflicht, wöchentlich zwo Stunden unentgeltlich dem Unterricht der Hebammen zu wiedmen. Da dieſe Unterweiſungen schlecht beſucht werden, wandte er sich an die hohe Regierung; im J. 1774. ward also die oberkeitliche Verfügung getroffen, daß alle Dorfschaften Hülfshebammen wählen und solche in ihren Kosten in der Nähe der Stadt für einen Monat unterhalten sollen, damit sie dem Unterricht desto beſſer abwarten können.

Bey der chirurgiſchen Prüfung sah er oft mit Bedauren, daß, aus Mangel der nöthigen Glücksgüter, die jungen Wundärzte nur den Barbierstuben nachgehen — darum trug er den geschwornen Meistern unter den Wundärzten vor, das Gesetz wegen Wanderschaft der Landschärer dahin abzuändern, daß ein Aufenthalt in der Stadt ihnen für die Wanderzeit dienen sollte. Auch ward dieſes genehmigt. Im J 1754. ward einem anatomiſchen Demonstrator ein oberkeitliches Gehalt geordnet und eine Committee niedergesetzt zur beständigen Aufsicht über dieſes Institut. Von Hirzeln ward dieſes erneuerte Institut inaugurirt.

Im J. 1764. hatte er angefangen, seinem Sohn in der Arzneykunst Anleitung zu geben. Bey sonst über-

häufften Geschäfften bediente er sich hiezu die frühesten Morgenstunden. Schon über ein Jahr hatte er ihn zu den Besuchen in dem Spital mit sich genommen: ihn ließ er alle Symptomen der Krankheiten aufzeichnen, dictirte ihm die vorgeschriebenen Arzneyen, ließ ihn ihre Würkung bemerken und aufzeichnen; diese empyrische Kenntniß der Krankheiten und ihrer Heilart ward alsdann durch nachherige Kunsttheorie aufgeheitert. Bey den Vorlesungen über die Physiologie legte er Hallers primas lineas — über die Pathologie und über die übrigen Theile der Arzneywissenschaft, Boerhaaven und Gauben, — über die ausübende Arzneykunst Boerhaavens Aphorismen und Home's Grundsätze zum Grunde. An diesen Vorlesungen ließ er mehrere Studiosos Antheil nehmen, die ihn auch bey seinen Spitalbesuchen begleiteten. Diese für ihn angenehme Beschäfftigung setzte er einige Jahre fort, und er hatte das Vergnügen, geschickte Aerzte unter seinen Schülern aufwachsen zu sehen.

Als grosse Aufmunterung in seinen Studien erkennte Hirzel die Freundschaft des Leibarztes Zimmermann. Mit diesem wechselte er vom J. 1758. bis zum J. 1770. da er nach Honnover berufen worden, alle Wochen regelmässig Briefe. In diese ergossen sich Kopf und Herz; beyde theilten einander ihre Lecture, ihre Erfahrungen ihre innersten Herzensgedanken mit

Im J. 1761. entschloß sich die naturforschende Gesellschaft, einen Band ihrer Abhandlungen heraus zu geben. Diesen wurde Hirzels Einweyhungsrede von dem Einfluß der naturforschenden Gesellschaften, besonders auch der zürcherischen Gesellschaft beygefügt. In dem gleichen Bande befindt sich Hirzels Beschreibung eines bösartigen Pockenfiebers, wie auch die erste Ausgabe der Wirthschaft eines philosophischen Bauers; auf diese Ausgabe folgten mehrere mit wichtigen Zusätzen — auch Ue-

versetzungen in verschiedenen Sprachen. Der vermehrten Ausgabe vom J. 1774 sind einige Briefe an gelehrte Freunde angehängt. In diesen Briefen befinden sich neue Nachrichten zur Beleuchtung des moralischen sowol als des wirthschaftlichen Characters seines philosophischen Landmanns; so denn die Geschichte von den Bemühungen der ökonomischen Gesellschaft zur Aufnahm der zürcherischen Landwirthschaft. An Aufnahm derselben hatte unser Hirzel nicht geringen Antheil, da er von Anfang an zum Präsidenten bey den Unterredungen mit den Landleuten verordnet und im J. 1770. zum Vorsteher der ökonomischen Commission ernannt worden. Auch hat man ihm die Dorftabellen zu danken, die zur Kenntniß der verschiedenen Zweige der Landwirthschaft veranstaltet worden. Seine landwirthschaftlichen Bemühungen brachten ihm auch die Ehre zuwegen, daß er im J. 1763. von der öconomischen Gesellschaft in Bern, und im J. 1766. von königl. Societät zu Metz den auswärtigen Mitgliedern beygezählt worden,

Im Maymonath 1762 wohnte er in Schinznach einer freundschaftlichen Versammlung bey. Hiebey gab er Anlaß zur Stiftung der helvetischen Gesellschaft; auch ward er zum ersten Vorsteher erwählet. Ein Jahr hernach erhielt er von dieser Gesellschaft den Auftrag, dem Doctor Zellweger in Trogen für eine von ihm eingesandte Abhandlung zu danken. In gleicher Zeit aber starb dieser würdige Patriot und freydenkende Philosoph; Hirzels Zuschrift an ihn ward also in ein Denkmahl dieses Mannes verwandelt. Dieses und andere Denkmale, die man den verstorbenen Mitgliedern der helvetischen Gesellschaft errichtete, erweckten bey dem erlauchten Bürgermeister Ott den patriotischen Wunsch, daß man auch verdienten Eidgenossen ausser dem Kreise dieser Gesellschaft solche Denk-

male aufrichten möchte. Hirzel wählte sich Hans Blaarer von Wartensee; diesen erhabenen Staatsmann hatte er von Jugend auf persönlich beobachtet; er freute sich, Anlaß zu haben, seinen jungen Mitbürgern in der Geschichte eines Mannes, dem jeder mußte Gerechtigkeit wiederfahren lassen, das Bild eines ächten, zürcherischen Patrioten zu zeigen, und zwar zu einer Zeit, da eine politische Schwärmerey schädliche Folgen für das Vaterland befürchten ließ.

Im J. 1763. ward Hirzel in den grossen Rath erwählet; mit dieser Ehre übernahm er neue Pflichten; um dieselben treu und geschickt zu erfüllen, durchlief er in den ihm übrigen Stunden die vaterländischen Geschichte und Gesetze; auch hatte er das Glück, bey verschiedenen Anlässen das Zutrauen seiner Mitbürger zu gewinnen. Er ward zu vielen so beständigen als zufälligen Kommisionen geordnet — In gleichem Jahr ward er zum Beysitzer der Synode erwählet; dieses gab ihm Gelegenheit, unter der Geistlichkeit eine Menge gelehrter und würdiger Männer kennen zu lernen; zugleich ward er dardurch veranlaßt, des Inspector Simlers, seines ehmaligen, innigst geliebten Lehrers, academische Rede, von der brüderlichen Liebe unter den Gliedern der Kirche in dem Anfang des XVI. Jahrhunderts, zu übersetzen; dieser Rede ist Conrad Geßners letzter Wille beygesetzt worden.

Kaum war Hirzel in den grossen Rath erwählt worden, als man ihn dem neueingerichteten Tribunal beygesellte, welchem die Aufsicht über die äussern Sitten anvertraut ist; auch bediente sich seiner die Regierung bey Errichtung eines Polizeygesetzes für das Landvolk. — Das folgende Jahr ward er in die Commission verordnet, welche die Erbauung des Waisenhauses und die Einrichtung des Zuchthauses besorgte. Ebenfalls ward er ein Mitglied der Commissionen zu besserer Einrichtung der Aemter - Rech-

nungen, zur Untersuchung der oberkeitlichen Zehntenrechte, zur Verbesserung der Waldungen, zur Verbesserung der Schulen u. s. w. Die Stiftung der Kunstschule gab ihm Gelegenheit zur Verfertigung einer katechetischen Anleitung der gesellschaftlichen Pflichten, welche in der Kunstschule zum Grunde der Unterweisung gelegt wird; auch ward er den hohen Kuratoren dieses gemeinnützigen Instituts beygeordnet; so unermüdet als er vormals an dem Entwurf desselben gearbeitet hatte, eben so sehr war er seither um seine Erhaltung und Aufnahme bemühet.

Unter vielerley Geschäften schrieb er in einigen Erholungsstunden den philosophischen Kaufmann, Fragment eines grössern Werkes, welches er nicht fortgesetzt hat. — Besonders wichtig sind seine beyden neuesten Werke, das eine Sulzers, — das andere Heideggers Leben. Zu Verfertigung dieser unsterblichen Denkmale war er um so viel fähiger, da er mit diesen beyden Männern sehr vertraulich gewesen. Für das vorzüglichste Glück schätzte er seine zahlreiche Bekanntschaft mit grossen und edeldenkenden Menschen. Mit bescheidenem Selbstgefühl sagte er oftmals, daß, wenn er etwas Gutes vollbracht habe, solches als Zurückprellung der Einsichten und Handlungen, die ihn in seinen Freunden gerührt hatten, anzusehen seyn müsse.

Im J. 1778. ward er durch freye Wahl in den täglichen Rath aufgenommen; bald darauf ward er dem Kirchenrath oder dem Collegio Examinatorum beygesellet. Durch den Beysitz in diesem Collegium erhielt er die beste Gelegenheit, nach Herzenswunsch für Ausbreitung geläuterter Religion und für den öffentlichen Unterricht in der Stadt und auf dem Lande, in höhern und niedern Schulen, zu sorgen. — Im J. 1780. ward er zum Mitgliede der neuerrichteten, oberkeitlichen Commitee zur Beförderung des Landbaus erwählet. Ausser vielen

andern wandelbaren Commißionen, wohnte er auch den vieljährigen Berathschlagungen über die Erneuerung des französischen Bundes und über die genferischen Streitigkeiten bey; und auch jetzo noch bey der neuen Ordnung der Dinge ist er ungeachtet seines hohen Alters als Präsident der Sanitäts-Commißion, der physicalisch-ökonomischen Gesellschaft und der Wundgeschau, rastlos für das Wohl seiner Mitbürger bemüht.

Johann Caspar Lavater.

Derselbe ward zu Zürich den 15. Nov. 1741. gebohren. In der Kindheit war er ein gutherziger, aber furchtsamer und wainerlicher Knabe. Anstatt zu Studiren, beschäftigte er sich mit Spielwerk, besonders mit allerley Wachsbildnerey, auch mit Glasschleifen und verschiedenen mathemischen und physischen Jugendspielen. In den höhern Schul-Classen ward sein Eifer für die Wissenschaften theils durch Anleitung eines Bodmers und Breitingers, theils durch Wetteifer edler Mitschüler beseelet, nunmehr fieng er an, sich als freyen, kühnen Selbstdenker zu zeigen; vor keinem der verwegensten Gedanken erschrack er, und aus der augenscheinlichsten Gefahr, sich selbst in den Abgrund methavhysischer Nachforschung zu verlieren, zogen ihn allemal Wahrheitssinn und moralische Gefühle zurück. Mit Speculation nämlich verband er das thätigste Leben. Wie feurig in frühester Jugend sein patriotischer Enthusiasmus gewesen, hievon könnten mehrere Beyspiele angeführt werden. Eine Art poetischer Schwärmerey berauschte damals die Jugend; hiezu kam noch tieferschütternder Eindruck rousseauischer Schriften, nebst genauerm Umgang mit den freydenkenden Römern und Griechen. Bey schwächern Köpfen, für welche der olympische Nectar zu stark war, sah man das Fieber politischen Enthusiasmus entstehen; da war

bald kein Zunftmeister vor dem Scherbengerichte der unbärtigen Kantons gesichert. So lächerlich indeß bey manchem der blinde Eifer geworden, so viel Gutes quoll gleichwol hie und da in der Gährung unter dem Schlamme hervor. Beweis hievon die Wochenschrift des Erinnerers, an welcher vorzüglich auch Lavater arbeitete; eine Wochenschrift, die mit Nachdruck thätiges Christenthum und republikanische Sitten beförderte. Schade, daß einige als persönlich ausgedeutete Satyren und andre politische Umstände die Fortsetzung verhinderten! Nach Aufforderung der helvetischen Gesellschaft verfertigte er die Schweizerlieder, in welchen hin und wieder derselbe Heldengenius athmet, womit die Voreltern im Schlachtgewitter bey Laupen und Sempach Triumphe erfochten.

Im Maymonat 1761. ließ sich Lavater zum Predigamt weyhen. Im März 1763. machte er gelehrte Reisen mit seinen Freunden, dem sel. Felix Heß und dem noch lebenden Heinrich Füßli, von denen ersterer durch die Schrift über die moralischen philosophischen Predigten, — letztrer aber als grosser Kunstmahler berühmt ist. Unter Professor Sulzers Aufsicht giengen sie nach Berlin. Einige Zeit blieb Lavater bey Spalding, bildete da seinen Geist und seinen Stil, und lebte selige Tage bey dem vortreflichen Manne. — Wie sehr er in dem freyen Geist der berliner Theologen webte, und wie er doch in seiner theologischen Denkensart von ihnen entfernt war, sieht man aus seinen Briefen an M. Bahrdt, die im J. 1763. in Breßlau gedruckt sind. Seither besonders seit dem Verluste seines philosophischen Freundes, Felix Hessen, schien er einiger massen die betretne Bahn zu verlassen. Je feuriger seine Einbildungskraft war, deste kühner und ausgebreiteter seine Wünsche und seine Begriffe von seinen Christen- und Amtspflichten, je schwächer er sich zur Ausführung fühlte, deste durstiger ward

nach ausserordentlichen Kräften zum ächten Christusglauben, fieng er an, besondere Geistesgaben zu fordern und zu behaupten, daß alle Menschen dem wesentlichen nach sich gleich und alle Christen aller Zeiten, ceteris paribus, in gleichen Rechten stehen. Den Saamen dieser Lehre findt man in seinen Anmerkungen zu Bonnets Palingenesie, die er im J. 1769. übersetzt hat; eben so in den Manuscripten für Freunde, in den vermischten Schriften, in den christlichen Liedern, in einem besonders gedruckten fliegenden Blatte, in dem geheimen Tagbuch, in den Aussichten in die Ewigkeit u. s. w. In dem meisten dieser Schriften wird man ein seltenes Gemisch von gesundem Beobachtungsgeist und von mystischen Chimären, sehr viel brauchbare Lebens-Philosophie mit verstiegnen Grillen bemerken. Als Gedicht, wozu der Verfasser sie bestimmt hat, scheinen die Aussichten in die Ewigkeit sehr kühn und erhaben; für den Philosophen hingegen scheint der Blick auf den ungeheuren Schauplatz der Zukunft bald zu mikroscopisch, bald sonst zu umnebelt. Um dieses Werk auch für den gemeinen Haufen desto erbaulicher und brauchbarer zu machen, hat es der Verfasser im Auszug von müßigen Hypothesen gesäubert. Je unerschöpflicher Lavaters Geisteskraft, je unersättlicher seine Herzens-Sehnsucht seyn mag, desto weniger wird es befremden, wenn er, gleich einem Alexander in intellectuellem Verstand, nicht genug hat an der sichtbaren Schöpfung, sondern neue Welten und neue Himmel zu erobern bemüht ist. Schade, wenn seine Liebe zum Wunderbaren ihn allzuweit aus der Sphäre der Würklichkeit fortstößt, oder wenn er, allzu ungeduldig ausserordentliche Hülfsmittel erwartet; einige seiner Freunde giengen würklich so weit, daß sie mit theoretischen und hermeneutischen Nachforschungen auch historische,

ja so gar würkliche Wunderversuche verbanden. * Ein gewisses Bauersweib ** ward gegen alle seine Bitten, Warnungen, und Abhaltungsversuche zur Seherin erhoben: seither war Lavater nach Pondorf zu Gaßner gereiset: wie groß anfangs seine und seiner Freunde Erwartung von diesem Wunderthäter gewesen, können unter anderm Lavaters Briefe an Semlern beweisen, und wie er jezt noch davon denke, sehen wir in dem zweyten Bande seiner vermischten Schriften, wo er seine Gedanken mit vieler Treuherzigkeit äussert, daß er ihm nämlich summum imperium über gewisse Uebel, die einige dem Satan, andre den Nerven zuschreiben, beymesse. Je schlechter überhaupt hie und da Lavaters Meynungen verdaut wurden, desto häufiger ward darüber pro und contra geschrieben. So nachtheilig zuweilen Controvers-Schriften für die Ruhe der Verfasser seyn mögen, so leicht gleich einem flüchtigen Einfall solche Schriften für immer erkalten und nach kurzer Verjährung alles Interesse verlieren: so scheinen sie gleichwol in dem litterarischen Dunstkreis vielleicht eben so nöthig, als z. B. in dem physischen Sturmwind oder Gewitter, wodurch die Luft vor Fäulniß bewahrt wird. Scharfsinnig wurden die lavaterischen Meynungen von Doctor Rung in Bremen und hie und da in der allgemeinen deutschen Bibliotheck untersucht. In eben dieser Bibliotheck und in der leipziger Bibliotheck, wird auch seine Physiognomik umständlich beurtheilt. Dieses Werk erschien in vier Quartbänden, in aller typographischen Pracht, und mit vielen Kupferstichen. Auch ist es ins Holländische, und neuumgearbeitet ins Französische übersetzt. Ungeachtet der hie und da eingestreuten blos willkührlichen Muthmassungen,

* S. Pfenningers Appellation an den gesunden Menschenverstand, wie auch hin und wieder das christliche Magazin.

** Siehe Pfenningers Appellation.

enthält dieses Werk immer grossen Reichthum feiner und wichtiger Bemerkungen sowol für den Menschenbeobachter überhaupt, als auch besonders für den Dichter und Künstler. Eine zierliche Ausgabe seiner Gedichte ist längst schon erschienen. In denselben, wie überhaupt in seinen übrigen geistlichen Liedern und Psalmen, duftet hin und wieder heilige Salbung, und sein Gesang strömt zuweilen volten, cramerischen Wohlklang; freylich wie Cramer, oftmals reicher an Ausdruck und Bildern als an Erfindung. Bey allem Mißtrauen gegen die einen und andern von Lavaters Hypothesen, als z. B. von der fortdaurenden Wunderkraft, von dem tausendjährigen Reich u. s. w. wird gleichwol niemand weder das Verdienst seiner ausserordentlichen Thätigkeit, noch den Vorzug seiner grossen Talenten mißkennen.

Nachdem er einige Zeit die Seelsorge am Waisenhause treulich versehen hatte, ward er im J. 1778. zum Diacon, und im J. 1786. zum Pfarrer bey St. Peter in Zürich erwählt, welche Stelle er jetzt noch mit vielem Segen bekleidet. Seine zahlreich gedruckten Predigten sind Zeugen, mit wie viel Wärme er sich die Erbauung seiner Kirche angelegen seyn lasse. Ungeachtet so vieler Stunden, die er seinem geistlichen Amte weyht, und so vieler Schriften, womit er von Zeit zu Zeit das Publicum beschenkt, weiß er, durch haushälterische Zeitersparung, immer noch diesen und jenen Tag zum Empfang oder zur Erwiederung freundschaftlicher Besuche, zu interessanten Reisen und zu zahlreichem Briefwechsel zu gewinnen. Einem Heiligthum ist sein Haus gleich, zu welchem beynahe täglich Leute von jedem Stand und Geschlecht, von jedem Rang und Alter aus den entferntesten Gegenden wallfahrten. — Einiger massen dient sein geheimes Tagbuch zum Commentar seines Lebens.

Johann Geßner.*

Während daß hin und wieder bald politische, bald theologische Schwärmerey gleich einer Seuche auch bessere Köpfe ergriff, nährte gleichwol das Vaterland immer noch würdige Söhne, die, weniger rauschend, aber desto sichrer und würksamer durch Sitteneinfalt, durch weise Polizeyverbesserungen, besonders auch durch Beförderung des Landbaus und der Fabriken die Wolhfahrt des Staates besorgten. Auf diese Wohlfahrt scheint unter allen Wissenschaften das Studium der Meßkunst und der Naturlehre — theils am meisten, theils am ruhigsten würken zu können. Ungemein ward dieses Studium durch Johann Geßner begünstigt. Dieser würdige Namenserbe Conrad Geßners ward zu Zürich im J. 1709. gebohren. Er war noch im J. 1720 ein Schüler in quarta, als ihn Dr. Wegelin zum Kraütersuchen aufs Feld mitnahm; so oft auch in dem Spitale chirurgische Handgriffe vorgenommen wurden, wohnte der junge Geßner mit bey. Im J. 1723 machte er die erste Bergreise. Unermüdet vermehrte er seine physischen und mathematischen Kenntnisse. Hiebey genoß er Scheuchzers und Muralten Handleitung. Im J. 1726 unternahm er eine weitläuftigere Bergreise. Allerorten erforschte er die verschiedne Druckkraft der Luft durch barometrische Versuche — die Beschaffenheit der Mineralwasser durch Abwägung und Vermischung chemischer Säfte — besonders auch den Ursprung und die Lage der Berge. Die Beobachtungen schrieb er in ein ausführliches Tagbuch zusammen; eine grosse Menge Mineralien, Versteinerungen, Pflanzen, Insecten bracht er als Ausbeute zurück.

* S. Börners Leben der Aerzte und Naturforscher, B. III. St. I. wie Bruckers Bildersaal, Th. IX.

Im J. 1726 gieng er nach Leyden. An diesem Orte genoß er ein ganzes Jahr lang Boerhavens Unterricht und vertraulichen Umgang. Zugleich legte er den Grund zur ununterbrochenen Verbindung mit Hallern. Auser Boerhaven hörte Geßner auch Albin, Osterderdyck, Schacht und D'Gravesand; überdieß hatte er genaue Bekanntschaft mit Friedrich Gronov, der einen weitläuftigen Garten und die vollständigste Schneckensammlung besaß. In Leyden erwarb sich Geßner nebst mannigfachen Kenntnissen grossen Reichthum an allerley Pflanzen, Wasser- und Meer-Thieren.

Von Leyden begab er sich mit Boerhavens Empfehlungsschreiben nach den vornehmsten holländischen Städten; sonderlich genoß er von dem damals neunzigjährigen Greis, Friederich Ruysch, zu Amsterdam viele Gewogenheit. Hierauf kam er nach Paris, woselbst er von Boerhaven an den Abt Bignon, an Jussieu und d'Isnard empfohlen war. In der Wundarzney — und in der Zergliederungskunst hatte er den le Dram — in der Hebammenkunst Gregoire zum Lehrer.

Nach überstandener, gefährlicher Krankheit kam er von Paris nach Basel. Daselbst erwartete ihn Haller, um mit ihm die höhere Meßkunst bey Johann Bernoulli zu lernen; auch hier setzte er das Studium der Arzneykunst nicht auf die Seite; überall bediente er sich der zwingerischen und miegischen Anweisung. Im J. 1728 besorgte er des kranken Prof. Miegs Verrichtungen. Im gleichen Jahr machte er mit Hallern eine schweizerische Bergreise. Im J. 1729 disputirte er in Basel de Exhalotionibus, hielt eine öffentliche Rede de usu Matheseos in Medicina und empfieng die höchste Würde in der Arzneykunst. Hierauf gab er Vorlesungen in der Naturlehre, Meßkunst und Arzneykunst; er stellte anatomische Versuche an und bereitete allerley Vorrath. Den Sommer ver-

wendete er auf die Botanik, und selbst der Besuch der Patienten auf dem Lande mußte ihm dieses Studium erleichtern. Sonderlich war er darauf bedacht, nach der Methode, wie Rajus die englischen Pflanzen angeordnet hatte, eine ähnliche Sammlung von schweizerischen Pflanzen zusammen zu tragen. Gemeinschaftlich wollte er mit Hallern eine Geschichte der schweizerischen Pflanzen ausarbeiten. Im J. 1730 that er eine Reise in die Glarnergebirge; im J. 1731 in die Appenzeller- und Toggenburgergebirge; im J. 1732 in die schweizerischen und luzernerischen. Pflanzen sowol als Beobachtungen und Anmerkungen wurden zwischen Geßner und Haller freundschaftlich getheilt; Geßner verfertigte ein Verzeichniß der Pflanzen nach seiner Lehrart, und mit den berühmtesten Kräuterkennern unterhielt er Briefwechsel.

Mitten unter diesen Bemühungen schlug ihn Boerhave, auf Blumentrosts Anfrage, zu dem botanischen Lehrstul in Petersburg vor. Die Entlegenheit des Ortes und seine schwache Gesundheit erlaubten ihm die Annahme des Berufs nicht.

Im J. 1733 starb Doctor von Muralt in Zürich. Sein Lehramt fiel auf Dr. Joh. Jacob Scheuchzer. In gleichem Jahr noch starb auch dieser. Sein Bruder, Johann Scheuchzer, erhielt nun die Stelle; Geßner aber erhielt das mathematische Catheder; zugleich ward ihm die Besorgung von Scheuchzers Lehramt anvertraut, so lang nämlich dieser sich noch als Landschreiber in Baden aufhalten mußte. Geßner trat sein Amt mit einer Rede an: von dem Nutzen der Meßkunst in der christlichen Religion, in den Wissenschaften überhaupt und in den Bequemlichkeiten des Lebens. So sehr auch jedermann der allseitige, wohlthätige Einfluß der Meßkunst einleuchten sollte, so sehr scheints zu bedauern, daß dessen ungeachtet, auch selbst nach Verbesserung der zürcherischen Schu-

len, den Studirenden auf dem Gymnasium die Besuchung der mathematischen Lehrstunden nicht dringend genug eingeschärft wird. Daher kommt es, daß besonders die theologischen Studiosi allzu gerne dieses Studium verabsäumen.

Im J. 1738 starb auch Dr. Joh. Scheuchzer; an dessen Statt ward Geßner zum ordentlichen Lehrer der Physik und zugleich zum Canonicus erwählt. Auswärtige Gesellschaften aber bemühten sich um die Wette, sich ihn eigen zu machen; so nahmen ihn J. B. die römisch-kaiserliche Academie, die königl. schwedische, die königl. berlinische und die florentinische zum Mitgliede an. Sein Fleiß erweckte auch bald mehrere seiner Landleute, daß sie eine physicalische und ökonomische Gesellschaft in Zürich errichteten und Geßnern zum Oberhaupte erwählten. Unter seinem Einfluß und dem Beystand der würdigsten Männer, eines Heideggers, Hirzels u. a. blühte diese Gesellschaft zu einem Baum auf, unter dessen wohlthätigen Zweigen der zürcherische Landbau eine weit glücklichere Gestalt annahm. Wie rührend für die Menschheit, in dieser Gesellschaft den Landmann zwischen dem erlauchten Regenten und dem tiefsinnigen Gelehrten zu sehen, wie jeder den andern aufkärt, jeder den andern in seiner Sphäre hochschätzt und liebet! Von dem Werth einer solchen Gesellschaft mag Serione, der Verfasser der Interêts des Nations de l'Europe developés relativement au commerce ein unparteyischer Zeuge seyn. In dem ersten Band, Hauptst. III. s. 24. heißt es bey diesem Verfasser: „die Gesellschaften von Bretagne, von Paris, von Bern, von „Zürich u. a. geben das Muster von der Methode zur „Beschleunigung des Wachsthums in der Kunst; glücklicher Weise wird durch solche practische Muster und „durch das Beyspiel genauer Beobachtungen die Anzahl „guter Beobachter vermehret." — Weiterhin s. 29.

„ Diesem gemeinnützigen Geiste, der dißmal den aufge-
„ klärten Theil von Europa beseelt, hat man die Errich-
„ tung einer Gesellschaft für die nützlichen Wissenschaften
„ in Zürich zu danken; Anfangs bestand sie nur aus
„ Verbindung einiger guter Bürger, die nichts anders als
„ ihre eigne Belehrung zum Gegenstand hatte. Diese
„ Verbindung ward durch die Fürsorge eines Mannes
„ geknüpfet, den seine Sitten eben so verehrungswürdig
„ machen als seine Gelehrsamkeit; allein durch Tugend
„ ward diese Verbindung geknüpfet, und die Tugend
„ wandelt ohne Geräusch oder Schimmer." In der That sind Bescheidenheit, leutseliges Wesen, allgemeines, thätiges Wohlwollen bey unserm Geßner in eben so hohem Grade als Genie und ausgebreitete Kenntniß. Ungeachtet derselbe viele der Unsterblichkeit würdige Schriften, besonders auch sein prächtiges, botanisches Werk im Pulte verwahret, so hat er doch aus übertriebener Bescheidenheit, ausser seinen academischen Schriften, wenig durch den Druck bekannt werden lassen. Das Verzeichniß seiner gedruckten Schriften liefern Börner und Hamberger. — Von ihm schreibt Graf d'Albon in seinen Discours:
„ Mit den weit umfassenden Kenntnissen sind bey Geßnern
„ die edelsten Eigenschaften des Herzens verbunden. Ihm
„ allein hat Haller beynahe seinen ganzen Ruhm in der
„ Botanik zu danken. Geßner überließ ihm seine Hand-
„ schriften; er bediente sich derselben; gleichwol verlangte
„ Geßner nicht, daß sein Name Hallers Name an die
„ Seite gesetzt werde."

Von Geßners Naturalienschatz findt man bey Andreä in seinen Reisen eine ausführliche Beschreibung.

Er starb im J. 1790. Seit seinem Tode haben seine beyden Neffen, Schinz und Füßli aus seinem hinterlassenen botanischen Schatze mehrere Hefte mit illuminierten Kupfern herausgegeben.

Johann Jacob Bodmer.

Johann Jacob Bodmer ward im J. 1698. gebohren und von seinem Vater für die Kirche bestimmt. Natürliche Schüchternheit machte ihm alle öffentlichen Hervortretungen und so auch die Predigt-Kanzel frühe zuwider. Ohnehin fand sein Geist an der typischen und figürlichen Dogmatik des Coccejus, Momma, d'Outrin so wenig Nahrung, daß er sich weit weniger mit den Schriften der damals herrschenden Modetheologen als mit den Schriften der Griechen und Römer beschäftigte. Indessen verbarg er seine Abneigung vor dem geistlichen Stande, aus Besorgniß von seinen Lieblingsstudien noch weiter verschlagen zu werden. Da die Zeit seiner Ordination heranrückte, konnte er seine Abneigung nicht länger verheelen.

Es begegnete, was er besorgt hatte. Im J. 1717. nöthigte ihn sein Vater nach Bergamo in Italien zu gehen, um sich der Handelschaft zu wiedmen. Dieser Lebensart ward Bodmer bald müde. Im J. 1719. kam er wieder nach Hause.

Von Kindheit auf schien er für die Gelehrsamkeit, und besonders für die Dichtkunst gebohren, ohne Zweifel daß seine einsame, ländliche Erziehung hiezu nicht wenig beytrug. In den Kinderjahren hatten Ovids Verwandlungen, wie sie Wickram aus Albrechts von Halberstadt Uebersetzung umgegossen, Bodmers Geist mit poetischen Bildern erfüllet. Die Ausbildung gaben seinem Herzen und seinem Geschmack Addisons, und Steeles Spektators. Damals war die Mutter-Sprache noch wenig den Wissenschaften gewiedmet. Von jener Modelitteratur, welche unsre Stutzergelehrten mehr aus Wochen- und Monatschriften, als aus den Quellen herholen, wußte man bey

nahe gar nichts, und vor dem pedantischen Schulgewäsche mußte es einem Geist wie Bodmers war, eckeln. Nicht durch flüchtige Pamphlets zerstreut, lebte er ganz in dem classischen Alterthum.

Sein Hang zur Litteratur führte ihn von den gewöhnlichen Berufsgeschäften allzuweit ab. Der Lehrstul der helvetischen Geschichte und der Politik war vielleicht das einzige öffentliche Geschäfte, welches zu seinem Gemüthe und zu seinen Studien paßte. In der Bedienung dieses Professorats war er immer bemüht, durch historische Beobachtungen zur Kenntniß des Menschen durchzudringen; der Mensch war allemal sein Hauptgegenstand. Sein Vergnügen war, denselben in den sonderbarsten und seltsamsten Gestalten zu sehn, die ihn bey entfernten Nationen und Zeiten bezeichnen. Gerne trat er aus seinem Weltalter, aus seinem Clima heraus und schüttelte von sich ab die Meynungen, die Denkart und die Sitten der Zeitgenossen. Was für so manchen blosse Handarbeit ist, war für seinen Geist Experimental-Seelenlehre. Muth genug hatte Bodmer, unter dem Staub der Urkunden die Ahnen und die Vorwelt wieder zu erwecken, indem er ihre Sitten und Gesetze, ihre Lebensart und ihre Sprache in allen Nuancen studirte.

Wiewol er im J. 1737. zu einem Mitgliede des grossen Rathes erwählt ward, so erweckte darum dieses bey ihm keine Begierde nach obrigkeitlichen Aemtern. Nachdem er seine Kinder verloren hatte, lehnte er Beförderungen auf dem Rathhause mit eben dem Ernste ab, mit welchem sie gewöhnlich gesucht werden. Da also seine Stunden ganz sein waren, da sein Beruf und sein Haus sehr wenig Zeit forderten, so genoß er nach eignen Begriffen des Lebens. Seine litterarischen Arbeiten waren lange nur didaktisch und kritisch. Den Geschmack hatte er nicht nur in dem Vaterlande, sondern bis in Sachsen so un-

gewiß und so elend gefunden, daß es ihm unausstehlich war. Er schrieb vieles, und in verschiednen Formen, dem Nationalwitz mehr Schönheit und Adel zu geben.

Bodmer und Breitinger waren die ersten, welche im J. 1721. in Teutschland ein Wochenblatt, nach dem Muster des englischen Zuschauers herausgaben. Zum Erstaunen ist es, wie sich seit der Ausgabe des Malers der Sitten die Sprache dieser Männer und darmit die Sprache der Nation gereinigt, bereichert, verschönert hat. Dieses Wochenblatt wurde von einer Menge andrer Schriften begleitet, welche Bodmern den Namen des Reformators teutscher Sprache, Kritik und Dichtkunst erwarben. Indessen veranstaltete er ebenfalls die Ausgabe von Schriften, die näher sein Amt und sein Vaterland betrafen. Von ihm haben wir Malleoli Leben, den Richtbrief der Stadt Zürich; Peter Kistlers Geschichte der Handveste der Stadt Bern; Küchenmeisters Gesta monasterii St. Galli; Myconius Bellum Capellanum, Commentarius de Tumultu Bernensium intestino, Raths-Erkanntnisse von Zürich aus dem 13ten Jahrh. welche Stücke in der helvetischen Bibliotheck und in den Beyträgen zu Laufers Schweizergeschichte eingerückt sind.

Ohne Zweifel haben sich Bodmer und Breitinger durch die Proben der schwäbischen Poesie des XIII. Jahrhunderts aus der manneßischen Sammlung, 8. Zürich 1748. wie auch durch die grössere Sammlung in 4. Zürich 1758. um die deutsche schöne Litteratur ungemein verdient gemacht. Von Bodmern haben wir auch noch die Uebersetzung einer Sammlung englischer Balladen. Ungemein schienen iminer sowol Sprache als Gefühl und Imagination der Minnensinger zur Einfalt des Bodmerischen Geschmackes zu passen. Auch hat uns Bodmer eine kritische Ausgabe von Opitzens besten Gedichten geliefert.

Beynahe ein halbes Jahrhundert hatte er gelebt, und noch nichts Beträchtliches in Versen geschrieben, als was die Trauer über den Hinscheid seines Sohnes ihm eingab. Ihm waren der Reim und der Zwang des Alexandriers zuwider. Erst nachdem Klopstok durch Einführung des Hexameters ein offnes Feld für die Evolutionen der Rede verbreitet hatte, schrieb er Gedichte.

Das Genie bestimmt sich selber, nur die Farbenmischung bekömmt es von äussern Umständen. Das Beyspiel eines Miltons und Klopstoks, das Schicksal, welBodmern zu dem Sohn eines Landgeistlichen gemacht hat und ihn anfangs dem gleichen Berufe bestimmte, dieses war die Veranlassung, daß Bodmers poetisches Genie auf biblische Gegenstände geführt ward. Indessen auch ohne zufälligen Einfluß konnten sowol Hoheit der Gesinnungen als Kühnheit des erfindsamen Geistes den Dichter der Noachide bewegen, daß er die Erzväter den Achillen, und den Aeneas vorzog. Gleichwie Homer in der vaterländischen Religion seine Gedichte geschöpft hat, so hätte er dieselben in der unsrigen geschöpft, wenn sein Daseyn in die christliche Zeitrechnung gefallen wäre. Bodmer konnte nicht einmal National-Sujets behandeln. Neuen Begebenheiten hätte immer die feyerliche Würde des Alterthums gefehlt. Was für epische Handlung, wo die Fürsten nur im Kabinette arbeiten und durch Gesandte negoziren, wo im Felde das ganze Kriegesheer nur einer Maschine gleicht? In den Zeiten der Kreuzzüge, in den Römerzügen finden sich noch National-Sujets. Heut zu Tage sind uns Arminius und Ariovist so fremde als Kanadier und Otaheiten. National-Epopäen also in einer schon lang kultivirten Sprache und aus einem verfeinerten, formalistischen Zeitalter sind selten Heldengedichte, sind wie Voltairens Henriade und Lucaris Pharsale halb

poetisch- halb historisch- halb didactische Werke. Von gleichem Genius eines Klopstoks und Miltons beseelt, wagte es Bodmer ein Heldengedicht zu unternehmen in einer Stufe des Alters, auf welcher, wie man gewöhnlich, obschon nicht immer begründet, glaubt, das Dichterfeuer auszulöschen anfängt. Sein Held ist der Erzvater, der das erste Geschlecht der Menschen begraben sah und Stammvater eines neuen Geschlechtes geworden. Als poetischer Kolumb plünderte der Dichter die Nachwelt und Vorwelt seines Helden, Zeitalter, die noch nicht waren, und trug ihre Laster und Ausschweifungen in das Zeitalter des Patriarchen hinüber. Dadurch ward, das Gedicht moralisch, politisch. Bodmers Muse ward, was bey den Alten die epische Muse immer gewesen, Lehrerin des Volkes, der Regierung, der Religion und der Sitten.

Bodmern haben wir eine Menge andrer poetischer Werke zu danken, unter der Aufschrift Calliopens gesammelt.

Noch war die Noachide in ihrer ersten, rohen Gestalt, als der Poet der Meßiade dem Dichter einen freundschaftlichen Besuch machte. Wenige Zeit hernach ersetzte ihm Wieland Klopstoks Entfernung. In dem gleichen Zimmer begegneten sich beeder patriarchalische Musen. Bodmern gereicht es zur Ehre, daß Teutschlands beste Köpfe seinen vertrauten Briefwechsel suchten.

Unter so vielen Schriften, wodurch er den Abend seines Lebens aufgeklärt hat, müssen wir noch seiner politischen und religiosen Schauspiele erwähnen. — Schauspiele, nichts weniger als für das deutsche Parterre bestimmt. — In der Form theatralisch verbundener Scenen mahlt er die wichtigsten Revolutionen, den Charakter der größten Männer, ganzer Zeitalter und Völker.

Nicht selten hat man gegenseitige Uebereinstimmung zwischen Geist und Sitten bemerkt. Die Sitten unsers

Verfassers waren eben so patriarchalisch als der Innhalt seiner Gedichte. Durch ausgebreitete Kenntniß, Zeitgenoß jedes Jahrhunderts, Bürger jeder Weltgegend, setzte er sich über hundert kleine Vorurtheile, und willkürliche Manieren seines besondern Zeitalters oder Vaterlandes hinaus: auf diese Weise erhielt seine Lebensart, und die Art seines Umganges eine gewisse Naivität, meistens unzertrennt von dem grossen Genie. Ohne im geringsten die hergebrachte Anstandsregeln zu beleydigen unterredt er sich eben so offen mit den Fürsten, wie mit den Bauern.

So wie er selber ganz Mensch ist, sieht er auch unter dem Staatskleid, wie unter den Lappen nichts als den Menschen. Nichts weniger als eigensinnig und cynisch ist dieses freye, kunstlose Wesen, immer nämlich durch allgemeines Wohlwollen veredelt. Irren wir, wenn wir sowol die Munterkeit seiner Launen, als auch die Leichtigkeit, womit er selbst noch im nächsten Alter den Geist jedem neuen Eindruck, jeder noch so ungewohnten Aussicht öffnet, wenn wir diese Jugendgabe, auffer der ungemeinen Reizbarkeit seiner Imagination, auch besonders seiner menschenfreundlichen Gefälligkeit zuschrieben? Indem er in dem achzigsten Jahre des Lebens jedem, der ihn besucht, dem Kinde, dem Jüngling, dem Greisen, dem Landmanne, dem Künstler, dem Gelehrten, dem Staatsmanne, dem Bürger, dem Fremden freyen Zutritt zu seiner Seele, wie zu seinem Museum gestattet, hatte er sich dardurch angewöhnt, daß ihn alles interessirt, so wie alles in Verbindung steht, und daß ihn gleichwol nichts auf solchen Grad interessirt, wodurch sein Geist könnte sclavisch gemacht und sein Herz eingeschränkt werden. — So beneidenswerth das unabhängige Leben des Weisen seyn mag, so ist er doch auf seine Bequemlichkeit so eifersüchtig auch nicht, daß er darüber den öffentlichen Geschäften sich gänzlich hätte entzie-

hen wollen, wenn sie sich darboten. In verschiedenen Angelegenheiten hatte sich die Regierung seiner Bemühungen und Rathschläge bedient.

Noch müssen wir zu Bodmers Ruhme erwähnen, daß er es gewesen, der zuerst nicht nur durch Uebersetzung, sondern auch durch critische Anpreisung die Teutschen mit Milton bekannt gemacht, und unlängst mit einer Uebersetzung des Homers und des Apollonius beschenkt hat.

Hans Heinrich Füßli.

Er erblickte das Licht den 3. Christmonat 1745. Seiner Aeltern einziger Sohn, zärtlich erzogen, schon als Knabe Freund seines Vaters, eben darum unabhängig in seinem Thun und Lassen, mißbrauchte er diese Freyheit nicht zu den gewöhnlichen Ausschweifungen der Jugend, vielleicht weil er wenig mit seinen Altersgenossen umgieng und keine öffentlichen Schulen besuchte, welche damals noch nicht reformirt waren. Sein Geist erhob sich zu einer im Verfolg unbezähmbarn Energie. Er genoß den Unterricht verschiedener Lehrer, hauptsächlich aber Steinbrüchels. Dieser und Bodmers Umgang machten bey ihm Epoche. Ueber die Gefielde der Belles Lettres, vonehmlich der alten Litteratur, führten ihn diese Männer zur Wahrheit. Abstrackte Wissenschaften, als solche betrachtet, und wiefern sie nicht unmittelbar brauchbar im Leben sind, waren nie seine Sache. Von allen seinen Führern lernte er weniger Scienz als Geschmack, Eifer und Enthusiasmus für alles Wissenswürdige auch selbst für dasjenige, welches er niemals treiben wollte. Noch fiel er in die letzten Jahre der Dichterzeit und machte schwerfällige Verse, nicht ohne gedankenreichen Innhalt

und grosse Lebhaftigkeit des Ausdrucks. In einer Gesellschaft, welche, so wie noch manche gute Anstalt Bodmern zum Urheber, und die vaterländische Geschichte zum Gegenstand hatte, war er inter pares facile princeps. Als Rentier, wiedmete er sich, nach gewohntem Schlendrian, bis in sein sechszehntes Jahr gar keinem ordentlichen Berufe. Im siebzehnten Jahre trat er eine italienische Reise mit der bestimmten Absicht an, seinen Geschmack für die schönen Künste auszubilden, welche sein Vater, der Verfasser des fürtreflichen, allgemeinen Künstlerlexikons, und der andre Füßli in ihm genährt hatten. Ein Freund, welcher kurz vorher aus Welschland zurückkam, bracht' ihn in Bekanntschaft mit Winkelmann, der sich damals in Rom, nicht um Brod zu gewinnen, sondern aus Neigung und Eifer zum Lehrer auserlesener Jünglinge aufwarf, und in einem Tag ihnen mehr ächte Schätze der Kunst öffnete, als andere Cicerone in einem Jahre nicht thun können. Man höre, wie er unsern Füßli zu sich einlud:

„ Mein Herr, sie werden nicht begieriger seyn, zu „ lernen, als ich zu lehren. Rom sey auf ihrer ganzen „ Reise das Ziel, und andere Orte Nebenaussichten, die „ uns oft auf dem grossen Wege verzögern. Ihre Zu„ schrift hat den ersten Schritt zu der Freundschaft ge„ legt, die sich unser Usteri verspricht, mit welcher ich „ bin u. s. w. "

Er empfieng diesen Brief zu Genf, wo er sich eilf Monate aufgehalten und zu seiner grössern Reise vorbereitet hatte. Eben damals entstuhnden in diesem Freystaate seine letztern Unruhen. Wo man stuhnd und gieng, wurde die grosse Sache der Freyheit in Rousseaus Geiste oder doch in seinem Tone verfochten. Die heißhungerige Lectür seiner Werke und verschiedene Reisen nach dem Vaterlüje dieser neuen Petrarcca jagten unsern Jüngling

in enthusiastisches Feuer. Daher sein Beief an mein Vaterland, * mit antikem Jugendeifer geschrieben. Dieser Brief erwarb ihm bey der Jugend seines Vaterlands den Ruf einer misanthropischen Eule, die man je früher je besser todt schiessen könnte; bey den Alten dagegen den Ehrennamen eines jungen Patrioten, welcher damals kein Schimpfwort war.

Von Genf gieng Füßli über Türin auf Rom, wo er fünf Monate blieb. Hier knüpfte er mit Winkelmann eine Freundschaft, die sich nur mit dem Tode dieses letztern endete. An Winkelmanns Hande sah er täglich das alte und neue Rom, die Monumente, welche der Abt in seinen verschiedenen Werken erklärt, und kurz, die Muster, aus denen denen derselbe seine Theorie der Schönheit und Kunst abzog. Er begleitete so gar den Jüngling und seinen Reisegefehrten, Volkmann von Hamburg, nach Neapel. Dieser Reise danken wir das zweyte Sendschreiben über die Herculanischen Entdeckungen, welches der Verfasser unserm Füßli zueignete. Eine Frucht von seinen eigenen erworbenen Kenntnissen in der Kunst ist sein Sendschreiben an den Uebersetzer von Webbs Versuch von der Mahlerey, an der Spitze dieses Werkes. In wenig Bogen giebt er Anweisung, nicht alles, aber das sehenswürdigste in Rom, mit Verstand und Empfindung zu betrachten. Schon in diesem seinem ersten, eigentlich schriftstellerischen Produkte findt man gründliche Urtheilskraft mit begeisterndem Ausdrucke verbunden.

Nach seiner Heimkunft genoß er sofort den allgemeinen Ruf eines jungen Mannes, der wenige seines gleichen hätte. Seine unerhörte Freymüthigkeit im Reden und

* Im J. 1762.

Schreiben beleidigte anfangs nicht; augenscheinlich quoll sie aus gutem Herzen, auch stand sie im täglichen Umgange mit der liebenswürdigsten Gefälligkeit in dem vortheilhaftesten Contraste. Seine Rede von den Pflichten eines Bürgers, bey Erneuerung seines Zunftrechtes im J. 1765. erregte durch die ganze Stadt die größte Aufmerksamkeit. Wenn wir ein paar überspannte Ausdrücke, theils für den damaligen Zeitgenius, theils für den jugendlichen Enthusiasmus abrechnen, so war es unstreitig das beste, politische Rednerstück, welches seit vielen Jahren gehört worden. Unser junge Mann versprach darinn viel, aber nicht mehr, als er zu leisten bereit war.

Theils um sich vor den gewöhnlichen Verirrungen einer lebhaften Empfindsamkeit und Imagination zu verwahren, theils weil er das häusliche Leben für einen Wirkungskräis ansah, dem sich ohne dringende Ursache kein guter Bürger entziehn soll, vermählte er sich bald, ungefähr in seinem neunzehnten Jahre, mit einer verdienstvollen Tochter aus einem der ansehnlichsten Handelshäuser in seiner Vaterstadt. Die gute, aber ungewohnte physische Erziehung, welche er sogleich seinem ersten Kinde, nach Tissots, Ballexerds und Rousseaus Methode gab, brachten ihn, nach seinem Ausdrucke, „ bey den Weibern „ beyderley Geschlechtes " in den Ruf, als wenn er den Kindermord in ein System bringen wollte. Anstatt der unfehlbaren Wirkung seines Beyspiels gelassen abzuwarten, predigte er es im Umgang und Drucke, hauptsächlich in dem Erinnerer. Doch bisher gieng noch alles gut: Bald aber erweckte diese Wochenschrift, von deren zweytem Jahrgang er ein Hauptverfasser ist, vollends ein allgemeines Geschrey über ihn. Eines seiner Stücke trug mit zur Unterdrückung des Werks bey; alle tragen sein Gepräg von brittischer, schädeltreffender Sa-

tyre. Obgleich er darinn die Schranken der Wahrheit nie überschritt, so überschritt er doch (nach den herrschen den Begriffen) die Schranken der Mäßigung. Nicht etwann bloß lehrte er demokratische Grundsätze, er übte sie aus. Gar bald erklärte man ihn zum Haupte einer sogenannten Patriotenzunft. In seinem Enthusiasmus that er das eine mal einen leeren Luftstreich, andere male rannte er über die Leichen gekrönter Laster und tödtlich gepeitschter Mißbräuche einem an sich untadelhaften Ziele zu. Beym Anfange seiner Laufbahn — und wie konnte es anders seyn? — lief er Gefahr zu straucheln, und er erwachte — nicht um Ausschweifungen zu bereuen, welche im Grunde wenig schaden konnten, und nicht selten zufällig nützten; sondern vielmehr um eben so herzlich über seine eignen Träumereyen, als über den panischen Schrecken gewisser anderer Leute sich lustig zu machen.

Während dieser Gährung trat Füßli in die Buchhändlergesellschaft, die, nach verschiedenen Revolutionen, unter der Raggion Orell, Geßner, Füßli und Comp. eine der ansehnlichsten in Deutschland geworden, von welcher Geßner, der Dichter, ein Mitglied, und alle übrige Theilhaber Männer von Geschmack und Einsichten sind. Durch die sträfliche Bekanntmachung der Schrift: sur l'origine des principes religieux hatten Füßli und seine damalige Societät sich die gerechte Ungnade der Obrigkeit, er aber besonders den unverdienten Ruf eines Irrgläubigen zugezogen. Dadurch gab er Leuten, deren Unwillen er vorher ungestraft verachten durfte, Waffen gegen sich an die Hand. Von dieser Zeit an aber trachtete er nur desto mehr die Unbesonnenheit eines Augenblickes durch anausgesetzte, würdige Anwendung seiner Talente wieder gut zu machen.

Von ihm, als Buchhändler, nur dieses: — Im Vertraun auf seinen Diensteifer sowohl als auf seinen sichern Geschmack, unterwarfen manche Verfasser, die ihm ihre Werke in Verlag anboten, ihre Arbeit seiner Kritik, oder auch ohne ihr Vermuthen legte er die letzte Feile daran. Nicht selten berichtigte er dieses oder jenes jungen Schriftstellers schwankende Begriffe; aus Mitleiden gegen mittelmäßige Uebersetzer, und um ihnen Kränkungen zu ersparen, bezahlte er ihnen die Arbeit, während daß er sie selbst im Schweisse seines Angesichts umgoß. Da er einer richtigen Interpunktation besonders Meister ist, und mit zu denjenigen gehört, welche in Zürich das beste Deutsch schreiben, so besorgte er, einzig aus gewissenhafter Achtung gegen das Publikum, die Correktur wichtiger Schriften, zum Theil noch bis auf diesen Tag, insgemein selbst. Diese seine stillen Verdienste um die litterarische Republik wird man wahrscheinlich niemals nach ihren wahren Umständen erfahren, da er er sie selbst mit Sorgfalt zu verbergen sucht. Ungeachtet er sich täglich in verschiedenen Aufsätzen übt, die bisher theils für das Pult, theils für den Kräis seiner Freunde bestimmt waren, eilet er gar nicht damit öffentlich aufzutretten. Seit dem Sendschreiben über Rom, erschien er zuerst wieder als Autor im May 1770, da nämlich der Brief eines zürcherschen Frauenzimmers an ihre Freundin, nebst den Beylagen mehrere Wochen lang das müßige Publikum beschäftigte. Etliche wohlmeynende Zeloten hielten einen ungewöhnlichen Kopfputz für die Summe alles ungöttlichen Wesens, die entgegengesetzte Partey der Leichtsinnigen aber trotzte allem Anstand. Beyde Theile brachte Füßli durch das Sendschreiben C. C. Thuricensis plötzlich zum Schweigen. Die erhitzten Partheyen mußten gestehn, daß Thuricensis

in dem Punkte, worüber er sie zu vereinigen suchte, unwiederleglich sey. Man bewunderte die Fruchtbarkeit der wichtigen Wahrheiten, welche in diesen wenigen Bogen nachläßig hingestreut lagen, und unter dem Vehikel klarer und hinreissender Diktion aus dem Herzen des überzeugten Verfassers in das Herz des Lesers übergiengen.

Mittlerwile hatten eigener Hang und Bodmers Aufmunterung das Studium unserer einheimischen Rechte und Geschichte zu seinem liebsten, oder vielmehr beynahe einzigen Geschäfte gemacht. Wie weit er es darin in sehr kurzer Zeit gebracht habe, beweisen seine zwölf Vorlesungen: Ueber die Quellen und den Lauf der eydgenößischen Kriege mit Herzog Carl von Burgund, und die nächsten Folgen dieser grossen Fehde bis nach dem Schwabenkrieg. Diese Vorlesungen hielt er in den Sommerferien des J. 1773. und zwar unter dem von Woche zu Woche anwachsenden Zulauf einer solchen Menge von Zuhörern aus allen Ständen, daß der Hörsal der französischen Kirche sie kaum fassen mochte. Ein Hauptabschnitt dieser Vorlesungen war daß nachwärts im J. 1780. im Druck erschienene Leben Johann Waldmanns, Ritters, Bürgermeisters der Stadt Zürich. Ein Versuch, die Sitten der Alten aus den Quellen zu erforschen. Einen Theil des Uebrigen findt man zerstreut in seinem Schweizermuseum und in den helvetischen Almanachs. Mitten im Lauf der Erzählung läßt der Verfasser von Zeit zu Zeit die Urkunden in ihrer eigenen Sprache gleichsam mitreden. Wir lassen es ununtersucht, ob dieses mit dem Ideal des ächten, historischen Styls verträglich sey? Immer aber zeichnet sich Füßli theils durch die deutlichste Auseinandersetzung der Thatsachen, theils durch die anschaulichste Darstellung unter den besten, deutschen Geschicht-

schreibern aus; an gewissenhafter Unpartheylichkeit hat ihn noch schwerlich einer der einheimischen erreicht.

Nachdem im Sommer 1775. Bodmer, eigentlich diesem seinem Zögling zulieb, die Stelle eines öffentlichen Lehrers der vaterländischen Geschichte und Politik, nach fünfzigjähriger Bekleidung derselben, niedergelegt hatte, trug sie der tägliche Rath unserm Füßli mit so viel als einhelligem Mehr auf. Seine Eintrittsrede ist reichhaltig an den kühnsten Wahrheiten, voll Wärme, Nachdruck und Würde. Man findt sie an der Spitze seines Schärfgens auf den Altar des Vaterlands gelegt, welches im J. 1778. herauskam. Diese Schrift enthält Bruchstücke seiner politischen Vorlesungen: Jaques und Lise, ein kleiner Volksroman, und das: Etwas für die gute Sache des Ehestands. Zu diesen Vorlesungen gehört auch: die Berathschlagung beym Heyrathen, und die kluge Auswahl eines Ehegatten, die er seither in sein schweizersches Museum einrücken lassen. Es ist zu wünschen, daß diese letztere Schrift besonders möchte abgedruckt werden; sie ist fruchtbar an den lebhaftesten Schilderungen ganzer Familienscenen so wol als einzelner, bald zum Küssen, bald zum Anspeyn getroffener Charaktere, die oft mit einem einzigen Wort oder Beyworte vollständig dargestellt sind, dort in Greüze, hier in Hogarths, oder vielmehr in ganz neuer Manier. Unter anderm ist es dieser Manier eigen, daß der Verfasser jeden Augenblick, und wo man am wenigsten Arges besorgen sollte, betäubende Geisselhiebe, Rechts und Links, auf Feinde und Freunde thut, aber, ehe man sichs versieht, wieder in bestem Vernehmen mit dem Gezüchtigten fortgeht. Bey solcher Gelegenheit kommen dann freylich häufige, ausser der Schweitz vielleicht unverständliche Provinzialausdrücke so wol als Anspielun-

gen auf Nationalgebräuche und Sitten vor; auch stößt man hie und da auf einen derben Ausdruck, der mit dem feinen Ton des Uebrigen und mit einer ausgefeilten Ründung jeder Periode in dem merkwürdigsten Contraste steht, und der ohne Zweifel für den verzärtelten Geschmack des Zeitalters auffallend seyn muß. Vielleicht unter anderm daher kam es, daß man man einige Stellen in dem oben erwähnten Schärfgen so seltsam mißverstand. Eine derselben betrift unsere Geistlichkeit. Zum öftern hatte mir seither Füßli bezeugt, er habe sie mit der mitleidsvollsten Rührung niedergeschrieben: nichts desto weniger mißdeuteten sie einige Leser für die bitterste Aushöhnuug des verehrungswürdigen Standes. Ein Mitglied desselben, Herr Pfarrer Stolz, rügte diese Stelle in einem so heftigen Pamphlet, daß der damalige Präsident der Bücher-Censur den Druck erst erlaubte, nachdem die Handschrift unserm Füßli mitgetheilt ward, der alsdenn dringend selbst um das Imprimatur ersuchte: „damit (so lauteten seine eigenen Worte,) „ja der „unbillige Vorwurf von Diktatur in geistlichen Dingen (die das Pamphlet dem Verfasser des Schärfgens vorwarf,) „nur mich geringes Laylein allein treffen möge, „der dazu allerdings keine Befugsame weder haben noch wünschen kann.„ Uebrigens aber vermuthete Füßli wol nicht ohne Grund, daß nicht so fast die gerügten, als vielmehr andere Stellen so viel Aerger erzeugt hätten, einige Ausfälle nehmlich gegen gewisse, religiose Empfindeleyen und Schwärmereyen in unserer Mitte. Weiter verlor er, so gar unter seinen Vertrautesten, über diesen Vorfall kaum eine Sylbe, so wie er überhaupt an keinerley theologischen oder litterarischen Fehden in seiner Vatterstadt nie den geringsten Antheil nahm; wohl aber sich zum öftern erklärte, daß er die Gegenstände der erstern als unnützes Hirngespinnst verachte.

Immer nur auf das Brauchbare im menschlichen und bürgerlichen Leben zielten seine Bemühungen. Eine bey uns gewöhnliche Vorbereitung zu öffentlichen Geschäften, ist der Beysitz bey dem Schuldengerichte. Er wohnte also diesem Tribunal Ao. 1771 u. s. f. auch bey. Vornemlich aber giengen seine Privatstudien unermüdet auf nähere und ausgebreitetere Kenntniß unsers besondern und gemeinschaftlichen Vaterlands. Ungeachtet er (so wie er sich selbst in der oben angeführten Antrittsrede ausdrückt,) niemals irgend einem öffentlichen Beruf, auch nur nicht mit unruhigen Wünschen auf die Spur gieng, so suchte ihn jetzt ein allgemeines Zutraun bald überall selbst auf. Im Jenner 1777 ernennten ihn die Vorsteher seiner Zunft einhellig zum Mitgliede des grossen Raths der Zweyhundert. In der ersten, grossen Rathsversammlung, welcher er beywohnete, sollte eben über das französische Bundesgeschäft entschieden werden. Er gab gegen diese Verbindung sein ganz eigenes Votum, mit kühner Beredsamkeit. Seine bis in die kleinsten Zweige sich erstreckende, historische und politische Kenntniß dieses Staatsgeschäftes kannte man schon aus einer darüber verfaßten Denkschrift. Am Ende des ganzen Handels half er mit etlichen andern zur Widerherstellung des erschütterten Gleichgewichts. Bey dem aus eben dieser Unterhandlung entsprungenem Versuche einiger Kantone zur Entwerfung einer neuen Rechtsform bey eydgenößischen Staatsprozessen trug er nicht wenig zu dem standhaften Entschlusse bey, bey dem alten bundesmäßigen Herkommen zu bleiben. Lebhaft erkannte er in demselben die Weisheit der Vorwelt. Seine nüchternen Grundsätze hierüber liegen in seiner Anrede an die helvetische Gesellschaft in Olten vom J. 1782. Diese Anrede kann man als das politische Testament eines

Schweizers von altem Schrot und Korn ansehn, und er selbst zieht sie allen seinen Schriften weit vor.

In dem Genfergeschäft hielt er laut und bis ans Ende die Parthey der untenliegenden Demokraten, und einen gemäßigten Sieg derselben hätte er, so zu reden, mit Gut und Blut erkauft.

Von dieser Zeit an zog man ihn bald in allen innern und äussern Staatsangelegenheiten zu den engern Vorberathschlagungen des geheimen und des Kriegesraths, und zu andern ausserordentlichen Komittéen. Bey mehrern heilsamen Anordnungen gab er, ohne daß jedesmal mehr als die nöthigen Personen darum wußten, den ersten, nachdrücklichen Stoß, und die bestimmte, logische Abfassung verschiedener öffentlicher Staatsschriften kömmt von ihm her. Gewisser anderer Auftritte, die er veranlasete, wollen wir hier nicht erwähnen, da er selbst nach jedem derley mehr und minder Aufsehn machenden Schritte sich vorbedächtlich wieder für eine Weile in bescheidenes Dunkel zurückzuziehn gewohnt scheint. Bey den neuerlichen Unruhen der Municipalstadt Stein war er eines der vier Mitglieder der dahin dreymal abgesandten landesherrlichen Commißion.

Ao. 1778 war er Mitglied der sogenannten Reformationskammer; von eben diesem Jahr an Assessor Synodt, und Curator der hiesigen Kunstschule. Ao. 1778 und 79 Beysitzer am Ehegericht. Von letztgenanntem Jahr an Examinator der Kirchen und Schulen, und seit Ao. 1783 Pfleger der Stift zum grossen Münster.

Unter den politischen Grundsätzen, die man von ihm bey allen schicklichen Gelegenheiten vornemlich zu hören gewohnt ist, zeichnen sich folgende aus:

Daß alles Alte in Verfassungen, Anstalten, Gesetzen und Uebungen in so fern ein günstiges Vorurtheil für sich haben müsse, daß man es niemals zu verändern

suche, bis man nach genauer Prüfung sicher ist, daß die Ursachen nicht mehr vorhanden sind, denen es seinen Ursprung zu danken hat.

Daß man die Localrechte grösserer und kleinerer Kommunen, um des sogenannten allgemeinen Besten und um der beliebten Einförmigkeit willen, nicht willkührlich beeinträchtigen dürfe.

Daß man keine Gesetze mache, wo die herrschende Denkart den vorhabenden Endzweck auch ohne Gesetze zu erreichen noch mächtig genug ist.

Daß die strenge Gerechtigkeit niemals, die so genannte Billigkeit hingegen zum öftersten klares Unrecht thut.

Daß politische Freyheit noch mehr werth sey, als die bürgerliche, weil die erstere diese allein hinlänglich verbürgen kann.

Daß man der gemeinen Ehre auch des geringsten Bürgers und Landmanns aufs zärtlichste schonen müsse.

Daß ächter militärischer Geist den Geist der Freyheit vielmehr aufrecht erhalte, als mit demselben unverträglich sey.

Daß Aufwands- und andere Sittengesetze darum nicht unnütz seyn, weil sie niemals ihren ganzen Endzweck erreichen können.

Daß in Absicht auf Staatswirthschaft einer kleinen Republik, ein ersparter Schilling ein gewonnener Schilling sey.

Daß Staatsluxus in einem Freystaate nicht zur Staatsehre gehöre.

Mitten unter seinen, bald täglich zunehmenden, theils öffentlichen, theils häuslichen Geschäften, (da er Vater von zehn lebenden Kindern ist, welche im Sommer 1782 ihre würdige Mutter an der Geburt des dreyzehnten eingebüßt haben, mitten unter mancherley Zerstreuungen, welche ihm nicht bloß zur Erholung, sondern auch zur

ausgebreitetern Einwirkung dienen, im Umgange mit edlern Menschen von jedem Alter und Stande, bey häufigen Besuchen von Fremden, bey wiederholten, kleinen Reisen, meist in die schweizerschen Berg- und Hirtenländer, — liegt er nichts desto weniger den Wissenschaften, freylich immer vorzüglich den vaterländischen, noch beständig mit dem Eifer eines lernensbegierigen Jünglings ob. Seit dem Junius 1783. besorgt er die Herausgabe der Monatschrift des Schweizerschen Museums, in welcher nebst den schon oben erwähnten, noch verschiedene von seiner Hand und mehr andere von ihm verbessert sind; und eben so seit dem J. 1782. eine allgemeine Blumenlese der Deutschen, wovon bisher fünf Theile erschienen. Der gemeinnützige Zweck dieser beyden letztgenannten, literarischen Unternehmungen ist aus den Vorreden zu denselben sichtbar. Aus denen zu den verschiedenen Abschnitten der poetischen Blumenlese sieht man nebenbey, mit wie viel nüchterner Einsicht er sein von allem Ansehn unabhängiges Urtheil auch über solche litterarische Gegenstände zu geben weiß, welche mit den gewohnten Gegenständen seines Nachdenkes und Fleisses sonst in keinem Verhältnisse stehn. In den schweizerschen Almanachs sind neben den bereits angeführten Aufsätzen von ihm: Rudolf von Erlach und die Briefe des Grafen von St. Alessandrino, und im Schweizerschen Sammler, neben andern, das XVIIIte Stück von der Befügniß eines Republikaners Ehren und Aemter auszuschlagen, welches in Mignatüre abermals gleichsam ein Abdruck seiner Seele ist.

Noch zum Beschlusse Erst von seinem dreyßigsten Jahr an, da unser F. empfand — wie sehr Abhärtung und Liebesübungen den Menschen in hundert Rücksichten erst recht zum Menschen machen, fieng er noch an, seinen von Natur zwar gesunden, aber nicht sehr starken

Körper zur Beraubung und Abhärtung jeder Art, wie z. B. zum Flußbade, Lauffen, Bergsteigen u. s. w. in solchem Grad zu gewöhnen, daß er jetzt in seinem vier und fünfzigsten Jahre ordentlich mehr zu vertragen scheint, als ehmals in seinem zwanzisten.

August Tissot.

Doctor der Medizin von der Facultät von Montpellier.

Ist im Jahr 1728. zu Grenei einem schönen Dorf im Pays de Vaud, im Canton Bern geboren. Sein Vater war ein Feldmesser; eine Profeßion, die in diesem Lande mehr geschäzt wird, als vielleicht in andern Ländern. Der junge Tissot wurde von seinem Vater nach Genf, das in der Nähe liegt, geschickt, um daselbst seine ersten Studien zu machen, und das ist auch alles, was wir von seinen ersten Jugendjahren wissen; nachher reißte er nach Montpellier, um die Arzneykunst zu erlernen, woselbst er auch nach vollbrachten Cours seiner Studien den Gradum angenommen. Nachdem er in sein Vaterland zurükgekehrt, ließ er sich zu Lausanne nieder, um in dieser Hauptstadt des Pays de Vaud (oder der Watt) seine Kunst auszuüben. Bald wurde er nur durch Kunst und Schriften bekannt. Eines der ersten seiner Werke, welches auch den schnellsten und verdientesten Ruhm erhielt, war seine Erinnerung an das Landvolk über seine Gesundheit, (Avis au peuple sur la Santè) welche er zum erstenmal im Jahr 1751. herausgab. Gar bald wurde dieses Buch in alle europäischen Sprachen übersezt, und hat besonders sehr viel dazu beygetragen, die Aufmerksamkeit aller Freunde

der

der Menschheit, aller Gelehrten, und selbst der Könige auf diesen geschikten Arzt zu lenken. Er erhielt den Ruf von dem König in Polen, an seinen Hof zu kommen; aber Tissot, beseelt von der Begierde, seinen Mitbürgern nüzlich zu seyn, hatte die Großmuth diesen Antrag, der für sein zeitliches Glück äusserst vortheilhaft war, von sich abzulehnen. Der Magistrat von Lausanne, darüber gerührt, verehrte ihm sein Bürgerrecht, um ihn desto stärker an seine Stadt zu binden. Sein Ruhm vermehrte sich nun wie die Anzahl seiner Werke; haufenweis reiseten Fremde von allen Nationen nach Lausanne, um ihn über ihre Gesundheit zu consultiren. Viele vortheilhafte Anträge wurden ihm aus verschiedenen Ländern gemacht. Endlich nahm er für einige Jahre ein Professorat der Arzneykunst zu Pavia im Herzogthum Mayland an, welches für ihn errichtet wurde. Diese Stelle bekleidete er rühmlich und wohl, und zog da viele geschickte junge Aerzte; dadurch vermehrte sich auch sein Ruf und sein Ruhm. Wie ungerne man es sahe, als er die Universität verließ, zeiget die artige Sammlung von Abschiedsgedichten in verschiedenen Sprachen, welche seine Schüler zum Andenken drucken liessen, und derselben sein Bildniß vorsezten. (Sentimenti d'Affetto e di Riconoscenza degli Studenti di Medicina verso il loro immortale Precettore il Signor Tissot, Pavia 1783. gr. 8 194 pag) Nun kehrte er nach Lausanne zurück, wo er sich seithero immer aufhält, und nun die Früchte seiner Arbeit und seiner Kenntnisse im Stillen genießt, von seinen Mitbürgern geliebt, bewundert und hochgeschäzt, sowohl als von Fremden, die immer zahlreich seines Raths pflegen. Dermalen ist er beschäftiget, eine neue Ausgabe aller seiner Werke in vielen Bänden zu veranstalten. (Wir zeigen diese Werke hier an: l'Onanisme. L'avis au peuple. L'inoculation justi-

ſiée. Diſſeration de l'Inutilité de l'amputation des Membres. Eſſai ſur les Maladies de Gens du Monde Obſervations & diſſertations de Mèdecine pratique. De la Santê des Gens de Lettres. Traitè de l'Epilepſie. Traitè des Nerfs Eſſai ſur les Mojens de pertectionner les Etudes de Medicine. Alles ſoll in 14 Bänden beſtehen.) Verſchiedene gelehrte Geſellſchaften haben ihn gerne als Mitglied aufgenommen, unter andern die königliche Geſellſchaft zu London. Bekanntermaſſen iſt er aufgeklärter, herzhafter Verfechter der Inoculation, und hat ſehr vieles zu ihrer Einführung, beſonders in der franzöſiſchen Schweiz beygetragen. Er iſt zwar verheyrathet, hat aber keine Kinder, wohl aber hat er einen Neffen bey ſich, den er nach ſich ſelbſt bildet, der auch ſchon Arzt iſt, der ſich jezt ſchon Zutrauen und Achtung erworben hat, und mit der Zeit ihm in ſeinem wohlverdienten Ruhm nachzufolgen verſpricht.

Tiſſot ſtarb nach einer langwierigen Krankheit, kurze Zeit nachdem er ſeinem Freund Zimmermann noch ein Denkmal geſtiftet, im Jahr 1797.

Necker.

Nur ein zweiter Necker wird ihn in ſeiner ganzen Gröſſe zu ſchildern im Stand ſeyn, ſo wie er ſelber ſeinen Colbert dargeſtellt hat. — Seine Voreltern waren urſprünglich von Cüſtrin; ſein Vater war Profeſſor in Genf. Ungefehr anfangs des dritten Jahrzehents in dem achtzehnten Jahrhundert Necker erblickte das Licht der Welt. In Genf genoß er eine gewöhnliche Erziehung. Alles, was mir von ſeiner erſten Jugend bekannt worden, iſt, daß er auf der Schule einige Prämien wegen ſeiner guten Aufführung erhalten. Frühzeitig beluſtigte er ſich mit der Dichtkunſt; er verfertigte ſehr viele Gedichte; unter andern drey Luſtſpiele, in welchen Molierens Laune und

Beobachtungsgeist hervorleuchtet. Aus ungedruckten Handschriften weiß ich, daß er sich mitten unter den tiefsinnigsten Berechnungen bey den weitaussehendesten Entwürfen sehr gerne hinwegstiehlt, um sich ganz der Begeisterung seines philosophischen und launigten Cappricio zu überlassen. Von ihm hab ich eine satyrische Lobrede, le Bonheur de Sots gesehn, wovor sich selbst eines Erasmus Laus Moriæ im Schatten verliert Auch hat er schon im zwanzigsten Jahr seines Alters ein Schauspiel, in der Manier der Femmes savantes, verfertigt, welches mit dem Beyfall des theatralischen Tribunals in Paris bekrönt worden, dessen Aufführung aber er selbst verhinderte. Sehr jung kam er nach Paris in das Handelscomtoir Herren Vernets, seines Verwandten Kein Jahr noch war er daselbst, als er schon mit Herren Thelüsson dieses beträchtliche Handelshaus zu regieren im Stand war. Schon in seinem fünf und zwanzigsten Jahr erblickte in seiner Person der Abt Raynal das künftige, schöpferische Genie, welches einst in dem französischen Finanzwesen die ausserordentlichsten Revolutionen hervorbringen würde. Schon übersah er das Handelswesen mit dem Auge des Staatsmanns Zum Beweis hievon dient seine Untersuchung der Angelegenheiten der ostindischen Compagnie. Unter seinen übrigen Schriften dürfen wir nur seiner Lobrede auf Colbert erwähnen, die im J. 1773. den Preis der französischen Academie davon trug; ferner seiner Abhandlung über die Gesetzgebung des Kornhandels, wovon in dem Zeitraum eines Monats vier Ausgaben erschienen; die Sammlung der Edicte und seine Commentarien über dieselben, die er dem König überreicht hat; und endlich die Abhandlung über die Provinzialverwaltung und seinen Comte rendu au Roi. — So tiefsinnig und viel umfassend seine politischen Berechnungen gewesen. so hinderte ihn alle die-

se ausserordentliche Geistesanstrengung nicht im geringsten, theils als aufgeraümter Gesellschafter im täglichen Umgang, theils als gemeinnütziger Bürger im Staate zu glänzen. Zur Zeit der Theurung machte er sich durch Rathschläge und Anordnungen um seine Vaterstadt Genf ungemein verdient. — Im J. 1776. that er eine Reise nach London Daselbst gelangs ihm, in wenigen Wochen das britische Finanzwesen besser als kein Lord Schatzmeister ganz zu durchschauen. — Zu Ende dieses Jahres ward er in Frankreich zum Finanzrath und zum Director des königlichen Schatzes, und in dem darauf folgenden Jahr zum General-Director der Finanzen ernennet. Ungeachtet er durch geheime Triebfedern vom Steuer entfernt worden, so befanden sich gleichwol das Volk und der König bey seinen Finanzoperationen so wohl, daß er auch noch seit seiner Entfernung allgemeine Hochachtung besitzt, von der Nation angebetet, von den Grossen geliebkoset und von den Staatsbedienten rathsgefragt wird. In dem Schooß seines Hauses und in seinem eignen, edelgesinnten Herzen geniesst er jener philosophischen Zufriedenheit, gegen welche aller bloß äussere Beyfall der Grossen, gegen welche Kronen und Zepter als leerer Schatten verschwinden. Mit republicanischer Selbstgenügsamkeit schlug er jedes königliche Geschenk aus; ungeachtet der unermeßnen Schätze, die er im Handel erworben, und ungeachtet des unvermeidlichen, glänzenden Aufwands, womit er täglich die ausgesuchteste Gesellschaft in seinem Hause, dem Tempel des Geschmackes und der Tugend, freygebig bewirthet, weiß er doch für sich selber in seiner eignen Person die edle Einfalt des Weisen rein zu behalten. —

Im J. 1765. hatte er sich mit Mamsel Curchod verheyrathet, einer Tochter des Pfarrers zu Cressi im Wattland. Von ihrem Vater hatte sie eine mannliche und gelehrte Erziehung empfangen, ohne darüber irgend eine

von den Grazien und von den Tugenden des schönen Geschlechtes zu vernachläßigen. Wie sehr auch sie, eben sowol als ihr Gemahl, für das Wohl der Menschheit beseelt sey, hievon zeugt unter anderm die Reforme der öffentlichen Armen- und Krankenhäuser, wozu sie nicht wenig beytrug. Die schönste Lobrede hat sie von Neckern selbst in dem Comte rendu au Roi empfangen. —

Unter so vielen und so grossen Wohlthaten, die Necker der Menschheit erweist, dürfen wir folgende nicht unbemerkt vorbeygehn. — In dem königl. französischen Kräutergarten, welcher nebst Amelot und Büffon auch Neckern anvertraut war, suchte dieser letztere Gewächse heisserer Erdstriche nach und nach zum europäischen Klima zu gewöhnen. Auch mit dem Brodfruchtsbaum der Südländer, der schon mit gutem Erfolg nach Surinam verpflanzt worden, sollen in Paris Versuche angestellt werden. Dieß einfache und gesunde Nahrungsmittel wird für Europa ein wichtiges Geschenk sein. Weit mehr Anspruch auf die Hochachtung der Nachwelt hat ein solcher Wohlthäter als sonst das gröste Genie. — Noch zu den Zeiten des Tarquinius Priscus waren durch ganz Europa keine Oelbäume, welche seither über die Alpen bis in Frankreich gekommen sind. Vor dem Sieg des Lucullus über der Mithridat waren noch keine Kirschen in Italien. Nach der Eroberung von Griechenland und Kleinasien wurden alle Arten von Früchten nach Rom gebracht, die Abrikosen aus Epirus, die Pfersiche aus Persien, die Citronen aus Medien, die Granatäpfel von Carthago, die Kuitten aus einer Insel des Archipelagus; die besten Birnen kamen aus Alexandrien, Numidien und Griechenland; die besten Pflaumen aus Armenien, Syrien und Damascus. Die römischen Consuls und Feldherren, welche zuerst dergleichen Obst nach Italien brachten, rechneteten es sich zur Ehre, solchen Früchten ihre Namen

beyzulegen, und durch neue Pflanzungen glaubten sie sich nicht weniger verherrlicht als durch Eroberungen und Siege. Derjenige, welcher in Europa die amerikanischen Erdapfel oder die Pisangfrucht versetzt, verdient billig den Dank aller europäischen Völker. —

Besondern Dank von Frankreich hat sich Necker auch dadurch erworben, daß nunmehr durch seine Veranlassung im Conseil in der Picardie wieder vorzunehmen, die von gewissen Leuten bisher, aus Nebenabsichten, für unausführbar erklärt wurde. Auf Neckers Befehl aber haben Kunstverständige das Werk in Augenschein genommen, und einmüthig bezeugt, daß die Vollendung sehr möglich sey. Die Arbeit ist bereits angefangen worden, und man hofft, diesen berühmten Canal in zwey Jahren zu vollenden. Alsdann wird man zu Wasser von Amsterdam nach Nantes, und wenig Jahre nachher auch nach Beaucaire gehen können, denn die Loire soll mit der Saone vereinigt werden, welche in die Rhone fällt.

Seitdem Necker in dem Jahr 1790 ganz von dem politischen Schauplatz abgetretten, lebt er auf dem ihm eigenthümlichen Schloß Copet.

Johann Bernoulli. *

Joh. Bernoulli ist den 7. August 1667. in Basel gebohren. Sehr frühzeitig schrieb er die Abhandlung über die Gährung. Bald hernach lösete er das Problem von der kleinen Kette auf, welches schon Galilăi aufzulösen versuchte. Fünf ganze Jahre beschäftigte er sich mit Untersuchung der kleinsten Dämmerung. Der Anfang und das Ende derselben, Morgens und Abends, trift in denjenigen Punct ein, wenn die Sonne sich achtzehn Grade unter dem Gesichtskreis befindt. Die Däm-

* S. d'Alemberts Mélanges de Litterature, Tom. II.

merung währt also so viel Zeit, als die Sonne braucht, um sich auf achtzehn Grade über den Gesichtskreis zu erheben. In Absicht auf uns aber beschreibt die Sonne nicht immer denselben Zirkel; also braucht sie bald mehr bald weniger Zeit, diese achtzehn Grade zu durchlaufen. Die Schwürigkeit besteht in Ausfindung desjenigen Tages im Jahr, an welchem die Sonne hiezu die wenigste Zeit bedarf. Zur Auflösung dieses Problems bediente sich Bernoulli eines sehr leichten Wegs, den er aber nicht bekannt gemacht hat. Vermuthlich war es der gleiche, dessen sich Maupertuis in seiner Astronomie der Schiffahrt bediente.

Ungefähr um gleiche Zeit war Bernoulli bemüht, die Logick durch geometrische Beyspiele zu beleuchten; für ihn war die Geometrie practische Logick.

Hierauf folgte der Versuch über die Bewegung der Muskeln. In diesem Versuch, durch den er sich das Doctorat in der Arzneykunst erwarb, glänzt freylich der Geometer unter dem Anatomiker und Arzneygelehrten ungemein hervor; der Verfasser bedient sich der subtilsten Mechanik, um die Bewegung der elastischen Muskelfiebern zu bestimmen.

Eine Zeit lang bereicherte er die Leipziger-Acta mit seinen mathematischen Aufsätzen. — Im J. 1697. erhob er sich zu dem Problem der Boachystochrone oder der Linie der schnellsten Bewegung. Mit metaphysischem Tiefsinn bewies der Geometer, daß, was vormals Paradox schien, unter gewissen Umständen ein Körper die krumme Linie weit schneller als eine gerade Linie durchlaufen könne. Die Auflösung dieses Problems führte ihn zur Betrachtung derjenigen krummen Linie, welche einen Lichtkörper beschreibt, dessen Lagen von abwechselnder Dichtigkeit sind. — Als Bernoulli das Problem von

dem schnellsten Fall oder der schnellsten Bewegung aus. schrieb, erschienen endlich vier verschiedene Auflösungen.

Die eine war von Newton, ohne Namen des Verfassers; sogleich errieth Bernoulli ex ungue Leonem, die Löwenklaue, wie er selber sich ausdrückte. Die drey andern waren von Jacob Bernoulli, dem Bruder unsers Johann Bernoulli, von Leibnitz und von dem Marquis von l'Hopital.

Um die ganze Stärke seines Bruders und ehmaligen Schulers auf die Probe zu setzen, schrieb Jacob Bernoulli das Problem von den isoperimetrischen Figuren aus, welches unser Johann ohne Anstand beantwortete. Der Wetteifer beyder Bruder gränzte nahe an Eifersucht, und der ältere schien einigermassen empfindlich darüber, sich von dem jüngern, seinem ehmaligen Schüler, übertroffen zu sehn. Indeß erklärte dieser letztere selber seine eigne bisherige Auflösung für unvollständig.

Im J. 169-. gab er in den Leipziger-Actis die Berechnung der epponentiellen Grössen. Unter vielen andern Schriften, die er in dieses periodische Werk einrückte, ist besonders auch die Untersuchung merkwürdig, die er über den geringsten Widerstand eines festen Körpers in einem flüßigen Raum angestellt hat. Die Auflösung dieses Problems hatte Newton gegeben, allein den Weg, auf welchem er dazu gelangt war, verborgen gehalten; eine andre Auflösung von dem Herrn Fatio von Duillier ist ziemlich verworren. Auf eine weit leichtere und simplere Auflösung war Bernoulli gerathen.

Ganz besonders Aufsehn machte seine Abhandlung de nutritione. Da er in derselben das unaufhörliche Zunehmen und Abnehmen des Körpers, den Verlust der einen Theile und die Hinzukunft andrer Theile sehr scharfsinnig aus einander gesetzt hatte, so behaupteten seine Neider, daß diese Lehre dem Dogma von der Auferstehung höchst

nachtheilig sey? Der Verfasser hatte wenig Mühe, einen solchen gehäßigen Vorwurf mit helvetischer und geometrischer Freymüthigkeit von sich zu lehnen. Damals war er Professor der Meßkunst zu Grüningen. Sehr klüglich mischte sich die weltliche Regierung keineswegs in solche Controversen. Bernoullis ganze Rache, die er an seinen Verläumdern nahm, bestand darinn, daß er in einer academischen Rede seinen guten Namen und seine Religion verthädigte. Indeß begnügte er sich, diese Rede zu halten, ohne sie in die Sammlung seiner Werke einrücken zu lassen. Unter seinen nachgelaßnen Papieren hatte man merkwürdige Denkmale seiner reinen Religionsgrundsätze gefunden.

Weniger wichtig war ein anderer Streit, den er sich über den Phosphor des Barometers mit einigen Gliedern der Pariser-Academie der Wissenschaften zuzog. Im J. 1675. bemerkte Picard, daß, im Dunkeln erschüttert, sein Barometer einen Glanz von sich gab, sonderheitlich von oben. Bey andern Barometern wurde diese Erscheinung nicht bemerkt. Nach wiederholten Versuchen fieng Bernoulli an zu vermuthen, daß die Verhinderung des Glanzes von einem kleinen Häutgen auf der Oberfläche des Mercurius herkomme, wie auch von der Luft, die etwann in dem Barometer zurück blieb. Hieraus schloß er, daß der Glanz in dem Barometer nur alsdann erhalten werde, wenn der Mercurius völlig rein sey, wenn er beym Eingiessen nicht durch die Luft hindurch dringe, und wenn der Raum oben in der Röhre vollkommen gut beschaffen seyn werde. Bey näherer Untersuchung glaubte die Academie diese Bedingnisse weder alle nothwendig, noch hinreichend. Einige Jahre hernach ward Bernoulli über seine Muthmassung von Hartsoeker, obschon mit schlechten Gründen, stark angegriffen; im J. 1719. verthädigte sich jener nicht ohne Hitze. Aus

einer Abhandlung in den academischen Denkschriften vom J. 1723. scheint Bernoullis Hypothese begründet.

Im J. 1705. hatte er seine vortrefliche Schrift de motu reptorio herausgegeben. In den academischen Denkschriften vom J. 1710. befindt sich von ihm eine Abhandlung über die Centralkraft, in welcher er die Auflösung eines Newtonischen Problems zu berichtigen bemüht war. Mit mehr Grund deckte er in eben diesen Denkschriften vom J. 1711. eine Irrung auf, deren sich der grosse Newton über die Ausmessung der Centralkräfte in widerstehenden Mittelpuncten schuldig gemacht hatte. In einer neuen Ausgabe der Newtonischen Werke, die damals herauskam, ward Bernoullis Berichtigung ohne weiters genuzt.

Im J. 1714. schrieb Bernoulli die neue Theorie der Bewegung der Schiffe. Diese Bewegung ist sonderheitlich auf die Gesetze des Widerstands der flüßigen Theile gegründet; diese Gesetze aber waren bisher noch wenig bekannt. Der Ritter Renau, der hierüber geschrieben hatte, entfernte sich von den ächten Grundsätzen; Bernoulli gab die wahre Theorie. Renau machte Einwendungen, und daher entstand zwischen ihm und Bernoulli ein eben so lehrreicher als freundschaftlicher Briefwechsel.

In dem gleichen Jahr 1714. gab Bernoulli sowol in den Pariser-Denkschriften als in den Leipziger-Actis seine Untersuchungen über den Mittelpunct der Schwingungen heraus. Diesen Mittelpunct der Schwingungen hatte Huyghens auf weitläuftigen Nebenwegen gefunden; Jac. Bernoulli entdeckte einen natürlichern, aber beschwerlichern Weg; endlich gelang es unserm Meßkünstler, die simpelste Auflösung zu finden.

Der Streit zwischen Leibnitz und Newton über die Entdeckung des Differential-Calculs brach im J. 1715. mit grosser Heftigkeit aus. Beleidigt über den Verdacht,

welchen die Engländer auf seine Bemühungen geworfen hatten, schrieb nun Leibnitz als eine Wette oder als eine Ausforderung ein neues Problem aus. * Nicht nur von Newton, sondern auch von andern englischen Meßkünstlern ward dasselbe ganz ohne Mühe aufgelöst; damit glaubten sie den Zwist wegen der Erfindung des Differential-Calculs zu Leibnitzens Nachtheil, und zum Vortheil der englischen Meßkünstler entschieden. Allein nach Leibnitzens Hinscheid im J. 1716. ward der Prozeß gegen England von unserm Bernoulli fortgesetzt. Den Meßkünstlern dieses Reiches trug er das gleiche Problem vor; indeß unter noch weit schwürigern Bedingnissen als Leibnitz; die Engländer setzten Bernoulli andre Probleme entgegen. Von beyden Seiten bewiesen die Streiter, daß zuweilen eben sowol ein mathematisches als ein theologisches odium statt haben könne. Wenn in diesem gelehrten Wettstreit Taylor Bernoulli an Mäßigung übertraf, so ward hingegen in Absicht auf diese so seltene Tugend Keill von Bernoulli übertroffen. Vielleicht frägt man, wozu die Auflösung aller dieser tiefsinnigen Fragen gedient habe? Allenfalls könnte man sich mit der Antwort des Galiläi begnügen. Wozu dient wohl die Meßkunst? Hierauf antwortete er: Sie lehrt wägen, messen, zählen; sie wägt die Idioten, sie mißt die Dummköpfe und die einen sowol als die andern zählt sie. Indeß darf man auch sagen, daß die Meßkunst schon an sich selber, ohne Rücksicht auf andere Nutzbarkeit, ein inneres, wesentliches Vergnügen eine höhere Vervollkommnung des Geistes gewähre. Eben so berühmt ist Archimed wegen seiner Untersuchungen über die Parabole und über die Spirallinien als wegen seiner Stabe und seiner beweglichen Sphären. Ungeachtet die

* Das Problem de trajectoriis.

Werke eines Newtons und Des-Cartes eigentlich beynahe zu weiter nichts dienten, als zur Erweiterung des menschlichen Verstandes, so haben sie gleichwol einen grössern und daurendern Namen erworben, als so viele Erfinder der nothwendigsten, mechanischen Künste, weil mehrentheils diese weit öftrer vom Zufall als von ihrem Genie geführt worden. Bey allem dem darf man keineswegs vergessen, wie vielen Einfluß auch die tiefsinnigste Meßkunst auf Militar- und Civilbaukunst, auf Schiffahrt, überall auf die unentbehrlichsten, mechanischen Menschenwerke gehabt habe.

Im J. 1724. verfertigte Bernoulli seine Schrift über die Gesetze, nach welchen die Bewegung sich fortpflanzt und mittheilt. Diese Schrift erhielt grossen Beyfall von der Pariser-Academie, ungeachtet sie nicht gekrönt ward. Seither wurden von eben dieser Academie verschiedene seiner Abhandlungen gekrönet. Eine derselben vom J. 1730. ist merkwürdig, weil sie ein System verthädigt, welches Newton schon lange zerstört hielt, das System, welches durch Wirbel die Beschaffenheit der Planetenkreise erkläret.

Im J. 1734. erschien Bernoullis Versuch über die Naturlehre des Himmels, ein philosophischer Roman. Um nicht allzu weitläuftig zu werden, müssen wir so viele seiner andern Bemühungen mit Stillschweigen vorbeygehn.

Ungeachtet er sehr frühzeitig ein entschiedenes Talent für mathematische Untersuchungen verrieth, so war er doch keineswegs unempfindlich für die Reize der schönen Litteratur. Von seinem Vater war er anfangs zum kaufmännischen Leben bestimmt; bey seiner unbezwinglichen Abneigung dagegen, ward er der Arzneykunst gewiedmet; ohne Zweifel daß diese es war, die ihn unvermerkt zur höhern Naturlehre und Meßtunst hinleitete. Zur Erholung verfertigte er zuweilen lateinische Gedichte. Schon im achtzehnten Jahre hatte er in

griechischen Versen über das wichtige Thema geschrieben, daß der Fürst um des Volks willen da sey; ohne Zweifel ein Thema, welches von einem Patrioten besser in der vaterländischen Sprache hätte können ausgeführt werden.

Selten ist es, daß berühmte Männer eine ihrer würdige Nachkommenschaft zeugen. Unser Bernoulli aber hatte Söhne von vorzüglichem Verdienste; der einte hieß Nicolaus und starb sehr jung zu Petersburg, wohin er vom Czaar berufen worden ware, und woselbst er eine der vornehmsten Zierden der neuen Akademie gewesen. Der andre Sohn hieß Johann, Professor der Beredsamkeit in Basel, welcher verschiedene Preise bey der Pariser Academie der Wissenschaften davon trug; der berühmteste von allen war Daniel Bernoulli. Im J. 1734. hatte er mit seinem Vater den Akademischen Preis getheilt, und seither sind für ihn diese Prämien zu einer Art von Jahrgehalte geworden.

Die berühmtesten Meßkünstler, J. B. Clairaut und Maupertuis, sind nach Basel gereiset, um sich die Einsichten des grossen Bernoulli zu Nutze zu machen. Ihm hat Europa die Bildung eines Eulers zu danken.

Im J. 1743. besorgte der verdienstvolle genferische Professor Cramer zu Lausanne eine vortreffliche Ausgabe der Bernoullischen Schriften. Dieselben sind dem preussischen Monarchen zugeeignet. Gegen die gewöhnliche Uebung ward in der Berliner-Akademie öffentlich von ihrem Secretair Bernoullis Lobrede gehalten.

Johann Bernoulli, Sohn.

Er wurde den 18 May 1710 in Basel gebohren. Sein Vater war der grosse Johann Bernoulli; seine Mutter Dorothea Falckner. Unter der Anleitung des Vaters und einiger Privatlehrer brachte er es so weit, daß er schon im J. 1721 zu den academischen Studien fortrücken konnte. Den 25 May 1723 hielt er eine öffentliche Rede de nobilissimo conspicillorum ocularium invento. Den 8. Junius 1724 erhielt er zugleich mit Leonard Euler die Magisterwürde; bey dieser Feyerlichkeit untersuchte er in einer academischen Streitschrift die Frage: Ob die Franzosen in Absicht auf physische und mathematische Erfindungen den Vorrang vor den Britten behaupten? Hierauf widmete er sich einige Jahre dem Studium der Rechte und wurde den 27 März 1732 mit dem Doctorhute beehrt. Mit juridischen Studien verband er immer die physischen und mathematischen, als gleichsam erblich in seiner Familie.

So lebhaft von Jugend auf sein Geist war, so schwächlich hingegen war sein Körper, und dadurch sah er sich an allzustarker Anstrengung des Geistes gehindert. Ungeachtet seiner vorzüglichen Anlagen, hatte er, — es sey nun aus Schüchternheit, immer wenig Zutrauen zu sich selbst; aus Furcht sich blos zu geben, vermied er weitläuftige Bekanntschaft. Bey den häufigen Besuchen aber, die sein Vater und sein älterer Bruder von durchreisenden Gelehrten und Standspersonen erhielten, gerieth auch er in ihre Gesellschaft. Dadurch kam er in Briefwechsel mit verschiedenen Personen beyderley Geschlechtes, die sich entweder in den Wissenschaften, oder durch grosse Verdienste und hohe Geburt auszeichneten. Unter denselben erwähnen wir nur eines Maupertüis, eines de la Condamine, einer

Markise von Chatelet u. s. w. — In seinen Briefen, besonders an vertraute Frunde, verrieth er weit mehr Lebhaftigkeit und heitere Laune als in dem mundlichen Umgang. Auch schrieb er, wenn es nur nicht in der Muttersprache geschehn mußte, mit ausserordentlicher Leichtigkeit. Der französischen Sprache, welche er im J. 1721 zu Vevay lernte, war er vollkommen mächtig.

Ungemein behutsam war er in der Wahl seiner Freunde; weit weniger sah er auf ihre Anzahl als auf ihren innern Gehalt. Auch hatte er das seltene Glück, daß während seines langen Lebens keines seiner Freundschaftsbande jemals anderst als nur durch den Tod aufgelöst wurde, wenn man ja sagen kann, daß der Tod ächte Freundschaft aufzulösen vermögend sey. — In allgemeinerm Sinn liebte er alle Menschen als Freunde; jedermann kam er mit Gefälligkeiten zuvor, und wenn ihm sein Ruhm theuer war, so war es einzig, um durch ausgebreitete Bekanntschaft in vielen und wichtigen Fällen denjenigen zu nützen, die ihm ihre Angelegenheiten anvertrauten und seines Rathes verlangten.

Im J. 1732 machte er eine Reise zu seinem Bruder Daniel nach Petersburg. Daselbst wurde ihm ein akademisches Amt angeboten, allein er schlug es aus und begab sich mit seinem Bruder nach Paris, wo sie beyde von Maupertüis aufs freundschaftlichste empfangen und in die Akademie der Wissenschaften, wie auch überhaupt in den Krais der gelehrtesten Männern eingeführt wurden. Nach seiner Zurückkunft in Basel setzte er abwechselnd die mathematischen so wol als die juridischen Studien mit Eifer fort; auch empfahl er sich, je nach den Umständen, durch verschiedene öffentliche Schriften bald zu einem juridischen bald zu einem philosophischen Lehramt. Für einmal sah er sich von dem blinden Schicksal wenig begünstigt. Im J. 1736 durchreisete er mit dem Margrafen von Baden-

Durlach die verschiedenen Gegenden der Marggrafschaft und leistete ihm Gesellschaft bey seiner Bad-Cur zu Langensteinbach. Im J. 1738 schrieb er, auf Verlangen des Bernerschen Schulrathes, bey Erledigung des philosophischen Katheders zu Lausanne, eine akademische Abhandlung, für die ihn die Obrigkeit in Bern mit einer güldenen Schaumünze belohnte. Im J. 1739 lebte er mit Maupertüis in Cirey bey der Markise von Chatelet. Im J. 1742 besuchte er die Gelehrten in Geneve. Im J. 1743 erhielt er in seiner Vaterstadt das rethorische Lehramt; seine Antrittsrede umfaßte das Lob des ihm endlich günstig gewordenen Looses. Als nach dem Tod seines Vaters dieses Loos das mathematische Lehramt Jac. Christoph Ramspecken zuwarf, so überließ es dieser im J. 1748 unserm Bernoulli; nicht nur bestätigte die Obrigkeit diesen Austausch, sondern sie kennte auch dem Sohn das ganze Gehalt des Vaters zu. — Im J. 1745 begab er sich mit Maupertüis, um die Belagerung zu besbachten, nach Freiburg im Brisgau. Den 27 Jul. 1759 starb nach einer langen Krankheit Maupertüis in Bernoullis Hause. Mit der Gattinn und Schwester des Verstorbenen vereinigte sich dieser, zur Errichtung seines Mausoleums in der Kirche zu Dornach nahe bey Basel, auch ehrte er im J. 1762 in feyerlicher Versammlung Maupertüis Andenken durch eine Lobrede.

Ausser der Stelle, welche unserm Bernoulli bey der kayserlichen Akademie zu St. Petersburg angetragen worden, hatte er noch verschiedene andere auswärtige Berufe ausgeschlagen, z. B. die Stelle eines ordentlichen Mitgliedes, wie auch hernach eines beständigen Secetairs bey der Akademie in Berlin. Zur Ablehnung dieser und anderer Stellen bewogen ihn theils die Liebe zum Vaterland theils die kindliche Zärtlichkeit gegen Aeltern, die ihn ungern in ihrem hohen Alter vermißten.

Den

Den 4. Febr. 1747 wurde er der königl. Societät in Berlin im J. 1753 der helvetischen, gelehrten Gesellschaft, im J. 1755 der Akademie zu Nancy, die von dem König Stanislaus aufgerichtet worden, im J. 1782 als auswärtiges Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften zu Paris einverleibt. — Ausser andern akademischen Geschäften, übernahm er auch mit Falknern im J. 1772 eine Gesandschaft im Namen der Universität an den Bischof von Basel. Als im J. 1774 die wichtige Stelle eines Stadt-Consulenten erledigt wurde, und sie, nach dem Gebrauch in Basel, unter dreyen von der Obrigkeit zu ernennenden Rechtsgelehrten, einem derselben durch das Loos zufallen sollte, so war Bernoulli der erste, welchen die Obrigkeit in das Ternarium ernennte.

Im J. 1744 hatte er sich mit Susanna König verheurathet. In dieser Ehe wurden ihm fünf Söhne gebohren, Johann, B. R. D. und königlicher Astronom in Berlin, der durch verschiedene Schriften berühmt ist; Emanuel ein Handelsmann; Daniel, Doctor der Arzneykunst und Prof. der Naturlehre; Nicolaus, ein Chymist, und Jacob, B. R. L. Diesen fünf Söhnen ist das Bildniß des Vaters zugeeignet, welches im J. 1767 von dem geschickten Baslerkünstler, Ulrich Samson, verfertigt worden.

Nicht ohne glücklichen Erfolg hatte sich Bernoulli an die Auflösung verschiedener Preisaufgaben der Parisischen Akademie gewagt, so z. B. erhielt er im J. 1736 den Preis einer Abhandlung über die Fortpflanzung des Lichtes; im J. 1737 zugleich mit seinem Bruder Daniel den Preis wegen Erfindung der tauglichsten Meer-Anker; im J. 1741 den vierten Theil des verdoppelten Preises für die Untersuchung des Carbesian; im J. 1746 den dritten Theil des dreyfachen Preises von 7500 Livr. wegen einer Schrift über den Magnet, die er gemeinschaft-

lich mit seinem Bruder herausgab, unter der Aufschrift: Nouveaux principes de Méchanique & de Physique tendans á expliquer la nature & les proprietés de l'Aiman; einen andern Theil des Preises hatten Leonard Euler und dü Tour erhalten. Alle Abhandlungen über diesen Gegenstand findt man in den Denkschriften der Pariser = Akademie vom J. 1748. — Sonst sind von ihm keine andre Schriften im Drucke erschienen als solche, deren Druck er nicht hatte verhüten können, z. B. die akademische Streitschrift de Compensationibus im J. 1729; juridische und rhetorische Theses im J. 1731. Sur la figure de la Terre im Journ. Helvetique vom J. 1740 September. — Oratorische Theses im J. 1743, juridische Theses im J. 1746.

Ludewig Bourguet. *

Bey Aufhebung des Edikts von Nantes im J. 1685. begab sich sein Vater, der Religion wegen aus Frankreich, und zwar erstlich nach Genf, hernach nach Lausanne, und im J. 1687. nach Zürich. An lezterm Orte blieb er bis zum J. 1700. auch trug er daselbst nicht wenig bey zur Einführung der Strümpfweberey und der Mousselingewerbe. Ein Theil seiner Familie begab sich hierauf nach Bern, und ein anderer Theil nach Frankfurt. Sein Sohn Ludewig, von dem hier die Rede ist, wurde noch zu Nimes den 23. Aprill 1678 gebohren. Mit seinen Aeltern flüchtete er sich in die Schweiz. Im J. 1686. kam er zur Erlernung der deutschen Sprache nach Zürich. Auch besuchte er hier die lateinischen Schulen. Im J. 1689 begleitete er den Vater nach Casta-

* S. Leuen Lexicon, E. L. Rathlefs Geschichte jeztlebender Gelehrten, Band VIII, s. 410, und Journal de Neufchatel, Fevr. 1743.

segma in Pündten, wo dieser eine Seidenfabrik anlegen wollte. Im J. 1690. kehrete er schon wieder nach Zürich zurük. Seine Zeit theilete er in die Handlungsgeschäfte des Vaters, und in die Besuchung des Gymnasiums. In Handlungsgeschäften that er im J. 1697 mit seinem Vater eine Reise in Italien, besah die Bibliotheken, und Natur- und Kunstkabinete zu Mayland, Verona, Venedig, kam in Bekanntschaft mit dem berühmten Alterthumsforscher Bianchi, sammelte alte Schaumünzen und lernte zu Bozen bey einem Juden das Ebräische. Im J. 1700. ließ sich sein Vater zu Bern nieder. Im J. 1701 that er mit seinem Sohne die andere Reise nach Italien. Bey dieser Gelegenheit studirte der junge Bourguet zu Verona bey einem Juden die Mischna. Während giftiger Einschläferung wurde er zu Venedig bestohlen. Er kam wieder nach Bern und verheyratete sich im J. 1702 mit Susanna Jourdan, deren Aeltern sich aus Gevaudan nach Neüschatel geflüchtet hatten. Nach einigen neuen Reisen in Italien, sezte er sich im J. 1704. zu Neüschatel. Während der Handelsgeschäften that er immer einen Seitenblik auf seine Bibliothek. Schon im J. 1704 sammelte er Materialien zu einer Geschichte der Buchstaben. Die Neigung zu solchen Nachforschungen verlohr sich bey ihm, als Montfaucon im J. 1709 seine palæographia herausgab. In diesem Werk nämmlich fand er, wie er selbst im XVIII. ten Bande der Bibliotheque italique gesteht, das meiste von dem, was er erst auszuarbeiten bereit war. Während seines Aufenthalts in Venedig studirte er vorzüglich die ägyptischen, chaldäischen und chinesischen Alterthümer. Auch arbeitete er an einer Geschichte von China, und besonders an einer Vergleichung derselben mit der mosaischen Geschichte. Er kaufte in Italien viele noch nicht gedrukte Schriften der Rabbinen, und über-

ließ sie nachher Herrn Ungern in Schlesien, mit dessen rabbinischer Bibilothek sie in Wolfs hebräische Bibliotheck eingerückt worden.

Bey reifern Jahren legte er sich mehr auf die eigentliche Philosophie, auf die Meßkunst, Physik und auf das Naturrecht.

Im J. 1791 hatte sich Barbeyrack von Lausanne nach Gröningen begeben: Bourguet bewarb sich um seine erledigte Stelle und verthaydigte zu dem Ende hin in Lausanne eine academische Streitschrift über den Ursprung und Nuzen des Naturrechts. Er erhielt aber die Stelle nicht. Dessen ungeachtet sezte er seine gelehrten Studien mit Eifer fort und führte einen ausgebreiteten, literarischen Breifwechsel besonders auch mit Leibnitz. Er war einer von Leibnitzens größten Verehrern, und anerbot sich zu seiner Verthaydigung, als man vorgab, daß er seine Theodicee nicht im Ernste geschrieben hätte. Sehr viel Verkehr hatte er auch mit den Gelehrten in Italien und recensirte viele von ihren Schriften in der Bibliotheque italique. Als zu Crotona einige gelehrte Italiäner die hetrurische Academie errichteten, ernennten sie in ihn sogleich zum Mitglied. Gleiche Ehre erhielt er von der königlichen Societät in Berlin. Im J. 1732 hatte die Obrigkeit zu Neüfchatel einen philosophischen und mathematischen Lehrstul errichtet, und ihn gegen alle seine Erwartung, unserm Bourguet anvertraut. In der Eintrittsrede handelte er von den Schikfalen der Philosophie.

Von Zeit zu Zeit machte er kleine, litterarische Reisen. So z. B. hielt er sich im J. 1741 einige Zeit zu Genf auf, kam aber im August krank nach Neuenburg zurück. Er starb im J. 1743, und hinterließ eine einzige Tochter. Man verfertigte auf ihn folgende Grabschrift:

Hic jacet Bourguetius,
Gallorum Hermes, Neocomi Decus,
Veræ, dum vixit, pietatis exemplum,
Patriæ honos, eruditorum admiratio,
Pauperum Spes,
Invidiæque plebis Objectum.

Unter ſeinen Schriften ſind uns nur folgende bekannt:

Diſſertatio de jutis naturæ origine & præſtantia.

Lettres philoſophiques ſur la formation des Sels & criſtaux, & ſur la generation & le mechaniſme organique des plantes & des Animaux, à l'occaſion de la pierre belemnite & de la pierre lenticulaire. Avec un Memoire ſur la théorie de la terre. Amſterdam 1729. Das Werk enthält vier Briefe, unter folgender Aufſchrift: 1. Lettre, où l'on prouvo, que les pierres belemnites & les pierres lenticulaires ont été les unes des dents de quelque animal marin, & les autres des couvercles d'une éſpéce de coquillage de mer. 2. Lettre, où l'on explique la Formation des criſtaux, des Sels, des belemnites des Fleurs, les moules des embryons, les natures plastiques & les intelligences rectrices. 4. Lettre, où l'on explique le Syſtéme des Developpemens & le mechaniſme organique. In dieſem leztern Brief äuſſert er ganz eigene Gedanken über den Urſprung des Leibs und der Seele. Am Ende liefert er ſein Syſtem von dem Weltbau, ganz von dem Syſtem eines Bürnets, Whiſtons, Woodwarts verſchieden.

Nach ſeiner Meynung, nimmt ſeit der Sundflut das Centralfeuer in der Erde je länger je mehr zu; unvermerkt wird ihre jährliche Umdrehung ſchneller; die Dunſtkugel, ganz von Mineraltheilchen verdikert, ſtürzt mit heftiger Erſchütterung in die Eingeweyde der Erde, und verurſacht in derſelben eine Exploſion, welche die Gebürge umwälzt und alles in fürchterlichen Flammen ver-

zehrt. Also verdammt Bourguet den Erdball zum Feuer, folglich zu dem entgegengesezten Schiksale, wozu ihn Büffon verdammt.

Dissertatio de Fatis philosophiæ, inde ab ejus natalibus ad nostra usque tempora. Diese Schrift wurde im J. 1735 in die Tempe Helvetica eingerückt. * Sie enthält einen freylich nur summarischen Abriß der morgenländischen, griechischen, römischen und neuern Philosophie. Von der Wolfianischen Philosophie urtheilt er folgender massen: Quod autem in hac philosophia mirandum, illud est, eclecticæ philosophiæ ad instar, omnium philosophorum, qua recentiorum placita quadam veritate prædita absque labore conciliari posse, ita ut sua Sponte e fundamentis ejus profluxisse videantur.

Lettre sur l'Alphabet étrusque, á Mr. Ernest, comte de Harrach, auditeur de Rote & Principe de l'academie étrusque de Cortone. Im J. 1734 erschien dieser Brief in dem XVIIIten Bande der Bibliotheque italique. Nachher wurde er ins Italiänische übersezt und auch den Abhandlungen der hetrurischen Academie zu Kortona beygefügt. Bey der italiänischen Uebersetzung befindt sich noch ein Anfang, worinn Bourguet eine alte Inschrift erklärt.

Von ihm hat man in dem Journal helvétique folgende Abhandlungen:

Im J. 1734 März Lettre à Mr. Bouvet, Missionaire à Pecking. ** Im Julius Relation des Progrés du Christianisme dans les Indes. Im J. 1735 im September Relation de la Colonie de Herrenhut. Im J. 1736 im Jul. Lettres sur la Conversion des Juifs. Im Sep.

* Ebend. T. III. Sect. I. seine Abhandlung de vero atque genuino jnris naturalis studii Usu.

** Im April Lettre à Mr. Hottinguer über die Chinesische Theologie.

tember Lettres sur l'Etat des Eglises des Proselytes Indiens soumis à la Dominiation des Provinces unies dans les Indes Orientales. Im J. 1637 im May Lettre sur quelques Missions de la Communauté de Herrenhut. Im J. 1738 im May und Jul. Deux Lettres sur la Philosophie de Leibnitz. Im December Letrre sur les Hypothéses concernant l'Union de l'Ame avec le Corps. Im J. 1739 im Augstm. Lettre à Mr. Roques servant de reponse aux quatre Lettres, qui ont paru de lui dans le Journal Helvetique contre le Systéme de Leibnitz. Im J. 1740 im März Lettre sur les idées innées & leur developpement. Im Aprill Lettre sur le progrés de la Conversion des Juifs & sur les Missions protestantes de Tranquebar & de Madras. Im September Lettre sur la Petrification des Petits Crabes de Mer de la Côte de Coromandel. Im November Lettre sur la Conversion des Eglises du Comté de Northampton dans la nouvelle Angleterre.

Mit Herrn Jourdain projektirte er die Herausgabe einer Sammlung von Leibnitzischen Briefen. Mit Leibnitzen war Bourguet in ununterbrochenem Briefwechsel gestanden; auch hatte ihm Leibnitz verschiedene Briefe an andere Gelehrte mitgetheilt.

So groß Bourguets Scharfsinn, und so tief und ausgebreitet seine Gelehrsamkeit waren, so hatte er doch nicht immer Muth genug, sich über die herrschenden Begriffe seines Zeitalters zu erheben. Wie manchen sonst grossen Geist hat nicht die Anhänglichkeit an den Zeitgenius in dem freyern Laufe der Untersuchungen gehemmet! Anstatt durch eigne, neue Untersuchungen das herrschende System zubeleuchten, zuverbessern oder wol gar zu zerstöhren, braucht man sehr oft allen Scharfsinn und alle Gelehrsamkeit bloß dazu, einem solchen System, (es mag nun so oder anders beschaffen seyn,) neue Stützen zugeben. Besonders war dieses üblich in Bour-

gnets noch intolerantern Zeiten. Daher auch bey ihm jene theologische Schwachheit, in den chinesischen Fosi den jüdischen Adam, und überhaupt in den chinesischen Alterthümmern, die mosaische Geschichte zu suchen.

Daß er über andere Dinge ganz frey gedacht habe und von Aberglauben weit entfernt gewesen, sehn wir unter anderm aus seinem Discours sur les Phenoménes, que les Anciens regardoient comme miraculeux. Einen Auszug aus dieser Abhandlung findt man in dem Mercure suisse de Neufchatel, Jänner 1735. Nachdem der Verfasser die Quellen und die Geschichte des alten Aberglaubens untersucht hatte, fährt er fort, auch von den abergläubischen Vorurtheilen selbst der kultivirtern Nationen Beyspiele zugeben. Merkwürdig ist folgende Nachricht: „An einem Sonntag Abends im J. 1682 oder „1683," schreibt Bourguet, „nicht lange nach der Er„scheinung des grossen Kometen, und zwey oder drey „Jahre vor der Aufhebung des Edikts von Nantes war „zu Nimes ein fürchterliches Donnerwetter entstanden. „Tags darauf sah man auf der Oberfläche des Bodens „eine Menge kleiner Insekten, welche im Platzregen „heruntergefallen. Ihre sonderbare Figur stellte der „Imagination bald ein eingewickeltes Kind, bald ein „gekröntes Haupt vor. Der Gold- und Silberglanz „dieses Ungeziefers trieb die Verblendung so weit, daß „die Katholiken und die Hugenotten darin die Gestalt „der Heiligen und wol gar die dreyfache Krone erblick„ten. Bourguet bemerkt, daß sein Großvater und „andere ehrwürdige Greisen dieles Schauspiel für über„natürlich, und für eine Ankündigung grosser Revolu„tionen in der Kirche angesehn hätten. Einige Perso„nen verwahrten von diesen Insekten eine Menge in „Schachteln, und so entdeckten sie, daß es Raupen ge„wesen, die sich in Würmer verwandelten.

Nicht weniger glüklich erklärt Bourguet andere, vermeinte Wundererscheinungen, z. B. Stein- und Blutregen. Geßner gedenkt eines Steins von ohngefähr drey Centnern, der in der Kirche zu Entisheim aufbewahrt wird, und, nach der Meynung des Pöbels, im J. 1492 vom Himmel heruntergefallen. Cardan redet von ähnlichen Steinen, mit Schwefel und Eisen vermischt, von welchen einer an den Ufern der Adda heruntergefallen. Unser Verfasser sagt, daß er ein Stük davon bey Vallisnieri in Padua gesehn habe, und er vermuthet, daß solche Steine durch Wirbelwinde oder beym Ausbruch der Vulkane in die hohe Luft gejagt worden. „Im J. 1689, fährt er fort, „war zu Venedig ein röthlichter Staubregen gefallen. Einige Tage hernach vernahm man, „daß beym Ausbruch eines Vulkans von der Meerseite „der Sturmwind eine Menge glühender Asche gegen „Venedig getrieben."

„Auch ohne Rücksicht auf die Farbe der Insecten „zuzunehmen, die im Blut- und Milchregen herunterfallen, „darf man sich nur erinnern, wie leicht eine neue Mi„schung von verschiedenen, chymischen Säften zugleich „auch in denselben eine besondere Farbe hervorbringt. „Wenn allerley salzigte und schwefliche Dünste sich in „der Luft mit den Regentropfen vermischen, so können „diese leztern in den Augen des unachtsamen Pöbels „zuweilen unter einer ungewohnten Farbe erscheinen."

Johann Georg Zimmermann.

Ward im J. 1728. in Brugg einer Munizipalstadt von Bern gebohren. Er legte in der Schule zu Bern den Grund seiner Studien, und reisete von da nach Göttingen, um unter Hallern die Arzneykunst zu studieren. Dieser grosse Mann, der jedem guten Schü-

ler gerne beystand, schenkte Zimmermann, dessen Fähigkeiten und Fleiß ihn bald einnahmen, seine ganze Liebe: Er nahm ihn in sein Haus auf, und leitete den Liebling mit väterlicher Hand auf der gefährlichen Bahn. Hier hatte Zimmermann das Glück Augenzeuge der glücklichen grossen Versuchen und Untersuchungen zu seyn, mit denen Haller in der Anatomie und Physiologie Epoche machte: mußte dann nicht bey einer solchen Erziehung das junge Genie zum Mann, zum grossen nützlichen Arzt anwachsen!

Die Abhandlung über die Reizbarkeit, welche er bey seiner Beförderung zur Doctorwürde in der Arzneykunst im J. 1751. in Göttingen herausgab, verschaffte ihm schon beym Antritt der Schriftstellerbahn einen grossen Platz unter den theoretischen Aerzten.

Er kam darauf in seine Vaterstadt zurück, welcher er in der ausübenden Arzneykunst wichtige Dienste leistete, wodurch er seinen Ruf in diesem Fache durch einen grossen Theil der Schweiz ausbreitete.

Doch war diese Sphäre für einen so thätigen Mann zu klein, er füllte manche Stunde mit Bearbeitung wichtiger Schriften, und mit einem ausgedehnten, für seine Freunde so wichtigen als erquickenden Briefwechsel aus.

Im J. 1768. folgte er einem Ruf als königl. Großbritannischer Leibarzt nach Hannover; wo sich ihm eine weitere Bahn als Arzt zu wirken, durch den nördlichen Theil Teutschlands eröffnete. Eine ununterbrochene Zerstreuung, welche ihm sein unermüdeter Fleiß verschafte, ist und war immer das Mittel, den Kummer zu mildern, den das härteste Schicksal, das ihn mit dem Tod seiner Geliebten, die ihm alles war, und die er im J. 1770. verlor, auf eine traurige Weise zu verfolgen anfieng, ihm machte. Eine Reihe von Ungemach mußte

seinen philosophischen Muth immer mehr stärken. Im Junius 1771. reiste er nach Berlin, um durch die geschickten Hände des Herrn General-Chirurgus Schmukers und Herrn Professor Meckels seine sinkende Gesundheit wieder zu erhalten. Mit philosophischer Standhaftigkeit unterwarf er sich einer schmerzhaften Operation, die ihn baldigen Tod oder Gesundheit erwarten liesse; bey der Operation selbst war er so mannlich, daß er, ungeachtet der peinlichsten Schmerzen, mit seinen Wund-Aerzten über seine Umstände sprechen, sie ermuntern und leiten konnte. Das Gebet seiner Freunde und vieler hunderten, die dem grossen Mann ihre Gesundheit, ihr Leben dankten, brachte Segen für ihn; die Vorsehung schenkte ihnen von neuem den lieben Freund, den treuen Arzt. Während seines Aufenthalts in Berlin genoß er das Glück einer Unterredung mit dem Grossen Friderich; eine Ehre für einen teutschen Gelehrten, die Herrn Zimmermann mit Recht schmeichelte. Gesund empfiengen ihn in Hannover seine Freunde wieder, und nun lebt er noch da in steter Geschäfftigkeit seinen Nebenmenschen in Palästen und verlaßnen Winklen zu helfen.

Seine herausgegebnen Schriften sind.

Das Leben des Herrn von Haller, 1755.

Betrachtungen über die Einsamkeit, 1756. von welchen in Leipzig im Jahr 1773. eine neue umgearbeitete Ausgabe erschienen.

Vom National-Stolz, die im J. 1758. und hernach 1768. vermehrt und verbessert heraus gegeben worden.

Von der Erfahrung in der Arzneykunst 1763.

Von der Ruhr, 1767.

Und verschiedene Beyträge in periodische Schriften, besonders das Hannoverische Magazin 1779. sind Zeugen eines hellen philosophischen und mediciniſchen Beobachtungs-Geistes, und einer weiten Belesenheit — Stärke des Ausdrucks, poetische Lebhaftigkeit, Laune, und reiner Witz, der bisweilen zur scharfen Satyre wird, machen seine Schriften allgemein gefällig und nützlich.

Ein teutscher Verfasser (siehe, Charaktere teutscher Dichter und Prosaisten, Berlin 1781. erster Band seite 304.) sagt von ihm „ in seinem ganzen Vorträge herrscht Ordnung und Bündigkeit; sein „ Styl ist mehr blühend und geschmückt als präcis; die „ Fülle seiner Empfindungen reißt ihn einige mal zu „ poetischen Ausdrücken fort. Durch die stete Befeilung, „ da er mit rühmlicher Selbstverlaügnung oft die wi„ zigsten und beredtesten Stellen wegtilgte, die mehr „ schimmernd, als lehrreich waren, haben seine Schrif„ ten nach und nach einen hohen Grad von Correct„ heit und Reinigkeit erhalten, der von classischem „ Geschmacke zeugt.

Schade, daß dieser belehrende Schriftsteller, zwar durch ausgedehnte Ausübung seines Berufs und öftere Reisen aus Pflicht, so sehr von Schriftstellerarbeit entfernt worden ist! wie viel Nutzen konnte er als lehrender Arzt stiften, wie vielen Stoff fände sein Witz mit Lachen die Menschen Weisheit zu lehren, und von schädlichen Abwegen auf die rechte Strasse des wahren Glücks zu leiten!

Joh. Jacob Hottinger. *

Das Licht erblickte er den 1. Christmonat 1652. Im fünfzehnten Jahr des Alters verlor er seinen Vater, den berühmten Heinrich Hottinger. Sehr jung hatte er die Schrift de Spiritu prædicante Spiritibus in Carcere verfertigt und öffentlich verthaydigt. Im J. 1672 begab er sich zur Fortsetzung der Studien nach Basel und hernach im J. 1675 nach Genf. Bey seiner Zurückkunft in Zürich ließ er sich im J. 1676 in das Predigtamt aufnemmen. Im J. 1680 ward er Pfarrer zu Stallikon. Zu gleicher Zeit verheurathete er sich mit einer Tochter des damaligen Professor Lavaters.

Auf dem litterarischen Kampfplatz erschien er zum ersten male gegen den Mönch Marianus Schottus, der ihn durch Invectiven so wol gegen den zürcherschen Catechismus als gegen seinen seligen Vater zur Gegenwehr aufrief.

Im J. 1686 ward er zum Diacon beym grossen Münster in Zürich erwählt. Die Erholungsstunden wiedmete er dem Studium der helvetischen Kirchengeschichte. Mit Supplementen bereicherte er die Kirchengeschichte des Vaters. Wie geschickt er zu solcher Unternemmung gewesen, beweißt seine Wiederlegung des Sforzia Pallavicinus vom J. 1692. Die Ausfälle andrer Klostermänner, z. B. Gerold Wielands und Caspar Langen verdoppelten seinen Eifer in Bearbeitung der helvetischen Kirchengeschichte. Von 1698 bis zum J. 1707 umfaßte er diese in drey Quartbänden, von Entstehung des Christenthums in dem Vaterlande bis auf den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts; noch im Greisenalter fügte er im J. 1729 den vier-

* S. Tempe Helvet. T. II. Sect. I, f. 7.

ten Band bey. Dieser begreift die Kirchengeschichte seiner Zeit in sich, wie auch Zusätze zu den vorhergehenden Büchern.

Im J. 1698 erhielt er, nach Joh. Heinrich Heidegers Hinscheid, den theologischen Lehrstul. Seine Antrittsrede handelte von dem Vorzug der reformirten Gottesgelehrheit vor der papistischen. Damals schien die Polemick ein nothwendiges Uebel. Auch selbst nach Beylegung des einheimischen Religions-Krieges im J. 1712 hörten die Streitigkeiten der Gelehrten nicht auf. Im J. 1717 gieng Joh. Baptist Dillier, ein Jesuit von Sarnen ob den Wald so weit, daß er in seinen sogenannten Horologium arithmeticomorale der reformirten Kirche den Untergang drohte. Des prophetischen Anagramatisten ungeachtet, erschien nunmehr für Zürich die erfreuliche Epoche des Reformations-Jubiläums. * Dasselbe ward am Neujahrstag 1719 und Tags darauf durch öffentliche Predigten gefeyert; auch wurden verschiedene, academische Reden und Disputationen gehalten. Bey letztern ward jedermann, Fremden und Einheimischen, zu opponiren Erlaubniß gegeben. Erst nachher schrieb ein Jesuit von Luzern gegen Scheuchzer und Hottinger, von denen er bald durch Gegenschriften zum Stillschweigen gebracht wurde.

Während, daß sich die zürchersche Kirche gegen äussere Anfälle in Sicherheit setzte, gährten innere Zwiste in ihrem eigenen Schosse. Seit langem her nämmlich hatte die Intoleranz der Scholastick die Seele in Fesseln geworfen; zugleich mit diesen zerbrach der Fanaticismus auch selbst die heiligsten Bande. Um so viel mehr glaubten sich die Reformirte zur Wachsamkeit verpflichtet, da bey geringster Aufkeimung sectirischen Unkrautes die Katholicken sogleich zu schreien anfiengen, daß der Landesfrieden nicht drey oder mehrere, sondern nur zwo Religionen gestatte.

* S. Biblioth. Bremenf. T. III. f. 492.

Ends des XVIIten und Anfangs des XVIIIten Jahrhunderts hatte sich die Schwärmerey von Bern aus über Zürich und die benachbarten Gegenden verbreitet. Eine Art Inquisitionsgericht ward hie und da gegen die Sectirer niedergesetzt. „Ein solches Gericht," schreibt Crousaz,* „hatte Vollmacht zu allen möglichen Nachforschungen; „von demselben wurden die einen ihrer Aemter entsetzt, „die andern ins Gefängniß geworfen, des Landes verwiesen oder noch härter gebüsset; den Einen entzog „man die Verwaltung der Güter, den Andern die Für„sorge für die Erziehung der Kinder." Ausser Toggenburg, Appenzell, St. Gallen, Schafhausen u. a. war auch Glarus von schwärmerischen Ausschweifungen bedrohet. Unterm $\frac{8}{19}$ Nov. 1710 gelangte von dasigen Geistlichen ein Schreiben an Zürich: Obs nicht dienlich seyn würde, zur Herstellung der Rechtgläubigkeit eine Kirchenversammlung für die evangelischen Kantons ausschreiben zu lassen? Noch empfand man indeß allzulebhaft die Unruhen, welche sowol die Dordrechtersynode als auch seither der helvetische Consensus verursacht hatten: daher ließ es, auf Hottingers Eingeben, der zürchersche Kirchenrath dabey bewenden, in allgemeinen Ausdrücken den Eifer der Glarner zu loben und anbey durch ein Kraisschreiben die Prediger des Kantons aufzufodern, einerseits daß sie auf die Schwärmer ein wachsames Auge richten, anderseits daß sie durch das Beyspiel eines ehrbaren Wandels dieselben gewinnen. Unter andern angesehenen Personen, welche in Zürich den Pietismus begünstigten, befand sich vorzüglich ein Haupt des Staates; ungeachtet seiner Kenntnisse und seines wolmeinenden Eifers wurden die besten Absichten dieses

* S. Memoires pour servir à l'histoire des troubles arrivées en Suisse à l'occasion du Consensus, f. 40.

ausserordentlichen Mannes durch den Ungestümm seines Temperamentes vereitelt. Bald in politische, bald in religiose Schwärmereyen gestürzt, sah er sich endlich aller Ehrenstellen und des Bürgerrechtes selbst beraubt. Indem er mit seinen Anhängern den verdorbnen Zustand des Staats und der Kirche aufdeckte, schlug er Heilmittel vor, die eben so gefährlich waren als die Krankheit selbst. Je grösser sonst die Verdienste dieser Leute, je rührender ihre Beredsamkeit, je helleuchtender ihr Beyspiel gewesen, desto verführerischer waren ihre Lehrmeinungen; indem sie sich auf Inspirationen verliessen, konnten sie sehr leicht blinde Triebe und leere Träumereyen vergöttern; durch dreiste Ankündigung naher Strafgerichte und Ankunft des tausendjährigen Reiches schienen sie zu politischen Verwirrungen Anlaß zu geben: je fürchterlicher vormals die wiedertäuferschen Unruhen gewesen, desto eifriger suchte man nunmehr ähnlichen Unruhen im ersten Keim zu begegnen. Bey allen diesen Händeln hatte sich Hottinger als grossen Zeloten für die Erhaltung der rechtgläubigen Lehre bewiesen. Wenn andere durch äussere Zwangmittel, so suchte er durch belehrende Schriften die Verirrten zurück zu führen. Im J. 1715 edirte er in teutscher Sprache die Schrift von dem Zustande der Seele nach dem Tode, sammt beygefügter Wiederlegung der Lehre von der Begnadigung der gefallenen Engel und der verdammten Menschen. Im J. 1716. die unverfälschte Milch der christlichen Lehre, wie auch Nachrichten und Warnungen wegen dermal im Schwange gehenden, übelgenannten Pietismus. Im J. 1717. die Versuchungsstunde über die evangelische Kirche durch neue, selbstlaufende Propheten. In letzterm Buche findt man Nachricht von den damaligen, pietistischen Unruhen in Zürich.

Auſſer diesen Kontroversen war auch die Vereinigung der Protestanten ein Gegenstand, welcher Hottingern auſserordentlich beschäftigte. — Daher eine Menge academischer Streitschriften über die Gnadenwahl und über die die damit verwandte Gegenstände, in welchen er freylich ängstlich genug die Lehrsätze so wol der Synode von Dordrecht als des helvetischen Consensus verthäidigte. Diese letztern Schriften wurden von dem Corpore evangelico zu Regenspurg als eine Hindernuß der protestantischen Vereinigung erklärt. * Den 21. Febr. 1722. schrieb deßwegen der König in Preussen an sämmtliche, evangelische Kantons, daß man sich nicht mehr so strenge zu Unterschreibung dieser Lehrformel verpflichte, sondern sich lieber allein an die helvetische Glaubensbekenntniß halte. In gleichem Tone schrieb auch der König von England. In Basel und in Appenzell wurde geradezu der Consensus bey Seite geschaft; in Bern hingegen ward er von Rudolfi, und in Zürich von Hottinger noch immer begünstigt. An letzterm Orte wurde den 21. Jul. 1722. vor dem grossen Rathe erkennt, daß sich zwar die Kandidaten durch ein Handgelübd zur Beybehaltung dieser Lehrformel verstehen, indeß selbige nicht mehr unterzeichnen sollen. — Auf wiederholte Zuschriften der Könige von Preussen und von England, antwortete die gesammte, evangelische Eydgenoßschaft unterm 17. Brachm. 1724. „Wir haben keinen Gewissenszwang noch andere „Härte auszuüben uns entschlossen; die Formel wird nie„mand als Glaubensartickel aufgedrungen, sondern lediglich „für eine Vorschrift in der Lehre gegeben, wieder welche „unsere Geistliche nicht lehren sollen, zu Erhaltung der

* S. Joh. Jac. Hottingers hel. Kirchengeschichte, Th. IV. f. 268. wie auch Crousaz Memoires, Amst. 1726.

„ unter uns von der Reformation hergebrachten Uniför„ mität in der Lehre u. s. w. "

Seine eigentlichen Gesinnungen hat Hottinger im J. 1720. in dem Anhang zu dem nähern Entwurf von der Vereinigung der Protestanten, wie auch im J. 1721. in der Dissertat. irenica de Veritatis & Charitatis in ecclesia Protestantium connubio an den Tag gelegt. Im J. 1723. gab. er in lateinischer Sprache die Geschichte Geschichte der Formula Consensus, und in teutscher Sprache die Verthaydigung ihrer Lehrsätze heraus; in gleichem Jahre die biblisch-chronologischen Abhandlungen; im J. 1727. die Geschichte der Lehre von der Gnadenwahl oder Fata doctrinæ de prædestinatione & gratia. — So groß Hottingers historische- und scholastische Kenntnisse gewesen, so wenig wagte er die geringste Abweichung von dem hergebrachten Systeme; überall schien ihm jede Neuerung gefährlich; Baylens Schriften empfahl er unter anderm auch darum, weil sie, nach seiner Meynung, die Schwachheit der menschlichen Vernunft in gänzlicher Blösse darstellen. Die Studenten beschwor er, daß sie sich ja nicht zur Ausbreitung des copernikanischen Lehrgebäudes hinreissen lassen. — Wie mancher Gelehrte, der, bey noch so ausgebreiteter Einsicht, sich nicht immer über die Denkart seiner Zeitgenossen empor schwingt? Nicht nur indeß bloß als Gelehrter, auch als Bürger hatte Hottinger ausserordentliche Verdienste; nicht weniger trug er bey zur Beylegung der politischen als der kirchlichen Unruhen; auch auswärts ward er als Orakel zu Rathe gezogen; sehr wichtig sind seine Briefwechsel über den Wettsteinschen Proceß mit den Basler-Gelehrten, wie auch die ungarschen, pfälzische und andere Briefe, die sich nebst mehrern seiner Handschriften theils auf der carolinischen Stiftsbibliothek, theils in den Händen Prof. Hottingers befinden.

Bis in seyn drey und achtzigstes Jahr blieb Hottinger ungemein thätig; ohne Schmerzen und mit sanfter Ruhe gab er den 18. Decemb. 1735. den Geist auf.

Leonhard Thurneisser im Thurn. *)

Derselbe wurde den 6. August 1530. oder 1531. zu Basel geboren. Sein Vater ein Goldschmied, hielt ihn frühzeitig zur Goldschmiedkunst und Steinschneiderey an. In den Lehrjahren wartete er dem D. Johann Huber, einem Baslerischen Arzt auf. Er half ihm Kräuter sammeln, Arzneyen bereiten und las ihm aus den Schriften des Parazels vor. Dadurch bekam er Neigung zur Metallurgie, Naturhistorie und Chymie. Schon im J. 1547. verheyrathete sich der unbärtige Jüngling mit einer Wittwe, Namens Margaretha Müller. Durch jugendliche Unvorsichtigkeit stürzte er sich bald in verdrüßliche Händel. Er ward von Juden betrogen und stürzte sich in Schulden. Aus Unbesonnenheit glaubte er, Betrug durch Betrug abtreiben zu dürfen Er nahm einen Zain Bley, überzog ihn mit Golde und versetzte ihn den Juden für reines Gold. Der Betrug blieb nicht lange verborgen, und die Juden erweckten gegen ihn einen gräulichen Lärm. Sein Vater, der für ihn bezahlt hatte, war ausser Stand ihm länger zu helfen; sein Bruder Alexander breitete aus Haß seinen Unfall selbst aus; am schlimmsten war seine Frau, die er bisher mit Vorwürfen gequält hatte, daß sie

*) S. Moehseus Beyträge zur Geschichte der Wissenschaften in der Mark Brandenburg

mit ihrem Vormünder, Lorenz Vlie, vor der Verehlichung zugehalten, und es noch hielte. Er sah sichgenöthigt, Basel und die Frau zu verlassen. Im J. 1548. begab er sich nach Straßburg; als ihm daselbst das Bürgerrecht versagt wurde, so gieng er nach Konstanz; durch Fleiß in seiner Kunst erwarb er 500. Kronen; wegen langwirriger Krankheit gerrieth er von neuem in Schulden; nach der Genesung reisete er nach England und Frankreich. Bey der Zurückkunft in Teutschland trat er als Schütze unter Graf Christophs von Oldenburg Regiment unter Hans von Teklenburgs Fahne bey der Armee des Marggrafen von Brandenburg. In der Schlacht bey Sieversshausen wurde er im J. 1553. von Christoph von Karlowitz gefangen genommen, verließ die Kriegesdienste und arbeitete auf teutschen und nordischen Bergwerken. Daß er auch zu Nürnberg bey einem Mosetzer (Hans Maslitzer) gearbeitet und dem berühmten Meßkünstler Schoener verschiedene astronomische Instrumente gemacht habe, sagt er selbst in der Magna Alchymia s. 99. Zu dieser Zeit hatte ihn seine grosse Kenntniß in Ruf gebracht, so daß ihm die Aufsicht über die Eberswaldische Gewerke im Tyrol anvertraut wurde. Nachdem seine Frau sich von ihm hatte scheiden lassen und er seines Bürgerrechtes zu Basel verlustig erklärt worden, so verehlichte er sich zu Konstanz mit Anna Huetlin, der Tochter eines Goldschmieds, bey dem er in Arbeit gestanden. Im J. 1558. zog er mit ihr nach Tarenz im obern Innthal; hier so wol als am Schürrgant, einem Berge am Antesbach, unternahm er Bergwerke auf seine Rechnung und legte eine eigene Schmelz- und Schwefelhütte an. Wegen seiner Einsichten erhielt er verschiedene Besuche von dem päpstlichen Nunzius und Bischof zu Capo in Istrien, von Peter Paul Vergerius, Hieronimus Cardanus u. a. Der Graf Ladislaus von Hag gab ihm die Aufsicht über alle seine

Bergwerke. Nach und nach wurde er dem Kayser Ferdinand bekannt, welcher ihm im J. 1559. die Erlaubniß gab; eine Weibsperson zu anatomiren, der zur Strafe alle Adern geöfnet worden, damit sie sich todt bluten möchte. Der Sohn des Kayfers, Erzherzog Ferdinand, war sein grosser Beschützer. Auf dessen Befehl reisete er im J. 1560. nach Schottland und den orkadischen Inseln; im J. 1561. nach Spanien und Portugal. Von da gieng er nach Afrika und Asien. Auf diesen Reisen erhielt er den Orden der h. Katharina auf dem Berge Sinai. Die Rückreise gieng über Kandia und Griechenland nach Italien, und von da wieder nach Ungarn. Auf diesen Wanderungen hatte er in der Arzneywissenschaft besondere Kenntnisse erworben. Bey der Zurückkunft im Tyrol im J. 1565. fand er seine Wirthschaft äusserst verfallen. Zur Wiederherstellung seiner Schmelzwerke schoß ihm die Regierung zu Jnsprugg ein Kapital von 700. Gulden vor; auch erhielt er von Zeit zu Zeit ansehnlichen Geldvorschnß von dem Grafen von Hag. Der Erzherzog schickte ihn nach Ungarn und Böhmen, um in beyden Reichen die Bergwerke zu untersuchen Thurneisser rühmt sich, daß er im J. 1568. in Ungarn bey dem kayserlichen Kriegsheer grosse Kuren, besonders in der Bräune verrichtet hatte. Jn Böhmen gerieth er in Bekanntschaft mit dem Grafen Joachim von Schlick, Landvogt in der Ober-Lausnitz, der ihm nachher sehr beförderlich war. Durch Stolz und Großmuth kam er in Mißgunst und Schulden. Jm J. 1569. erhielt er Urlaub, nach Niederdeutschland zu gehn, um physikalische Beobachtungen zu machen und den Druck seiner fertig liegenden Schriften zu besorgen. Auf seinen Seereisen hatte er sein Werk Archidoxa, in teutschen Reimen geschrieben. Jn diesem Werk sollten nicht allein der Lauf, die Würkung und der Einfluß der Planeten und des ganzen Firmaments in den menschlichen Körper und

in alle Gewerbe und Handlungen der Menschen, sondern auch eine versteckte Anleitung zur Alchymie enthalten seyn. Er hatte noch ein anderes poetisches Werk, welches er Quintessenz nennte, zum Druck fertig. In diesem wird die nöthige Verbindung der Arzneymissenschaft und der Alchymie gezeigt, im gleichen wie man aus allen Dingen die Subtilität oder Quintetessenz ziehen sollte, u. s. w. Auf seinen Landreisen hatte er eine Untersuchung der Flüsse angestellt und davon eine Beschreibung zusammengetragen. Auch glaubte er eine chymische Operation erfunden zu haben, durch welche man nicht allein die Beschaffenheit des Blutes, sondern auch die Ursache und den Sitz der Krankheiten in den Eingeweiden des Körpers genau bestimmen und die Heilmittel darnach einrichten könnte. Diese Erfindung wollte er in einem besondern Traktat beschreiben, und die anatomischen Figuren so wol als auch die chymischen Gefässe und Oefen, die zu seiner Operation nöthig wären, in Holz und Kupfer schneiden lassen. In Niederdeutschland hatten sich zu der Zeit des Albrecht Dürres, Lucas Kranachs und Lucas von Leyden Schüler als gute Formschneider und auch als Kupferstecher berühmt gemacht; sie hielten sich mehrentheils an denen Orten auf, wo berühmte Druckereyen waren. Thurneisser begab sich zuerst nach Münster; diese Stadt war wegen der Hofhaltung des Bischofs so wol als wegen der Buchdruckerey vorzüglich berühmt. Daselbst ließ Thurneisser im J. 1569. die erste Ausgabe seines Buchs Archidoxa bey Joh. Ossenbruck in Quartform auf seine Kosten drucken. Eben daselbst wurde gleichfalls in Quart die Quintessenz im J. 1570. gedruckt. Seither erschienen von beyden Schriften vermehrte Ausgaben in Folio. Der Bischof zu Münster hatte Thurneisser zwar mit in seinem Gefolge genohmen, als er im August 1570. die Prinzessin Elisabeth, eine Tochter

des Kayserz Maximilians und Braut Königs Karls IX. bis Nimegen begleitete; auch hatte er Thurneissern aufgetragen, eine Apotheke in Münster anzulegen: allein dieser wollte zugleich ein ansehnliches Laboratorium bauen und schafte die nöthigen Gefässe an. Dem Bischof schienen die Unkosten zu groß; Thurneisser machte ihm Vorwürfe, daß er nicht freygebig genug sey; er sagte, daß er nicht länger grossen Herren umsonst dienen wollte, überdem müßte er eine bequemere Gelegenheit suchen, seine übrigen Schriften druken zu lassen. Zu diesem Ende hin, besonders zur Besorgung der Ausgabe seines Werkes, Pison, oder der Beschreibung von den Wassern begab er sich nach Frankfurt an der Oder. Unter allen seinen Schriften hatte er sich durch dieses Buch, Pison, durch seinen Kalender und durch sein Kräuterbuch den meisten Ruhm erworben. Im J. 1571. wohnte er zu Frankfurt an der Oder bey dem Buchdrucker Eichhorn. Daselbst traf ihn auf der Durchreise der oben erwähnte Graf Johannes von Schlick an; in dessen Gefolg gieng er nach Prag zum Kayser Maximilian, um das Privilegium zum Verlag seines Buches zu suchen. Hierauf begab er sich nach Frankfurt zurück. Wie der Churfürst Johann George von diesem Wundermann und seinem unter der Presse befindlichen Buche allerley vortheilhafte Nachrichten hörte, so ließ er die gedruckte und einige ungedruckte Bogen holen. Thurneisser war so einfältig nicht, das er nicht sollte die Bogen, welche die Flüsse der Mark und deren unerkannte Reichthümer betrafen, vor andern vorgelegt haben. Er hatte diesen, so wie vielen andern Flüssen, in allen Stüken mehr beygelegt, als er jemals in der Wahrheit beweisen konnte. Selbst die moralischen Eigenschaften der Märkischen Wasser sind ihm nicht verborgen geblieben. Er sagt im Pison S. 363. erster Ausgabe: „Die Hauel hielt in ihr nichts besonders, ein

„fischreiches, schwer vnd vngesundt, faul Wasser, davon „etliche Weiber, die es trinken, gar böse, scharfe vnd „lügenhaftige Zungen überkommen„ Nützlicher ist: daß er fast überall die bey den Brunnen und Flüssen wachsende Kräuter, und öfters auch die Steinarten und andere Merkwürdigkeiten anführt.

Der Churfürst, welcher wieder die Goldmacherkunst, durch die Laboranten seines Vaters, und auch wieder den Bergbau eingenommen war, fand um so mehr Vergnügen an Thurneissers Buch, da er hier einen Mann antraf, der nicht erst einen beschwerlichen Bergbau führen und Schmelzhütten anlegen durfte; sondern er fand das Gold in Flüssen und Bächen, gleich in Körnern, und durfte nur das Gehalt probieren. Er entdeckte die Oerter, wo man in der Mark Rubine, Smaragde, Saphire und andere edle Steine finden konnte, die man bisher weder gefunden hatte, noch schwerlich künftig finden wird. Ausserdem war Turneisser dem Churfürsten als ein Arzt von seltner Kunst empfohlen. Er ließ ihn also zu sich fodern.

Thureisser war ein Mann von gutem Ansehn, lebhaft und nicht unangenehm im Umgange. Er gefiel dem Churfürsten; die Gemahlin befand sich nicht wol; Thurneissern versicherte nach erhaltener Aufforderung: Es wäre gewiß, daß man durch die Physiognomie viele Mängel, aber doch nicht alle und nicht so gut, wie aus der Untersuchnng des Harns und dessen Distillazion erkennen könne. Da er aus dem blossen Anblick der Fürstin einige Gebrechen ihres innern Körpers, zur Verwunderung beyder fürstlicher Personen entdeckte, so wurde ihm deren Kur aufgetragen. Thurneisser war entweder selbst so klug oder es war ihm gerathen worden: genug er äusserte einiges Bedenken, die Kur allein zu übernehmen. Diese anscheinende Bescheidenheit vermehrte das Vertraun des

Churfürsten. Hierinn bestärkten diesen die Unterhändler, Wolfgand von Kloster und Mathias von Saldern, welcher letztre durch Thurneissers Mitwürken ein neues Bergwerk zu errichten hofete. Auch ward Thurneisser dem Hofe durch den Grafen von Schlick empfohlen. Der glückliche Ausgang der Kur an der Fürstin gab diesen Empfehlungen den kräftigsten Nachdruck. Besonders auch die Schönen verbreiteten den Ruhm unsers Adepten. Bereits vom Aprill 1571. finden sich verschiedene Schreiben von einigen Fräulein, die auf dem Lande wohnten, und von verheurateten Damen, worinn sie ihn theils um Schminken, theils um Waschwasser und Schönheitsöl ersuchen; sie schliessen gemeinniglich mit der Bitte: es niemand wissen zu lassen, noch andern davon zu geben. Der Churfürst ernennte ihn zu seinem Leibarzt; auf seine Kosten ließ er sein Weib und seine Kinder von Konstanz kommen und in die vierzehn Jahre genoß Thurneisser der unveränderten Gnade des ganzen, churfürstlichen Hauses.

Im J. 1572. edirte er seine Beweisgründe für die Kunst aus dem Urin zu urtheilen In dieser Schrift befindt sich B. X. C. 3. die Geschichte, wie er dem König in Polen Siegmund I. aus dem Harn nicht nur seine Krankheit, sondern auch seinen Tod und den Mouat, ja den Tag desselben, in der Abwesenheit, genau vorhergesagt habe. Eben so hatte er dem Otto von Predow (wie er in seinem Kräuterbuch versichert) einen tödtlichen Schlagfluß voraus verkündigt

Ausser einem sehr beträchtlichen Gehalt übergab ihm der Churfürst grosse Gebäude zur Anordnung so wol eines Laboratoriums als einer eignen Buchdruckerey. Er hatte eine Art von Hofstaat oder Haushaltung von mehr als 200 Personen Er selbst gieng reinlich und prächtig in schwarzsammtnen und seidenen Kleidern und (welches auch bey Fürsten ungewohnt war,) täglich mit seidnen

Strümpfen. Um den Hals trug er güldene Ketten mit güldenen Gnadenpfenningen. Sein Wagen war mit vier Pferden bespannt. Auch auswärtig war sein Ruf ungemein groß. Noch zeigt man Briefe, welche Kayser Maximilian und die englische Königin Elisabeth an ihn geschrieben. In der königl. Bibliothek zu Berlin befinden sich an ihn viele Briefe grosser Fürsten und berühmter Gelehrten. Ueberdem wurden ihm allerley alte und auch neuere Offenbarungen, Gesichter, Weissagungen und andere prophetische Aussprüche eingeschikt, um von ihm deren Bedeutung zu erfahren. Es ist mit den alten Prophezeyungen, sagt Moehsen, wie mit dem Lottospiele: bey der grossen Menge von Einsätzen, die verlohren gehen, trift zuweilen einer, wo nicht die gesetzte Terne, dennoch einen einzelnen Auszug. So wie Thurneiser als Schwarzkünstler in Ruf kam, so wurde er auch in Hexereyen zu Rathe gezogen. Ausserdem stand er beynahe mit ganz Berlin in Verbindung. Sein Haus war wie ein Lombard, und in demselben wohnte die Seele eines grossen geschäftigen Wucherers. Wer Geld brauchte und Geldeswerth hatte, schikte es zu ihm zum Umsatz. Der Churfürst selbst und der Hof gaben ihm vielerley Bestellungen von Einkauf nnd Arbeiten. Die Vorzüge seiner Buchdruckerey waren überall so berühmt, daß gelehrte Professoren, selbst aus Basel, herreiseten, um bey ihm ihre Schriften druken zu lassen. Meistens setzt er den Büchern, die er herausgab, bey: Gedruckt im grauen Kloster oder excusum Berlini in Monasterio Leucophæo. Durch seine Kalender und Nativitätsstellungen wußte er sich ungemein zu bereichern. Noch weit mehr aber als durch seine gedruckten Bücher gewann er durch Handschriften, Rathschläge und Briefe. Der berühmte M. F. von Seidel sagt in seiner Handschrift von Thurneissers Leben: „Ich habe von „Thurneissern ein Manuscript gehabt, wie man aus Rhei-

„ nischem Golde Dukatengolde machen könne, unterm Ti-
„ tel: Die Rheinische Kunst. Für dieses Buch hat Chur-
„ fürst Johann George, besage der Präfation, neuntausend
„ Thaler zusagen müssen. „ Es soll auch auf der königl. Bibliothek zu Berlin ehmals eine Handschrift von Thurneissern, unter dem Titel: De Transmutatione Veneris in Solem *) vorhanden gewesen seyn, wofür ihm und seinen Kindern 600 Thaler jährliches Gehalt gereicht worden.

Mitten in der glänzendesten Laufbahn und bey den herrlichsten Aussichten in die Zukunft würkte auf Thurneyssern ein unglückliches Gestirn. Dieses flößte ihm eine ausserordentliche Sehnsucht nach seinem Vaterland ein, und nach anfänglichem Wiederstand sah er sich von dem heftigsten Heimweh beunruhigt. Da er dieser Schwachheit nachgab, so zog er sich allerley wiedrige Schicksale zu, die ihn endlich aus einem reichen Mann in einen armen Flüchtling verwandelten.

Thurneysens bisheriges Hauswesen hatte seine zweyte Frau zu seiner und jedermanns völliger Zufriedenheit besorgt. Unglücklicher Weise verlor er diese Frau im J. 1575. Desto empfindlicher ward ihm dieser Verlust, seitdem er seine ganze Wirthschaft unter der Verwaltung seines lüderlichen Bruders Alexanders ganz in Verwirrung gestürzt sah. Dieser Bruder beredete ihn, daß er nach Basel zurückkehren möchte. Um das verlorne Bürgerrecht wieder zu erhalten, verpflichtete sich Thurneisser zur Vergütung seiner ehmaligen Betrügereyen und zur Bezalung der väterlichen Schulden. Im J. 1576. brach in Berlin die Pest aus; er blieb von der Pest befreyt, lag aber fünf Wochen lang an einer hitzigen Hauptkrankheit. Nach der Genesung folgte er dem Hofe nach Karzig; der öftere und lange Aufenthalt des Hofes auf den Lust- und Jagdschlössern war ihm

*) S D. Petræi Vorrede zu Basilii Valentini Schriften 1740. f. 76. 81.

beschwerlich. Wegen der Pest durfte er nicht nach Berlin gehn, um sein Laboratorium und seine Druckerey zu besorgen. Indeß lag ihm die Ausarbeitung seiner Natur- und Pflanzengeschichte sehr am Herzen. Conrad Geßner hinterließ sein botanisches Werk unvollständig. Thurneisser hofte das vollständigste Herbarium in X Theilen in Folio zu liefern. Nun sah er sich neun Monate lang von seinen Lieblingsstudien entfernt; die Klagen die er von seinen Leuten aus Berlin erhielt, vermehrten seinen Unmuth; die einen seiner Kinder waren schon nach Basel verreißt, die andern wurden in Berlin von seinem Bruder schlecht besorgt. Hiezu kam noch die Verminderung seines Kredits in der Arzneykunst. Der berühmte D. Kaspar Hofmann zu Frankfurt hatte eine Rede de barbarie imminente * gehalten, die Thurneissern beschwerlich fiel. In dieser Rede lobte Hofman die Chymie als sehr nützlich in der Arzneykunst: Zugleich aber zeigte er, daß der Chymiker allein noch lange kein grosser Arzt sey, besonders errniederigte er die neu aufgekommenen Varazelsisten; den Reichen, sagte er, fegten sie die Beutel mit theuren aus Edelstein zubereiteten Arzneyen mit Nativitätstellungen und Anpreisung des Talismanns gäben sie sich ein wunderthätiges Ansehn. Die Rede fand in Frankfurt ungemein viel Beyfall und sollte gedruckt werden, welches Thurneissern bis J. 1578. zu verhüten wußte; mittlerweile gieng sie unter den Gelehrten des Hofes in Handschrift herum und benahm vielen die Vorurtheile für das Nativitätstellen und für die Talismans. Fast zu selbiger Zeit hatte ein Ungenannter aus Magdeburg an Thurneissern geschrieben: Daß der gelehrte Rektor, Magister Georg Rollenhagen, seine Kalenderprophezeyungen in der Schule vorgelesen und sich über ihn aufgehalten hätte; er

*) S. Joach. Negeleins Ulysses litterarius. Norimb. 1726. 8vo, welcher aber unrichtig diese Rede dem Kaso. Hofman zu Altorf zuschreibt.

hätte ihn einen ungelehrten Apotheker und Goldschmidsknecht, einen groben Mann, Phantasten, Schwarzkünstler gescholten; er hätte nicht studirt, sondern seine Magisters, die er hielte, thäten das beste; es wäre mit seinen Kalendern lauter Narrenwerk; er warnte jeden, sie nicht zu kaufen, deßhalb wären die Kalender daselbst in Verachtung gekommen u. s. w.

Die Besorgniß, seinen Kredit noch mehr zu verlieren, trieb ihn jzt desto mehr an, sich aus aller Verbindung des Hofes loszureissen und seine projektirten Werke in Ruhe auszuarbeiten. Er verkaufte seine Druckerey in Berlin und hielt um seinen Abschied an. Der Churfürst that alles mögliche, um ihn zurückzuhalten. Im September rührte ihn der Schlag, der ihn an der Zunge und auf der einen Seite lähmte. Die Kur, deren er sich bediente, hat Colerus im Hausbuche umständlich beschrieben; sie zeugt von seinem Aberglauben und seinen Einsichten. Er ließ gehackte weisse Tauben in Milch und Kampfer destilliren und bestrich mit dem Wasser die gelähmten Theile; er brauchte seine Perlentinktur, aß täglich gebratene und gekochte Tauben, trank guten Wein und Bier und hatte alle Tage Gäste. Die Kur daurete lange und machte, daß er einige Zeit ruhig wurde. Im Aprill 1578. hielt er um Erlauniß an, nach Basel zu reisen, um seine Sachen daselbst in Ordnung zu bringen. Nicht ohne Mühe entschloß sich der Churfürst, ihn auf einige Zeit zu entlassen. Seine Abwesenheit hatte die Gnade seines Herrn gar nicht gemindert.

Sogleich nach seiner Ankunft in Basel brachte er die Sache wegen der Juden zu Weil und wegen Verlassung seiner ersten Frau in Richtigkeit. Von der Obrigkeit ward ihm auferlegt, nicht durch die Strasse zu gehn, wo diese Frau mit ihrem Mann wohnete. Den 19. Dezember 1579. hielt er um das Bürgerrecht an. Er erhielt die Erlaubniß, in der Stadt ein Haus und vor der Stadt

ein Gut zu kaufen. Gegen Erlegung von 40 Floren sollte ihm und seinen Kindern das Bürgerrecht zukommen: den Bürgereyd aber könne er nicht eher schwören, als bis er seinen Abschied von dem Churfürsten vorgelegt; denn es könne niemand zu Basel Bürger werden, der noch andern Herren mit Eyd verpflichtet wäre.

In seiner Abwesenheit war zu Berlin eine besondere Schrift des D. Joel, Professors zu Gryphswalde, angekommen, der ihn darin der Zauberey beschuldigte, wie auch, daß er den Teufel in einem Kristalglase bey sich führte; durch dessen Hilfe schreibe er in lateinischer, chaldäischer, 'ebräischer und indischer Sprache, ohnerachtet er sie gar nicht verstände. Joels Schrift machte ihm sehr viel Verdruß.

Im J. 1584. begab er sich heimlich aus der Mark weg. Pauli, Buchholz und Löckkel sagen es Leuthingern und Haftiz nach, daß Thurneisser deswegen zu dieser Flucht genöthigt worden, weil er durch alchymistische Künste die churfürstliche Schatzkammer geschwächt habe. Indeß fällt diese Flucht in die Mitte des Jahres 1584, und gleichwol noch in diesem Jahre bewieß sich der Churfürst als Thurneissers Beschützer Wenn ihn auch keine Besorgniß, durch entdeckten Betrug in Ungnade zu fallen, zu verzweifelten Entschlüssen antrieb, so konnte ihn, (nach seinem Karacter) hiezu der Verlust seines sämmtlichen Vermögens in Basel angetrieben haben.

Als der Churfürst nach Dresden gereist war, so begab sich Thurneisser in der Stille nach Italien. Wie lang er sich zu Rom aufgehalten, ist nicht bekannt. Daselbst machte er, in Gegenwart des Kardinals und nachmaligen Großherzogs Franziskus de Medizis, das Kunststük mit dem berühmten, zur Hälfte in Gold verwandelten Nagel, der darauf nach Florenz gekommen und daselbst aufbehalten wird. Im J. 1590. gab er die Attisholzer-

oder Attiswalder-Badordnung heraus. Auf dem Titel nennt er sich Leonard Thurneisser, jeziger Zeit zu Rom. Im folgenden Jahr gab er, vermuthlich zu Köln, einen Kalender mit seinem Wapen in einem schlechten Holzschnitt und mit einem Vorbericht von der Magie in deutscher Sprache heraus. Er soll im J. 1595. oder 96. in einem Kloster zu Köln gestorben seyn, und vorher gebeten haben, daß man ihn neben dem Albertus Magnus begraben möchte.

Das Verzeichniß seiner Schriften, so wie seine ausführliche Lebensbeschreibung und Charakteristik findet man in Moehsens hochschätzbaren Beyträgen zur gelehrten Geschichte in der Mark Brandenburg. 4to. Berlin bey Decker. 1783. Damit vergleiche man das Verzeichniß in Herzogs Adumbrat. Eruditor. Basil. apud. Exteros celebrium, f. 154.

Peter Joseph von Rivaz *.

Rivaz erblikte das Weltliecht zu St. Gingoulph im untern Wallis den 29. Merz 1711. Sein Vater, Stephan von Rivaz, hatte bey der Thronbesteigung des Königs von Sardinien, Carl, Emanuels, diesem Könige als Kronvassel gehuldigt. Der junge Rivaz vollendete zu Chambery seine akademische Laufbahn. Schon in seinem sechszehnten Jahre äusserte er vorzügliche Neigung für die Mechanick, und diese Neigung unterhielt er bis an sein Ende. Noch war er erst zwanzig Jahre alt, als ihm der Vater in der Republick Wallis sein obrigkeitliches Amt abtrat. Nicht lange hernach aber überließ er dieses Amt einem Bruder, und wiedmete alle seine

* Ein Auszug aus dem Memoire historique, das Herr General, Baron von Zurlauben, verfertigt, und mir gütig mitgetheilt hat.

Zeit der Meßkunst. Seine Nachforschungen über die Gesetze der Bewegung, über die verschiedene Schwere der Metalle, über die Wirkung ihrer Vermischung u s. w. führten ihn auf wichtige Verbesserungen der Uhren. Unter andern hatte er der königl. Academie der Wissenschaften zu Paris seine Erfindung eines gewissen zusammengesezten Metalls antragen lassen. Die Academie ließ sein neues Uhrwerk untersuchen. Umsonst forschte sein Nebenbuhler, Julier le Roi, nach der verborgenen Einrichtung desselben. Unter königlichem Schuzbriefe behielt Rivaz für fünfzehn Jahre sein Geheimniß für sich. Auf Daniel Bernoullis Gutachten übergab er der Akademie eine Pendul-Uhr; diese Uhr besaß noch verschiedene Vorzüge vor derjenigen, welche die Akademie mit ihrem Beyfalle beehrt hatte; sie zog sich von selbst auf, und ihre Bewegung war so dauerhaft, als der Stoff des Triebwerkes. Wenn ihn auf der einen Seite die Lobeserhebungen eines Daniel Bernoulli, und der Beyfall sowohl des Hofes als der Akademie ermunterten, so schlugen ihn auf der andern Seite der damals auch noch in Paris herrschende Künstlerneid und Handwerkszwang nieder. Gegen einen Anonymus, der seine Erfindung herabsetzen wollte, schrieb er eine Abhandlung, deren in dem Dictionaire encyclopedique unter dem Artickel Horlogerie mit Ruhme erwähnt wird. * Er verfertigte hierauf Penduln zu näherer Bestimmung der Länge des Meeres; auch hinterließ er zu noch kunstreichern Penduln die Plans und Tabellen. Unter andern hatte er bey einer von seinen Uhren eine besondere Art von Unruhe angebracht. Davon findet man eine sehr vortheilhafte Beschreibung in dem Memoires de l'Academie des Sciences vom Januar 1775. Von so vielen

* Man sehe auch Journal des Savans, Juin 1752; f. 170. und die Memoires de l'Academie des Sciences.

vielen andern seiner mechanischen und besonders auch hydraulischen Erfindungen liest man ein Verzeichniß in dem Tableaux de la Suisse. * Dem Vivaz verdankt man jene bewundernswürdige Operation, vermittelst welcher die Arbeit des Steinschneiders um drey Viertel abgekürzt wird. Es ist ein Werkzeug, welches mit der äussersten Genauheit die schönsten Modelle kopiert. Wir verweisen auf die Beschreibung desselben in der Année litteraire 1758 und in dem Dictionnaire portatif du Commerce T. III. Bouillon 1770, s. 227.

Im Jahr 1760 hatte Rivaz durch den Grafen von St. Laurent einen Ruf nach Turin erhalten. Unter ehrenvollen und vortheilhaften Bedingungen übernahm er die Aufsicht über die Salzminen von Tarantaise. Nach der Abänderung des Ministers wurden ihm die Bedingungen nicht alle gehalten. Während seiner Besorgung der Salzquellen hatte er mit dem Salze sehr viele und wichtige Versuche gemacht, deren öffentliche Bekanntmachung nunmehr einen seiner würdigen Söhne beschäftigt.

Zur Erholung von seinen mathematischen Arbeiten diente ihm das Studium der Geschichte und Kritick. Auch dieses Studium trieb er mit der Genauheit seines geometrischen Geistes. Wie viel Licht verbreitete er nicht unter andern über das Chaos des Mittelalters? Erst nach seinem Tode erschienen von ihm die Eclairciſſemens sur le Martyre de la Legion Thebeene & sur l'epoque de la perſecution des Gaules ſous Diocletion & Maximen. Paris 1779 dieses Werk edirte sein Sohn, Anton von Rivaz, General-Vikar von Dijon ** Auszüge aus seinen diplomatischen Abhandlungen, besonders

* Tome II. s. 49. — 56. Edit. in fol.

** Man sehe die Fortsetzung von der gallia christiana T. XII, ecclesia Sedunensis s. 764.

auch aus seinem Werke über den eigentlichen Ursprung des savoyschen Hauses lieferte sein Freund, Herr General von Zurlauben, der sich um die Litteratur unsterbliche Verdienste erworben. Auch besitzt er von Rivaz das Portrait, nach welchem der Kupferstich in unserer helvetischen Galerie gemacht ist. — Rivaz zeichnete sich eben so vortheilhaft durch sein Herz als durch seinen Geist aus. In seiner Person liebten die Grossen bescheidene Gelehrsamkeit und natürliche Freymüthigkeit; die Gelehrten mittheilende Diensifertigkeit und gänzliche Befreyung von Eifersucht. Unter seinen vertrauten Freunden nennen wir, ausser einem Zurlauben, auch noch einen Dons en Brai, einen la Condamine und de la Caille. Der Schaz seines gelehrten Briefwechsels liegt bey seiner Familie aufbewahrt. Er starb zu Moustier in Tarantaise den 6. August 1772. Schon im J 1750 hatte er seine Gattin, Maria Barbe Düsay, verloren. Von ihr bekam er zwo Töchtern und vier Söhne.

Zum Beschlusse liefern wir von ihm das ehrenvolle Zeugniß eines unverdächtigen Lobredners, das J. J. Rousseau: „Je puis citer ici en exemple un homme du „merite, bien connu dans Paris, & plus d'une fois hon„noré des Suffrages de l'Academie des Sciences; c'est „M. de Rivaz, celebre Valaisain; je sais bien pu'il „n'a pas beaucoup d'égaux parmi ses compatriotes; „mais enfin c'est en vivant comme eux qu'il a appris á „les sur passet." S. Rousseaus Lettre d'Alembert sur „les s. 123 Amstd. 1763.

Joh. Peter von Crousaz. *

Er ward zu Lausanne im J. 1663. gebohren. Zur Hauptwissenschaft wählte er die Gottesgelehrtheit; in den übrigen Fachen der Gelehrsamkeit aber nahm er so zu, als wär jedes derselben sein Lieblingsfach gewesen.

Im J. 1707 ward er zum Prediger in seinem Geburtsorte ernennt. Zugleich erhielt er den academischen Lehrstul der Philosophie und Meßkunst. In seinen logischen Vorlesungen folgte er dem Leitfaden eines Tschirnhausen und Leibnitz. Im J. 1711 ward Barbeirac sein College. Mit besondrer Thätigkeit arbeiteten diese beede Gelehrten an der Verbesserung des Schulwesens. Bisher ward bey der Beförderung der Schüler von dem Rector der Academie in der Hauptkirche, in Anwesenheit so wol des gesammten Rathes als der academischen Bürger eine lateinische und meistens wenig zweckmäßige Rede gehalten. Crousaz machte den Anfang, diese Rede in französischer Sprache zuhalten. Der Innhalt war die Pedanterie, welche so sehr von ächter Gelehrsamkeit abweicht. ** Auch Barbeirac hielte seither diese Reden in französischer Sprache.

Beeden Männern zogen die Streitigkeiten wegen der Formula consensus grossen Verdruß zu. Ein Sohn des Crousaz ward nebst sechs andern ordinirten Kandidaten in dem Kirchenbuche ausgestrichen. Nachher ward er wieder angenommen; vermuthlich eben der, welcher hernach dem Vater in seinem Lehramte folgete.

* S. Rathlef gelehrtes Europa, Th. III. s. 70. Götten, Jöcher, besonders auch sein Eloge in den Mem. de l'Acad. des Sciences à Paris. 1750.

** S. in den divers ouvrages des Discours sur la pedanterie.

Im J. 1720 gewann unser Crousaz den Preis, den die königliche Academie der Wissenschaften zu Paris auf auf die beste Erklärung der Bewegung gesezt hatte. Dadurch erwarb er sich so viel Ansehn, daß ihn die Academie im J. 1725 zum Mitgliede annahm. — Ein Jahr vorher gieng er nach Gröningen, daselbst bekleidete er den mathematischen und philosophischen Lehrstul. Mittlerweile ließ er, mit obrigkeitlicher Bewilligung, sein Amt in Lausanne durch seinen Sohn verwalten, damit er, wofern ihm die holländische Luft nicht dienlich seyn würde, wieder in dasselbe zurüktretten könnte. Allein mit Vergnügen blieb er in Gröningen, und sein Amt in Lausanne wurde im J. 1726 dem Franz Friederich de Traitorrens anvertraut.

Im J. 1728 begab er sich nach Kassel, als Hofmeister des Prinzen Friedrichs. Bey dieser Stelle blieb er sieben Jahre lang; zugleich erhielt er die Würde eines königlich schwedischen und landgräflich hessenkasselschen Gesandschaftsrathes.

Hierauf kam er im J. 1735 wieder nach Lausanne. Während Traitorrens, seines Nachfolgers, Kranckheit wurden keine, weder philosophische noch mathematische Torlesungen, gehalten. Ungeachtet des heranrückenden Alters, entschloß sich also Crousaz zur Besorgung solcher Vorlesungen, und zwar ohne ohne einige Bezahlung. Nach Traitorrens Hinscheid übernahm er aufs neue das Lehramt, das er vormals bekleidete. Da er aber schon fünf und siebzig Jahre alt war, so wurde ihm, zur Schonung seiner Kräfte, Mollin de Montagny zum Gehilfen gegeben. — Im J. 1737 ward er zum Mitgliede der koniglichen Academie in Paris und Bourdeaux ernennt. Er starb den 21. Febr. 1750.

Noch liefern wir kürzlich die Geschichte seiner Schriften, so weit uns dieselbe bekannt sind.

Ob er in jüngern Jahren, auſſer einigen Diſſertationen, etwas edirt habe, können wir nicht ſagen; die erſte ſeiner Schriften, die uns bekannt iſt, gehört in das J. 1712, da er ſeinem fünzigſten Jahre ſchon nahe war. Dieſe Schrift erſchien zu Amſterdam unter der Aufſchrift: Syſteme des reflexions, qui peuvent contribüer à la netteté & à l'étendüe de nos connaiſsances, nouvel eſsai de Logique, in zween Octavbänden, zwey Alphabete. Eine Vernunftlehre, wegen Anmuth des Vortrages nicht weniger von Weltleuten als von Schulgelehrten geſchäzt. Eine vermehrte Ausgabe war hernach im J. 1720 zu Amſterdam, unter der Aufſchrift: La Logique ou Syſtéme des reflexions in drey Duodezbänden erſchienen. Zu Genf kam im J. 1723 eine lateiniſche Ueberſezung mit Zuſäzen heraus. Unter den Zuſäzen ſind vorzüglich diejenige merkwürdig, die er theils den ſchwärmeriſchen Lehrſäzen der Miſtiker, theils dem Fataliſmus Anton Collins entgegen geſezt hat. Schon wieder erſchien im J. 1725 zu Amſterdam eine vermehrte, franzöſiſche Ausgabe. In gleichem Jahre wurden in lateiniſcher Sprache zween verſchiedene Auszüge geliefert. Im J. 1735 und 1737 eine kürzere Vernunftlehre, franzöſiſch, dem Prinzen von Kaſſel gewiedmet. Im 1740 lateiniſch, in Fragen und Antworten, Horatii Logica; den Namen Horazen trägt ſie daher, weil die meiſten Beyſpiele aus den Gedichten dieſes Poeten entlehnt ſind. Schon im J. 1724 iſt Crouſaz Logick ins Engliſche überſezt worden. — Doch wir eilen zu ſeinen übrigen Schriften:

Diſſertation ſur Homere & ſur Chapelain, Hag 1714 wie auch in dem Anhange zu dem Chef d'œuvre d'un Inconnu vom J. 1716. In dieſer Abhandlung werden Homer und ſeine Verehrer noch ſchärfer als von La Motte beurtheilt. Dem Joh. Chapelain, Verfaſſer des

Heldengedichtes, Pucelle d'Orleans, verspricht Crousaz, daß er nach zwanzig Jahrhunderten eben so angebettet seyn werde als jezo Homer.

Reflexions sur l'utilité des Mathematiques & sur la maniére de les étudier, avec un nouvel essai d'arithmetique demontrée, Amsterdam 1715. Ein Gegenstand, worüber Crousaz besser als über die Iliade zu urtheilen im Stande war.

Traitté du Beau. Amst. 1715. Das Schöne sucht er in der innern Uebereinstimmung des Mannigfaltigen. Eine veränderte Ausgabe erschien im J. 1723. In dieser handelt der Verfasser auch von der Schönheit der christlichen Lehre.

Examen du Traitté de la Liberté de penser. Amst. 1718. In diesem Sendschreiben an dü Lignon widerlegt er Anton Collins Gedanken von der Freyheit zu denken, wie auch den Brief, in welchem dieser leztre unter der Person eines arabischen Arztes den Muhamed zu verthäidigen bemüht ist.

La Geometrie des Lignes & des Surfaces rectilignes & circulaires, Amst. 1718.

Nouvelles Maximes sur l'éducation des enfans, Amst. 1718. Wegen dieser Schrift wollten ihn die Geistliche in Bern als Schuzredner des Lasters verklagen. * Im J. 1722 schrieb er ein grösseres Werk über die Erziehung.

Im J. 1721 edirte er zu Amsterdam Cinq Sermons sur la verité de la relig. chret. avec un sixiéme, prononcé à l'occasion de la peste, qui regne en provence. Hierauf folgten im J. 1723 die Sermons sur la resurrection de I. C. sur le secours du St. Esprit & les devoirs de la jeunesse.

* S. Gelehrte Leipziger-Zeitungen vom J. 1718 s. 818.

Im J. 1721 erschien sein Commentaire sur l'analyse des infiniment petits, Paris, in Quart, ungefähr zwey Alphabete. Sein Vorfahr in Gröningen, Joh. Bernoulli, ließ in Handschrift einen Aufsatz über die leibnitzische Differential- und Integralrechnung herumgehn; eine Abschrift davon war in die Hände des Marquis de L'Hospital gekommen; dieser brachte die Differentialrechnung in Ordnung und edirte sein Werk im J. 1696 da es für die meisten Leser zu schwer war, so schrieb Crousaz seinen Commentar; wenig günstig indeß ward er beurtheilt.

Im J. 1724 edirte er zu Gröningen seine academische Rede de Logicæ cum physica, & matheseos cum utraque reciproco nexu. Ebendaselbst in gleichem Jahre de physicæ origine, progressibus, ejusque tractandæ methodo, & de corporis essentatia in Specie. Gleichfalls in Gröningen Tentamen novum methaphysicum vom J. 1725. Eben daselbst in gleichem Jahre Essai de rhetorique, dans la traduction de quatre haranques de Titelive, avec des nottes. — Ferner eine philosophische Abhandlung de physicæ utilitate. — Im folgenden Jahre eine philosophisch-theologische Dissertation de mente humana, Substantia à corpore distincta & immortali. Diese Schrift bestreitet die Lehre von der vorher bestimmten Harmonie. — Zu Paris erschien in eben diesem Jahr 1726 das Traitté de l'algébre; zu Gröningen der Versuch sur le mouvement, eine Preisschrift, für die er von der königl. Akademie in Paris mit einer Prämie von 2000 Livr. beschenkt ward.

Im J. 1733 edirte er im Hag sein Examen du pyrrhonisme ancien & moderne, in Folio bey neun Alphabeten. Einen Auszug davon hat Formey geliefert. Das ganze Werk besteht aus drey Theilen. In dem ersten zeigt er die Quellen der Zweifelsucht und die Mittel zu ihrer

Verstopfung; in dem andern wiederlegt er den Sextus Empiricus; in dem dritten den Peter Bayle, nebst des Huetius Abhandlung sur la faibleſſe de l'éſprit humain.

Im J. 1737 erſchienen die divers ouvrages von Crouſaz, über den natürlichen und bürgerlichen Zuſtand des Menſchen, über die Vorzüge der Wiſſenſchaften, über den Schulunterricht u. ſ. f.

Eine Wiederlegung von Popens Verſuch über den Menſchen, den Crouſaz fataliſtiſcher Lehrſäze beſchuldigt.

Unter verſchiedenen andern Schriften, die von ihm in fremde Werke eingerükt worden, ſind vorzüglich jene Diſſertationen ſur la Signature du Conſenſus merkwürdig; ſie befinden ſich in den Memoires pour ſervir à l'hiſt. des troubles arriveés en Suiſſe, à l'occaſion du Couſenſus, Amſt. 1726. Viele ſchreiben unſerm Crouſaz dieſes Buch ganz zu.

BSB MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pfenninger, Heinrich, 1749-1815 / Meister, Leonhard, 1741-1811 / Fäsi, Johann Kaspar

Helvetiens Berühmte Männer in Bildnissen

Bd.: 2

Zürich 1799

Bibl.Sud. 1137-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10726984-9
VD18 9023300